




THORBECKE



126. Heft 2008



Schriften des Vereins für
**GESCHICHTE DES
BODENSEES UND SEINER
UMGEBUNG**

Schriften
des Vereins für Geschichte
des Bodensees
und seiner Umgebung

126. Heft 2008

INHALTSVERZEICHNIS

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER UMGEBUNG

126. Heft 2008



JAN THORBECKE VERLAG

2 02168

Schriftleitung:

Dr. Jürgen Klöckler M.A., Konstanz

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge tragen alleine
die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

7

gsa

2

s23a-126

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 by Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de · info@thorbecke.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Dieses Buch ist aus alterungsbeständigem Papier nach DIN-ISO 9706 hergestellt.

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern

Printed in Germany

ISBN 978-3-7995-1714-0

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2006/07 VII

Bericht über die 120. Hauptversammlung am 23. September 2007
in Langenargen XIII

MICHAEL LOSSE

»Friedingen, still-stolze Feste«.

Anmerkungen zum sog. »Friedinger Schlößle« bei Friedingen im Hegau 3

ERNST ZIEGLER

Das St. Galler Urkundenbuch »Chartularium Sangallense« 27

THOMAS MARTIN BUCK

»Des heiligen Reichs und deutscher Nation Nothdurft und Obliegen«.

Der Konstanzer Reichstag von 1507 und die europäische Politik 35

KARL HEINZ BURMEISTER

»Der Heiße Sommer« 1540 in der Bodenseeregion 59

EVA-MARTINA KELLER

Auf den Spuren eines Schuldramas der Nachreformationszeit.

Die Sankt Galler Bearbeitung von Mathias Holzwarts »Saul« 89

BEATE FALK

Tiroler, Teufels-Plätz und Schneckenkönig.

Die Figuren eines barocken Konstanzer Karnevalsumzugs aus dem Jahr 1778
und ihr Weiterleben in der heutigen Fastnacht 113

ANDRÉ GUNZ

Hugo Kramer und die »Volksstimme« in der Zwischenkriegszeit.

Sozialdemokratische Zeitungsarbeit in der Ostschweiz 201

MICHAEL DIENST / IRENE STRANG

Die Dynamik der Strandrasen am Thurgauer Bodenseeufer seit 1990 –
dargestellt anhand von Mikrokartierungen 215

JOSEF ZOLLER

Das Naturschutzgebiet Altenrhein im schweizerischen Rheindelta 231

Buchbesprechungen 249

Verein intern 269

JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2006/07

Der Bericht erstreckt sich satzungsgemäß über den Zeitraum ab der letzten Hauptversammlung in Hallau am 24. September 2006 bis zum Beginn der diesjährigen Hauptversammlung in Langenargen am 23. September 2007.

MITGLIEDER

Insgesamt sind im Berichtszeitraum 21 Austritte zu verzeichnen (davon 6 in den Schweizer Kantonen und dem Fürstentum Liechtenstein, 2 in Vorarlberg und 13 in Bayern und Baden-Württemberg). Den 21 Austritten stehen insgesamt 38 Neueintritte gegenüber (davon 2 in der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein und 36 in Bayern und Baden-Württemberg). Wir können festhalten, dass die Tendenz in der Mitgliederzahl weiterhin leicht ansteigend ist.

Durch Tod verloren wir:

Agathon Aerni, Bern

Magdalena Prager, Überlingen

Walther Schürger, Langenargen

Professor Arno Borst, Konstanz

Wir werden die Verstorbenen in ehrenvoller Erinnerung behalten.

VORSTANDSSITZUNGEN

Im Berichtszeitraum hielt der Vorstand drei Sitzungen ab. Zur ersten Sitzung traf man sich am 10. Oktober 2006 in Konstanz im Archäologischen Landesmuseum. Der Präsident überraschte im kulturellen Teil die Vorstandsmitglieder mit einer Führung durch eine im Aufbau befindliche Playmobil-Ausstellung. Herr Dr. Hans-Ulrich Wepfer und seine Gemahlin waren am 7. März 2007 wieder einmal hervorragende Gastgeber bei unserer zweiten Vorstandssitzung im Seemuseum Kreuzlingen. Im Anschluss an die allfälligen Aufgaben des Vorstandes erfuhr dieser im kulturellen Teil der Sitzung von Frau Heidi Hofstetter eine äußerst informative Führung durch das Museum Rosenegg. Unvergessen bleiben wird die Stärkung im Hause Wepfer, die den gelungenen Abschluss des Treffens bildete. Zur dritten Vorstandssitzung am 4. Juli 2007 luden unsere Schatz-

meisterin Frau Susanne Hölzer und ihr Gemahl in ihr privates Domizil nach Ravensburg ein. Ambiente und Bewirtung beflügelte die Vorstandschaft in ihrer Arbeit.

Bei allen Vorstandssitzungen standen Fragen zu Veranstaltungen, zur Bodenseebibliothek und zu den Finanzen auf dem Programm. Auch Personalfragen zur Vorstandschaft wurden diskutiert. Im Mittelpunkt der Diskussion stand die Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit.

Für die Mitglieder dürfte der Umstand besonders erfreulich sein, dass es dem Vorstand gelungen ist, auch die Tagesordnung der diesjährigen Mitgliederversammlung von dem Thema »Erhöhung des Mitgliedsbeitrages« frei zu halten.

VERANSTALTUNGEN

Insgesamt wurden im vergangenen Vereinsjahr zwei Exkursionen durchgeführt, die bei den Mitgliedern auf große Gegenliebe stießen.

Am Samstag, 21. November 2006 war das Ziel der Fahrt die Ausstellung »Adel im Wandel« in Sigmaringen sowie das ehemalige Frauenkloster Inzigkofen an der oberen Donau. Die Ausstellung im Prinzenbau und im Landhaus in Sigmaringen zeigte in eindrücklicher Manier den Wandel adligen Lebens in Oberschwaben seit dem 18. Jahrhundert. Das wohl erhaltene und idyllisch gelegene Kloster Inzigkofen begeisterte die Teilnehmer ebenso wie sein romantischer Park, den die Fürstin Amalie Zephyrine v. Hohenzollern-Sigmaringen im 19. Jahrhundert anlegen ließ. Die Exkursion war von Dr. Peter Eitel und Susanne Hölzer bestens vorbereitet und organisiert und wird den Teilnehmern in bester Erinnerung bleiben.

Zum Rheinfall von Schaffhausen, dem Kloster Rheinau und den Kelten in Altenburg führte die zweite Exkursion am Samstag, 16. Juni 2007. Von unserem Vorstandsmitglied Markus Huber initiiert und organisiert sowie u.a. von unserem Ehrenpräsidenten Prof. Dr. Helmut Maurer mit Ausführungen zur Geschichte des Klosters Rheinau tatkräftig unterstützt, gestaltete sich der Tag für alle zu einem großen Erlebnis. Der unerwartet große Ansturm von über hundert Teilnehmern, die zu Wasser und zu Land die Sehenswürdigkeiten ansteuerten, wurde vom Organisator sehr kurzfristig, aber in bravouröser Manier bewältigt.

WISSENSCHAFTSPREIS

Ein großes Ereignis, das auch einen großen zeitlichen Raum in der Vorstandsarbeit in Anspruch nahm, war im Vereinsjahr die Verleihung eines Wissenschaftspreises – eine Veranstaltung, die erstmalig in der annähernd 140-jährigen Geschichte unseres Vereins durchgeführt wurde.

Ausgelöst hat die Idee zu diesem Vorhaben die heutige, zunehmend schlechter werdende Forschungssituation, vor allem im Bereich der Kultur- und Geisteswissenschaften.



Präsident Dr. Jörg Heiligmann

Um hier auch in der Öffentlichkeit ein kleines Zeichen zu setzen, hat der Vorstand im letzten Jahr beschlossen, einen Wissenschaftspreis für herausragende wissenschaftliche Arbeiten auszuschreiben, die sich thematisch mit der Erforschung von Natur, Kultur oder Geschichte des Bodenseeraumes befassen. Der Preis soll im Turnus von zwei Jahren gemeinsam mit jeweils wechselnden Partnern aus Gesellschaft und Wirtschaft unserer Bodenseeregion vergeben werden, die sich am Preisgeld zur Hälfte beteiligen. Für die erste Vergabe des Preises, der mit 5 000 Euro dotiert und teilbar ist, konnte die Baden-Württembergische Bank als Partner gewonnen werden.

Der Wissenschaftspreis 2007 wurde im November 2006 ausgeschrieben. Bis zum Bewerbungsschluss am 31. März 2007 gingen elf Bewerbungen ein, davon drei aus dem Bereich der Naturwissenschaften. Erfreulich ist u. a., dass sich das Teilnehmerfeld aus Vertreterinnen und Vertretern aller Anrainerstaaten unseres Bodensees zusammensetzte.

Die Qualität der eingereichten Arbeiten war durchwegs sehr hoch, so dass sich die sechsköpfige, aus Vorstand und Vertretern der Baden-Württembergischen Bank gebildete Jury entschloss, das Preisgeld in Höhe von 5 000 € zu halbieren. Als Preisträger wurden Dr. Andreas Bihrer, Assistent am Historischen Seminar des Lehrstuhls für Geschichte des Spätmittelalters der Universität Freiburg und Dr. Klaus Schmieder, tätig am Institut für Landschafts- und Pflanzenökologie an der Universität Hohenheim, bestimmt.

Beide Preisträger zeichnen sich jeweils durch ein umfangreiches wissenschaftliches Werk aus, durch das mithilfe neuer und richtungsweisender Arbeitsmethoden grundlegende und international hoch anerkannte neue Forschungsergebnisse dargeboten werden.

Im Zentrum der Forschungen Dr. Bihrers steht in den letzten zehn Jahren die Geschichte der Konstanzer Bischöfe und der Stadt Konstanz im Hoch- und Spätmittelalter und deren Auswirkung auf den gesamten Bodenseeraum. Herr Dr. Schmieder beschäftigt



(v.l.n.r.) Klaus Schmieder, Susanne Hölzer, Alois Niederstätter, Andreas Bihrer, Oberbürgermeister Vogler, Jörg Heiligmann und Wolfgang Ostendorp

sich seit seiner Diplomarbeit im Jahre 1989 intensiv mit der Vegetation der Uferzone und dem Ökosystem der Flachwasserzone des Bodensees.

Am Montag, 17. September 2007 wurde der Preis in einer würdigen Feierstunde im Schwörsaal zu Ravensburg übergeben – einer Feier, zu der rund 140 Gäste und Mitglieder begrüßt werden konnten. Großen Anteil am Gelingen dieser Unternehmung hatten Frau Susanne Hölzer, Dr. Peter Eitel, Dr. Harald Derschka, Dr. Bernd Mayer und die beiden Laudatoren Dr. Wolfgang Ostendorp und Prof. Dr. Alois Niederstätter.

VEREINSSCHRIFTEN

Pünktlich zur Jahreshauptversammlung wurden auch in diesem Jahr unsere Vereinsschriften ausgeliefert. Das 125. Heft der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung mit seinen 266 Seiten kann sich wieder einmal sehen lassen: Mit seinen spannenden und z. T. hoch aktuellen Beiträgen sowie seiner ansprechenden Aufmachung gereicht es wieder einmal zu einem Aushängeschild unseres Vereins. Unserem Schriftleiter, Herrn Dr. Jürgen Klöckler, danke ich hierfür ebenso wie dem Jan Thorbecke Verlag.

BODENSEEBIBLIOTHEK

Die Bodenseebibliothek kann als ein Granitblock charakterisiert werden, an dem sich die Bibliothekarinnen gleich reihenweise die Zähne ausbeißen. So habe ich zunächst die für uns alle traurige Nachricht, dass unsere Bibliothekarin, Frau Regina Fleischmann, uns im Juli 2007 verließ, um an der Universitätsbibliothek in Konstanz neue Aufgaben zu übernehmen. Verbunden mit dem Dank für ihre hervorragende Arbeit, darf ich ihr an dieser Stelle für die Zukunft alles Gute wünschen. Erfreulich ist nun die Nachricht, dass sehr rasch in Frau Diplom-Bibliothekarin Frau Claudia Entrup eine würdige Nachfolgerin gewonnen werden konnte. Sie hat am 27. August 2007 die Arbeit aufgenommen. Aufgrund dieses Personalwechsels bitte ich um Nachsicht, dass in diesem Bericht keine Details über Bestandszuwachs und Besucherfrequenz vorgelegt werden können.

Was die Raumsituation der Bibliothek anbelangt, so hat das vom Präsidenten an dieser Stelle oft beschworene kleine Licht am Ende des Tunnels sich ins fast Unermessliche vergrößert und strahlt so hell wie noch nie. Konkret gesagt: Am Ende des Jahres soll die Bibliothek im Max-Grünbeck-Haus neue und wesentlich größere Räumlichkeiten beziehen. Auch wenn letztendlich das Ereignis noch nicht gefeiert werden kann, so ist doch eines sicher: noch nie war man in dieser Angelegenheit so nah am Ziel wie heute!

Und hier möchte ich der aus Friedrichshafen in diesem Jahr scheidenden Bürgermeisterin Frau Margarita Kaufmann für ihre nicht nachlassenden Bemühungen meinen ganz herzlichen Dank aussprechen. Und dieser gilt auch dem Leiter des Stadtarchivs, Herrn Jürgen Oellers, der mit Sachlichkeit und Augenmaß die Ausbaupläne beharrlich verfolgt hat.

DANK

Meinen Bericht möchte ich nicht schließen, ohne allen ganz herzlich Dank zu sagen, die sich mit großem Engagement für unser Vereinsleben auch in diesem Jahr wieder eingesetzt haben. Und so gilt mein aufrichtiger Dank allen meinen Kolleginnen und Kollegen im Vorstand ebenso wie ihren Mitarbeiterinnen Frau Ahlfänger in der Geschäftsstelle Friedrichshafen, Frau Weratschnig in der Geschäftsstelle Bregenz und Frau Rügger in der Geschäftsstelle St. Gallen, die wie immer zuverlässig den immensen Postversand verarbeitet haben. Danken möchte ich an dieser Stelle auch vielfach all denjenigen Institutionen, die durch Druckkostenzuschüsse das Erscheinen dieser Publikation ermöglicht haben. Genannt seien hier die Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg in Freiburg und in Tübingen, der Bodenseekreis, der Kreis Lindau, die Kantone Appenzell-Innerrhoden, St. Gallen und Schaffhausen, sowie die Städte Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tettnang, Überlingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen. Und nicht vergessen seien hier abschließend alle unsere

Mitglieder, die auch wieder in diesem Vereinsjahr treu zum Bodenseegeschichtsverein und seinen Zielen standen.

DR. JÖRG HEILIGMANN, PRÄSIDENT

BERICHT ÜBER DIE 120. HAUPTVERSAMMLUNG

am 23. September 2007 in Langenargen

Die 120. Hauptversammlung unseres Vereins fand auf Einladung unseres langjährigen Schatzmeisters und jetzigen Ehrenmitglieds Prof. Eduard Hindelang im Münzhof am Marktplatz in Langenargen am Bodensee statt. Erstmals war die Veranstaltung auf einen Tag konzentriert.

Nachdem sich der Saal im Münzhof mit den zahlreich erschienenen Mitgliedern des Vereins gefüllt hatte, eröffnete Präsident Dr. Jörg Heiligmann die Versammlung pünktlich um 10.15 Uhr mit einem herzlichen Dank an die Gemeinde Langenargen und an Prof. Eduard Hindelang für die Einladung. Die Regularien wurden – wie wäre es bei einem so ehrwürdigen Verein auch anders denkbar – zügig abgearbeitet. In seinem Tätigkeitsbericht, der von der Hauptversammlung genehmigt wurde und in diesem Band abgedruckt ist, ließ der Präsident das vergangene Vereinsjahr Revue passieren. Frau Susanne Hölzer, die Schatzmeisterin, referierte über die finanzielle Lage des Vereins und konnte eine insgesamt zufrieden stellende Entwicklung bilanzieren. Die Rechnungsprüfer Hubertus Bürgel und Alfons Brenner bescheinigten der Schatzmeisterin eine in allen Punkten vorbildliche Kassenführung, woraufhin der Vorstand von der Mitgliederversammlung ohne Gegenstimme entlastet wurde. Präsident Dr. Jörg Heiligmann, der nach einer Amtszeit von insgesamt acht Jahren sein Amt zur Verfügung stellte, schlug Prof. Dr. Alois Niederstätter, den Leiter des Vorarlberger Landesarchivs, als seinen Nachfolger vor. Bei der anschließenden offenen Wahl wurde Prof. Dr. Niederstätter ohne Gegenstimmen zum Präsidenten des Bodenseegeschichtsvereins gewählt. Mit einem herzlichen Dank an das Plenum nahm der Gewählte die Wahl an und schloss an den Dank eine Würdigung seines Vorgängers an, der dem Verein als Mitglied im Vorstand weiterhin verbunden bleibt. Die Hauptversammlung wählte anschließend satzungsgemäß die beiden Rechnungsprüfer. Hubertus Bürgel und Alfons Brenner stellten sich weiterhin für diese Aufgabe zur Verfügung und wurden ohne Gegenstimme in ihrem Amt bestätigt. Der neu gewählte Präsident stellte seinen Vorstand für die kommende Amtsperiode vor: PD Dr. Stefan Sonderegger (Vizepräsident), Dr. Bernd Mayer (Schriftführer), Susanne Hölzer (Schatzmeisterin) sowie Dr. Jürgen Klöckler M.A. (Schriftleiter des Jahresheftes). Daneben gehören dem Vorstand 10 weitere Personen als Beisitzer an.

Wie bei den Hauptversammlungen des Bodenseegeschichtsvereins gute Tradition, wurden den Mitgliedern und Gästen im Anschluss an die Mitgliederversammlung in zwei Vorträgen kulturgeschichtliche und naturwissenschaftliche Themen aus dem Bodenseeraum nahe gebracht. Frau Dr. Angela Heilmann, die Leiterin des Kulturamtes der Stadt Lindau (www.lindau.icserver3.de), stellte den »Maler Hans Purrmann und sein Werk« vor. Purrmann, der seit 1921 ein Ferienhaus in Langenargen besaß, in dem er vor allem die Sommermonate zu verbringen pflegte, ist im Museum Langenargen (www.langenargen.de) mit zahlreichen Werken prominent vertreten. In seinem naturkundlichen Vortrag zum Thema »Internationaler Gewässerschutz am Bodensee – Rückblick und Ausblick« zog Dr. Heinz-Gerd Schröder, der Leiter des Instituts für Seenforschung in Langenargen (www.lubw.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/3514), die Zuhörer in seinen Bann. Dieser Vortrag war eine gelungene Einstimmung auf die nachmittägliche Exkursion.

Im Rahmen des Nachmittagsprogramms konnten Interessierte ihr Wissen über den Gewässerschutz beim Besuch des Instituts für Seenforschung noch vertiefen. Eine große Anzahl von Mitgliedern und Gäste fanden sich nach einem kurzen Spaziergang am sonnenbeschienenen Seeufer entlang dort ein. Das Angebot zu einem Besuch des Museums Langenargen fand ebenso großen Zuspruch wie die Besichtigung der Barockkirche St. Martin, wo mit einem kleinen Orgelspiel die Hauptversammlung ihren Abschluss fand.

Zurückblickend kann man das Resümee ziehen, dass sich die Verkürzung der Hauptversammlung auf einen Tag bewährt hat. Diesen Schluss lassen jedenfalls die Reaktionen aus dem Kreis der Mitglieder zu.

DR. BERND MAYER, WOLFEGG



BEITRÄGE

...denen eine gewisse ... die ... der ... als ...

...Waren ... die ... der ... der ... der ...

Michael Losse

»FRIEDINGEN, STILL-STOLZE FESTE«

Anmerkungen zum sog. »Friedinger Schloßle«
bei Friedingen im Hegau¹

1. EINLEITUNG

Der Hegau ist eine der bemerkenswertesten Burgenlandschaften Deutschlands. Die eindrucksvollen Hegau-Burgberge Hohenhewen, Hohenkrähen, Hohenstoffeln und Hohentwiel sind »herausragende« Wahrzeichen dieser Landschaft zwischen den Süd- und Westausläufern des Jura-Gebirges und dem Hochrheinufer bzw. dem Untersee. Neben den genannten, durch ihre Lage so spektakulären Burgen gibt es eine Vielzahl verschiedenartiger mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Burgen, Schlösser, Adelssitze und Wehrbauten – 432 konnten Ilga Koch und ich inzwischen im historischen Hegau erfassen –, die oft stark verfallen, teils vergessen oder allenfalls regional bekannt sind. Zu den interessantesten dieser Burgen im Hegau gehört die Burg Friedingen, im Volksmund *Burg Hohenfriedingen* oder *Friedinger Schloßle* genannt (zum Namen siehe unten).

Wenn auch die Forschungssituation zur Geschichte der Hegau-Burgen vergleichsweise gut ist und einige Monographien oder Aufsatzsammlungen vorliegen², so fehlen doch fast überall Erkenntnisse der Bauforschung³, und burgenkundlich-typologische Arbeiten stehen durchweg noch aus.⁴ Insofern wundert es wenig, daß immer noch Fehldeutungen und -datierungen der Bauten selbst in der neueren (Fach-)Literatur festzustellen sind. Ein prägnantes Beispiel dafür bietet gerade die Burg Friedingen, deren »romanische Doppelfenster« oft als besonders bemerkenswert erwähnt wurden, da sie angeblich auf »ein herrschaftliches Wohngebäude« verweisen.⁵ Mein bereits 1999 geäußelter Zweifel hinsichtlich des Alters jener »romanischen« Fenster bestätigte sich bei der Quellen- und Literatúrauswertung: beide Fenster wurden erst 1919 in die Ringmauer eingebrochen!⁶ Nicht zuletzt der Wunsch nach Korrekturen in der Darstellung der (Bau-)Geschichte des Friedinger Schloßles⁷ war es, der zur Entstehung des ersten Burgenporträts dieser stauferzeitlichen Burg führte; innerhalb der nächsten Jahre wird dann eine umfassende Monographie folgen.

2. LAGE

Friedingen⁸ ist seit 1971 Stadtteil von Singen (Hohentwiel) im Kreis Konstanz, Baden-Württemberg. Knapp 43% der Gemarkung, darunter die Burg nebst Schloßberg und Hofgut, gehören hingegen noch immer zur Stadt Radolfzell/Bodensee, die bereits 1539 die Burg erwarb.

Wenige 100 Meter östlich des Ortes erhebt sich auf einem 543 m hohen, gratartigen Gipfel die Burg. Der Burgberg setzt sich aus Gesteinsschichten der oberen Meeresmolasse zusammen und ist vor allem im Bereich des Gipfels von Schottern der Mindelzeit (= Nagelfluh) bedeckt: Schmelzwasserflüsse der Gletscher überdeckten das jeweils vorhandene Erosionsniveau mit sog. Deckenschottern, d. h. mit Kies und Sand, die teils zu felsiger Nagelfluh verdichtet sind.⁹ Die Burg überragt das Dorf Friedingen um 90 m und das Ufer des Bodensees um 140 m. Während der Berg heute weitgehend baumbestanden und die Burg selbst somit von manchen Standorten aus nur schlecht sichtbar ist, bot sich »Berthold vom Twiel« 1913 noch der Anblick der inmitten von Reben stehenden Burg, den er wie folgt in Worte faßte: *Wie liegst du so freundlich, friedlich und hehr / Friedingen, still-stolze Feste / Nur der Reben ragender Speer / Ist deiner Anmut einzige Wehr / Und Zauber fahrender Gäste!*¹⁰

Der Blick vom Burgberg reicht über die flachwellige, von Forsten und zahlreichen Siedlungen geprägte Singener Niederung hinweg über das Hegauer Bergland und einen Teil des Zeller Sees, den Südwestteil des Bodensees. Bei entsprechender Witterung sieht man bis hin zu den Alpen und erkennt Säntis, Jungfrau, Mönch und Eiger; bei sehr guter Sicht sind gar die Spitzen des Montblanc zu erkennen. Zahlreiche Hegau-Burgen sind vom Friedinger Schloßle aus zu sehen, darunter die Homburg über Stahringen, Burg



Abb. 1: Friedingen, Burg. Luftaufnahme (Stadtarchiv Singen)

Windeck auf der Insel Reichenau, die Schrotzburg am Rande des Schiener Berges, Kastenbühl und Wittenspurg über Bohlingen, die beiden Burgen auf dem Rosenegg, die »Hegau-Wahrzeichen« Hohentwiel, Hohenkrähen, (Vorder- und Hinter-)Hohenstoffeln und Hohenhewen und schließlich Radolfzell mit der Stadtburg der Reichenauer Äbte.

3. GESCHICHTE

3.1 ALLGEMEINE GESCHICHTE DER HERREN VON FRIEDINGEN-KRÄHEN

Der Dichter Josef Victor [von] Scheffel (1826–1886) läßt in seinem im 10. Jh. im Hegau-Bodensee-Gebiet angesiedelten Roman Ekkehard (1855) einen Herrn von Friedingen (den »dürren Friedinger«) als einen Heerführer in der Schlacht gegen die Hunnen am Fuß des Hohentwiel auftreten.¹¹ Ansässig ist dieser auf »dem Hügel, der den Turm von Hohenfridingen trägt«¹². Solche Frühdatierungen finden sich aber nicht allein in Scheffels Roman, sondern auch in der Fachliteratur im 19. Jh.: »Die erste Erwähnung einer Burg Fridingen fällt schon 914, wo Konrad I den Rebellen Erchanger in ihr einsperren liess. Den seit dem 10. Jh. genannten Herren von Fridingen entstammen zwei Bischöfe von Konstanz. Sie geriethen in Folge ihres Besitzes in Radolfzell (Kellhof) und durch Vogtei der dortigen Kirche in Streit mit der Reichenau (erl. 1267) und starben mit dem Mainauer Comthur Franz von Fridingen (1549–1554) aus«; so umriß F. X. Kraus 1887 im Kunstdenkmäler-Inventar des Kreises Konstanz die Geschichte der »Herren von Fridingen«.¹³

Ganz anders stellt sich die Geschichte der Burg und ihrer wahrscheinlichen Gründer, der Herren von Friedingen(-Krähen), in der neueren historischen Forschungsliteratur dar.¹⁴ Demnach waren diese ein edelfreies Geschlecht, das seit dem 12. Jh. im Hegau nachweisbar ist¹⁵: Um 1170/80 hat sich die Familie mit dem Bau der Burg Friedingen aus dem »weitläufigen Sippenverband« der Herren von Hirscheck-Mahlspüren als »selbständiges Geschlecht abgegrenzt«.¹⁶ Kurz danach erbauten die Friedinger mit (Hohen-)Krähen eine zweite, in ihrer Lage deutlich markantere Burg im Hegau. Trotz vielversprechender Anfänge gelang es ihnen nicht, eine größere Herrschaft auf- und auszubauen. Am Ende des Mittelalters standen sie in aussichtslose Kämpfe verwickelt gegen ihre mächtigen adeligen Nachbarn (die Herzöge von Württemberg) und den Schwäbischen Bund. 1568 starb der letzte männliche Namensträger.

Die Wurzeln der Familie von Friedingen(-Krähen) reichen tatsächlich vor das 12. Jh. zurück. Es wurde erschlossen, daß es sich beim Mannesstamm um »Nachkommen der udalrichingischen Grafen von Bregenz, Winterthurer Linie« handelte.¹⁷ Aus der Grafenfamilie von Winterthur entstammten die Herren von Hirscheck, deren »Ahnherr«, Hermann d. Ä., um 1043 Vogt des Klosters Petershausen bei Konstanz war und im westlichen Hegau umfangreicheren Besitz hatte.¹⁸ Ein mutmaßlicher Enkel Hermanns, Heinrich d. Ä. von Hirscheck († kurz nach 1083), gilt als direkter Vorfahre der Friedinger.¹⁹

Ein gleichnamiger Sohn Hermanns d. Ä., der 1131 und 1135 genannte Hermann d. J. von Mahlspüren-Espasingen²⁰, heiratete anscheinend um 1105/10 eine Tochter des Grafen Dietrich von Bürglen-Nellenburg und kam über die Ehe – wohl durch das Erbe der Grafentochter – zu Besitz im mittleren Hegau, aus dem die Herrschaftsbereiche Friedingen und Hohenkrähen, v.a. Duchtlingen, Krähen-Leberer, Singen, Steißlingen und Volkertshausen entstanden.²¹ Ein aus der Ehe hervorgegangener Sohn, Hermann I., wird als der erste »Träger des friedingenschen Geschlechts- und Familiennamens identifiziert [...]. 1169 erscheint er letztmals in einer Zeugenliste für das Kloster Salem»; 1183 wird er in Besitzbestätigungen des Klosters Hermann *de Fridingen* genannt.²²

Aus der Benennung »de Fridingen« wurden Rückschlüsse auf die Entstehungszeit der Burg Friedingen gezogen: Dobler sieht in dem teils noch als Heinrich »von Stetten« urkundenden Sohn des Hermann *de Fridingen* den Gründer der Burg²³, die demnach zur Zeit der Salemer Besitzbestätigung 1183 bereits bestanden hätte. Der Dompropst und spätere Konstanzer Bischof Hermann II. von Friedingen war wohl ein Bruder Heinrichs »von Stetten/Friedingen«. Die Ambitionen jenes Adelsgeschlechtes scheinen gegen Ende des 12. Jh. groß gewesen zu sein, sollten Doblere Vermutungen hinsichtlich des etwa zeitgleichen Baues der Burg Krähen stimmen (zumindest scheinen sie schlüssig). Demnach haben die Brüder Heinrich und Hermann *de Craien* (von Krähen), Söhne des Gründers der Burg Friedingen, Heinrich, kurz nach jener Burg, möglicherweise in zeitlicher Überlagerung, die Burg Krähen gebaut. Da sie unter dem Namen *de Craien* urkundlich zuerst 1191 in Erscheinung treten, wird der Baubeginn der Burg Krähen kurz zuvor vermutet.²⁴ Der hierarchische Rang der Burgen wird daraus deutlich, daß die älteren Brüder jeweils Krähen, die jüngeren Friedingen bewohnten.

Unbekannt ist bisher die kirchenrechtliche Situation in Friedingen: Die St.-Leodegar-Pfarrrei wird 1275 erwähnt, wobei ungewiß ist, ob die Friedinger oder das Kloster Reichenau als Kirchenherr fungierte. Als Lehen der Reichenau an die von Friedingen wird der Kelhof bzw. Fronhof eingeschätzt, wobei das Lehen zwischen 1105 und 1110 vergeben worden sein soll. Das infrastrukturelle (Kelhof) und politisch-ideelle Umfeld scheint jedenfalls von den Friedingern etwa zeitgleich mit dem Bau ihrer Burgen geschaffen worden zu sein.²⁵ Diethelm von Krenkingen, seit 1169/70 Abt auf der Reichenau und 1189 bis 1206 Bischof von Konstanz, war in der Frühphase der friedingenschen Familienpolitik deren wichtiger Unterstützer. So erklärt sich auch der Bau der Burg Friedingen auf Reichenauer Gebiet.

1201 erscheint *Heinricus* von Friedingen urkundlich als Vogt zu Radolfzell (*advocatus Cellensis*). Mit der Vogtei erlangte er das »einträgliche Meieramt über die Marktsiedlung«²⁶ Radolfzell. Es ist bezeichnend für das Selbstverständnis der Familie, daß sie noch nach dem Verlust des Amtes im 14. Jahrhundert die Benennung »Vögte von Friedingen« bzw. später von Krähen weiterführt; das wird als Kompensation für den Abstieg vom edelfreien Geschlecht in die Ministerialität der Reichenau gedeutet.



Abb. 2: Friedingen, Burg. Ausschnitt aus der Bodenseekarte des Tibianus, Ende 16. Jh.

Die Geschichte der Familienzweige von Friedingen und von Krähen im späteren Mittelalter ist nur schwer zu überblicken; es sei auf die ausführliche Darstellung Doblers verwiesen. Es werden insofern nachfolgend nur für die Burg Friedingen relevante Fakten dargelegt.

Die Rolle der Friedinger in der Geschichte des Hegaus war bemerkenswert und bisweilen offenbar durch Selbstüberschätzung gekennzeichnet. Dobler (1986) macht das am Besitz der Burg Krähen als einer der durch ihre spektakuläre Lage symbolträchtigen Hegau-Burgen fest: »Durch ihre natürliche Uneinnehmbarkeit habe diese der Familie auch in der Zeit ihres langen Abstiegs eine bemerkenswerte politische Rolle ermöglicht. Dank ihrer Burg [Krähen] waren

diese an Machtmitteln sonst wenig bedeutenden Adligen zeitweilig selbst für größere Territorialmächte wie Österreich oder Württemberg ein interessanter Partner. Dabei ging es erkennbar meist nicht so sehr um ihre persönlichen Dienste, sondern um das »Öffnungsrecht« auf dem Krähen [...].«²⁷ Dobler geht soweit, anzunehmen, daß sich »der Charakter zumindest der späteren Friedinger durch das Bewußtsein, auf dem Krähen einen militärisch fast unangreifbaren Rückhalt zu besitzen, in seiner eigentümlichen Art geformt hat. Deren Gewalttätigkeiten im 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts haben sich ihre hegaischen Standesgenossen, die ohne den Schutz vergleichbarer Burgen waren, nie erlauben können; ausgenommen vielleicht die Herren von Klingenberg«, die im Besitz des Hohentwiel waren.²⁸ Richtig ist sicher, daß die Burg Krähen, weit mehr als es die Burg Friedingen jemals sein konnte, ein weithin sichtbares, augenfälliges Machtsymbol darstellte, das zu besitzen nicht allein militärisch von Interesse war.²⁹ Zusammen mit den Burgbergen Hohenhewen, Hohenstoffeln und Hohentwiel ist der Hohenkrähen einer der vier »Hohen«-Berge im Hegau und damit eines der Wahrzeichen der Region.

Für das Friedinger Schlößle³⁰ ist bei der lokalen Bevölkerung der Name *Hohen-Friedingen* gebräuchlich. Anders als bei anderen mit dem Zusatz »Hohen-« versehenen Burgen im Hegau³¹, in Baden und Schwaben³² geht die Benennung in Friedingen nicht auf das Spätmittelalter zurück. Dobler (1986)³³ bezeichnet den Zusatz als »Ausfluß einer spätgotischen Sprachmode« und »eine sprachliche Eitelkeit«, mit welcher die jeweilige Burg ideell aufgewertet werden sollte. Für die friedingische

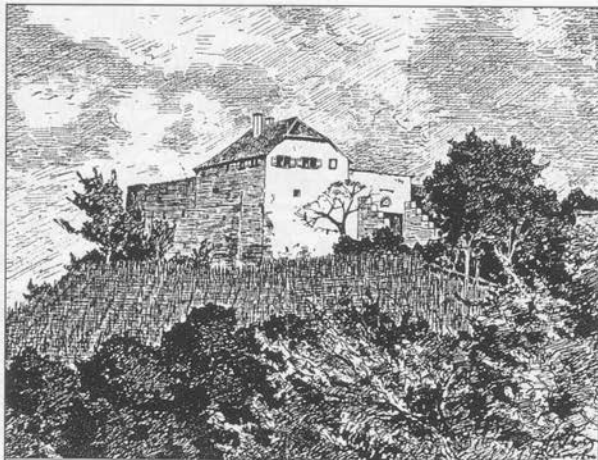


Abb. 3: Friedingen, Burg. Ansicht auf einer Zeichnung des 19. Jh. (Archiv des Europäischen Burgeninstituts, Braubach)

Burg Krähen ist der Zusatz »Hohen-« zuerst für 1468 belegt. Dagegen stammt er bei Burg Friedingen »aus späterer Zeit. Weil diese Burg um 1460/70, als die neue Namensmode im Hegau einriß, nicht mehr fester Sitz eines Adelsgeschlechtes war [...], scheint hier«, so Dobler, »auf den Zusatz zunächst niemand Wert gelegt zu haben«; er sieht im Namen *Hohenfriedingen* eine Bezeichnung, die der Unterscheidung vom gleichnamigen, tiefer gelegenen Dorf gedient haben soll.³⁴

Zurück zur Geschichte der Friedinger: Dobler (1986) spricht im Hinblick auf das Handeln der Familie im 15./frühen 16. Jh. von »verletztem Gerechtigkeitsgefühl, gekränkter Eigenliebe« und einem »selbst für den mittelalterlichen Adel ungewöhnlichen Stolz«³⁵, der dazu führte, daß die Friedinger in die Geschehnisse der überregionalen Politik im Südwesten des Reiches eingriffen. In den 1440er Jahren kam es zu Fehden mit den benachbarten Eidgenossen, 1479/81 zur *Friedinger Fehde*; letztere galt den deutlich überlegenen Grafen von Württemberg und führte fast zum Krieg zwischen Württemberg und Österreich, der nur durch die Intervention des Kaisers verhindert werden konnte.³⁶ 1512 kam es erneut zu einer großen Fehde. Gegner waren die oberschwäbischen Städte bzw. der Schwäbische Bund. Durch den Bund wurde die friedingische Burg Hohenkrähen zerstört. Sie ging der Familie damit, bis auf ein kurzes Zwischenspiel 1534/39³⁷, für immer verloren.

Letztlich waren die Ereignisse und Strukturentwicklungen im Hegau gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Frühen Neuzeit von Bedeutung für größere Gebiete Europas: Die Kämpfe 1499 gegen die de facto damals bereits aus dem Reichsverband ausgeschiedenen Eidgenossen im *Schweizerkrieg* fanden großenteils im Hegau statt. Mit der Expansion der Territorialmächte Habsburg und Württemberg im 15./16. Jh. ging eine weitgehende Entmündigung der sehr auf ihre Autonomie bedachten Adelsfamilien einher. Der Erwerb der Burg Friedingen durch die ab 1298 unter österreichischer Oberhoheit stehende Stadt Radolfzell steht zeichenhaft dafür: 1539 erwarb die Stadt die 1476 von

den Friedingern an die Herren von Bodman verkauften Anteile an der Burg und am Dorf Friedingen. Am 13. März 1544 – also 24 Jahre vor dem Tod des letzten männlichen Friedinger Namensträgers 1568 – konnte die Stadt Radolfzell die Burg dann ganz in ihren Besitz bringen.

3.2 GESCHICHTE DER BURG FRIEDINGEN

Es wurde darauf verwiesen, daß Scheffel in seinem im 10. Jh. handelnden Roman Ekkehard (1855) den »Turm von Hohenfridingen« erwähnt.³⁸ Eine Burg aus jener Zeit läßt sich auf dem Berg nicht nachweisen, und die Ersterwähnung von Friedingen 1090³⁹ setzt nicht zwangsläufig das Bestehen der Burg voraus. Sie wurde nach neuerer Forschungsmeinung zwischen 1180 und 1200 gegründet.⁴⁰ Die Baustruktur der Burg spricht durchaus für diese aus dem Studium der Schriftquellen hervorgegangene Einschätzung. Die Friedinger hatten von ca. 1200 bis 1260 die Vogtei und das Meieramt in Radolfzell von der Abtei Reichenau inne; die Burg war zu jener Zeit also eine Reichenauer Vogteiburg. 1201 tritt mit Heinrich von Friedingen der erste der Vögte auf (*Heinricus advocatus Cellensis*). Als Ende des 13. Jh. Österreich in weiten Teilen des Hegaus Fuß faßte, betraf dies

auch die Friedinger. 1298 erlangte Habsburg die Vogteirechte in Radolfzell. Die einst unter reichenauischer Herrschaft stehenden Friedinger kamen unter die Herrschaft Habsburgs.

Historische Fakten über die Burg sind aus dem Hochmittelalter nicht bekannt. Erst aus dem Spätmittelalter haben wir Informationen über sie. Nachdem in den ersten Jahrzehnten des 14. Jh. der friedingische Familienzweig der Bussener auf der Burg saß, kam es später zur Teilung der Burg. 1395, als Hans IV. von Friedingen hier wohnte, war die Konstanzer Adelsfamilie Schwarz Mitbesitzer; Walter Schwarz bezeichnet sich als zu Friedingen gesessen.⁴¹

Aus dem Jahre 1398 sind Streitigkeiten zwischen Hans IV. von Friedingen und Peter von Herten urkundlich überliefert, die



Abb. 4: Friedingen, Burg. Hauptburg, Herrenhaus mit mutmaßlichem Wohnturmrest, Feldseite (Aufnahme Losse 2007)

zur Belagerung der Burg Friedingen führten, die letztlich aber nicht angegriffen worden sein soll, »denn die Herren Schwarz waren ja Mitbesitzer«⁴². Bald nach 1400 starb Hans IV. von Friedingen; sein Anteil an der Burg gelangte an Jörg von Randenburg. Als Konrad III. von Friedingen seinen Wohnsitz auf der Burg Krähen aufgab, erwarb er das den Randenburgern gehörige Drittel der Burg Friedingen um 1440. Von ihm begonnene Baumaßnahmen führten zum Streit mit Konrad Schwarz, dem Besitzer des anderen Anteils. Besonders darüber beschwerte sich Schwarz, daß der Friedinger ihm mit der Anlage der *Fallen* (Fallgatter?) über dem Tor, die zur Wehr des ganzen Hauses dient⁴³, den Gang über das Tor behindere. D. h. wohl, daß der Wehrgang auch zur Erschließung verschiedener Bauten diene. 1446 kam es zum Vergleich der beiden Kontrahenten vor dem Hauptmann der Hegauer Ritterschaft vom St. Georgenschild, der scheinbar keine befriedigende Lösung brachte: Konrad von Friedingen nahm seinen Wohnsitz nun doch nicht in der Burg, und die Familie Schwarz verkaufte ihren Teil 1448 an Frischhans von Bodman zu Möggingen. 1476 fiel auch das verbliebene Friedinger Drittel an die Familie von Bodman. Der wirtschaftliche und wohl auch gesellschaftliche Niedergang der Friedinger war in der zweiten Hälfte des 15. Jh. weit vorangeschritten. 1476 sahen sie sich also gezwungen, einen größeren Teil ihrer Stammburg und des Dorfes an die Herren von Bodman zu verkaufen.

Während der Zeit der Herrschaft der von Bodman über die Burg erfolgte 1499 ihre Beschädigung im Schweizerkrieg: Im Rahmen des ersten der drei Kriegszüge eidgenössischer Truppen in den Hegau (19.–26.2.1499) kam es zur Zerstörung der Burg Friedingen⁴⁴ ebenso wie der nahe jener gelegenen Burgen Heilsberg, Randegg, Homburg bei Steißlingen, Rosenegg und Staufen. Die in Engen stehenden Truppen des Schwäbischen Bundes bzw. des Hegauer Adels griffen nicht ein, da sie sich den Schweizern unterlegen fühlten.⁴⁵ In einem Bericht der Schweizer an ihre Obrigkeit vom 25. Februar aus dem Feldlager bei Hilzingen heißt es: *Wir fanden zu Friedingen im Schloß etliche Briefe, die Herr Hans Jacob von Bodman, Ritter, seinem Hauptmann geschrieben hat, woraus wir entnehmen, daß er nirgendwo Hilfe wüßte [...], und ist er doch oberster Hauptmann des Bunds.*⁴⁶

Daß es 1512 – im Kontext der Belagerung der Burg Hohenkrähen – zu einem Angriff auf die Burg Friedingen oder gar zu ihrer Zerstörung kam, wie auf der Hinweis-tafel am Burgtor zu lesen, ist nach bisheriger Kenntnis eher unwahrscheinlich. Als 1512 der Schwäbische Bund die Burg Hohenkrähen zerstörte, blieb die Burg Friedingen »unberührt, denn mit den Friedingern hatte diese im Besitz der Herren von Bodman befindliche Burg nichts mehr zu tun«, so Kiewat (1990).⁴⁷ 1537 stellte König Ferdinand I. für Hans Conrad von Bodman einen Lehenbrief aus, der Burg und Dorf Friedingen mit *aller Zugehörung* umfaßte.⁴⁸ Schon zwei Jahre später veräußerte Hans Conrad den Lehenbesitz. Am 25. Juni 1539 erwarb die bereits seit 1298 unter österreichischer Oberhoheit stehende Stadt Radolfzell die 1476 von den Herren von Friedingen an die Herren von Bodman verkauften Anteile an der Burg und am Dorf Friedingen auf *ewig und unwiderruflich*.⁴⁹ Der Adelige Hans Conrad von Bodman verkaufte den Friedinger Besitz für

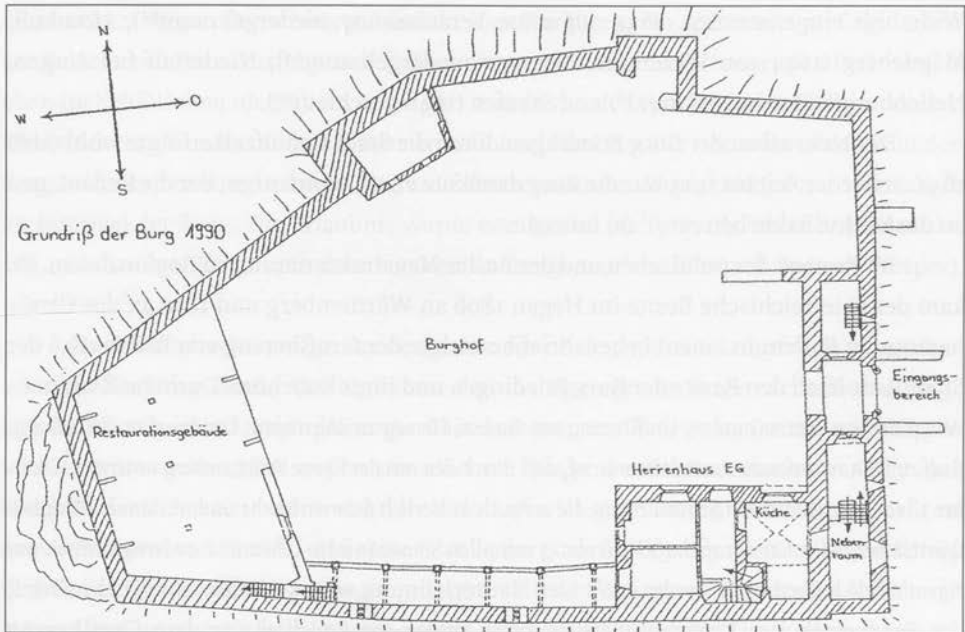


Abb. 5: Friedingen, Burg. Grundriß der Hauptburg (aus: Kiewat 1990, S. 78)

9800 Gulden dem festen, ehrsamem und weisen Bürgermeister sowie den Räten und ganzer Gemeinde zu Radolfzell, auch gemeiner ihrer Stadt und allen ihren Nachkommen.⁵⁰ Am 9. Juli 1539 belehnte König Ferdinand I. Bürgermeister, Rat und Gemeinde zu Radolfzell mit dem Besitz. Am 13. März 1544, 24 Jahre vor dem Tod des letzten männlichen Friedinger Namensträgers, übernahm die Stadt Radolfzell auch die im Vertrag von 1539 nicht enthaltenen Teile der Friedinger Besitzungen und Rechte und die gesamte Burg. Ein Untervogt hatte nun seinen Sitz auf der Burg; ihm oblag die Pflicht, diese mit Öffnen und Beschließen des Tores bei Tag und Nacht jederzeit in getreuer Hut zu haben und zu bewahren.⁵¹

Während des 30jährigen Krieges wurden zahlreiche Hegau-Burgen zerstört oder zumindest beschädigt, darunter die Burg Friedingen. Bei jenen Zerstörungen im Hegau ist zu unterscheiden zwischen einerseits den Zerstörungen realer militärischer Macht – d. h. der Eliminierung »gefährlicher« Wehrbauten – und andererseits den Zerstörungen von Gebäuden als Machtsymbolen, welche in erster Linie die Identität des Gegners treffen sollten. Eine Vermischung beider genannten Motive ist in den Zerstörungen mehrerer Burgen durch Konrad Widerholt, den Kommandanten der württembergischen Festung Hohentwiel, zu sehen. Es handelte sich hierbei um die systematische Zerstörung von Burgen zur Schaffung eines den Hohentwiel weiträumig umgebenden Wüstungsgürtels. Widerholt wollte während des Krieges die Festsetzung potentieller Angreifer der Festung in jenen Burgen erschweren. Zu den von seinen Truppen zerstörten Burgen, Schlössern und Festungen gehörten die Burgen und Schlösser Alt-Bodman (16. 8. 1643)⁵², Friedingen (1632 unter dem württembergischen Oberst Rauh geplündert, 1635 unter Widerholt teils zerstört), Hegne (1642 geplündert und stark beschädigt), Hohenkrähen (1632 von

Widerholt eingenommen, 1634 auf seine Veranlassung niedergebrannt⁵³), Homboll, Mägdeberg (1634 von Widerholts Truppen niedergebrannt⁵⁴), Niederhof bei Singen, Nellenburg⁵⁵, Dettingen (1642⁵⁶) und Staufen (1640 geschleift⁵⁷).

Der Neuaufbau der Burg Friedingen durch die Stadt Radolfzell erfolgte wohl (ab?) 1651. Seit jener Zeit bis 1915 war die Burg dann Sitz eines Rebmannes, der die Rebanlagen an der Schloßhalde betreute⁵⁸ (s. unten).

Im Kontext der politischen und der Besitz-Neustrukturierung zu Beginn des 19. Jh. kam der österreichische Besitz im Hegau 1806 an Württemberg und 1810 an das Großherzogtum Baden. In einem Lehensbrief bestätigte der Großherzog von Baden 1816 der Stadt Radolfzell den Besitz der Burg Friedingen und ihres Zubehörs. Darin heißt es u. a.: Wir, Karl von Gottes Gnaden, Großherzog von Baden, Herzog zu Zähringen, Landgraf zu Nellenburg, Graf zu Hanau, bekennen mit diesem Brief, daß durch den mit der Krone Württemberg unterm 2. Oktober 1810 abgeschlossenen Staatsvertrag die vormals kaiserlich österreichische und nachmals königlich württembergische Landgrafschaft Nellenburg mit allen Souveränitäts-Lehen und anderen Rechten uns eigenthümlich übertragen worden ist.⁵⁹ Der Neuverleihung war, so heißt es im Lehensbrief, das Erscheinen des Rathsverwandte[n] Joseph Gruner von Radolfzell vor dem Großherzog vorausgegangen. Gruner bat darum, ihm im Namen und als verordneten Lehenssträger gemeiner Stadt daselbsten, das Schloß und Dorf Friedingen mit aller Zugehörung, doch hintangesetzt dem Kirchenrecht und Zehnten, das Vogtrecht daselbst, nämlich zwei Malter Veesen, zwei Malter Roggen und zwei Malter Haber Steiner Maß, und den kleinen Weiher, dazu sechs Malter Mühlin Kornzins, auch Steiner Maß, gnädigst wieder zu verleihen.⁶⁰ Mit dem Lehenbrief vom 15. Juli 1816 wurde bestätigt, also daß mehrbenannte Gemeinde Radolfzell und alle ihre Nachkommen, solche Lehen nun hinfüro von uns und danach unseren Erben in Lehensweise als eine Gabe nutzen und nießen mögen, als Lehens- und Landrecht ist, und mit [...] bestehenden neueren Gesetzen und Verordnungen vereinbarlich ist.⁶¹

Der Großherzog erwartete zudem, daß Joseph Gruner, Bürgermeister, Rath und Gemeinde zu Radolfzell und ihre Nachkommen uns und danach unsern Erben das Schloß Friedingen jederzeit offen und daneben in guten baulichen Wesen und Ehren erhalten, uns und die unseren darein und daraus lassen und darin erhalten, niemand ausgenommen, doch in unseren Selbstkosten und ohne ihren merklichen Schaden.⁶² Ein eigenmächtiger Verkauf oder eine Verpfändung des Lehens war ausdrücklich ausgenommen. Bis heute blieben die Burg, der zugehörige Gutshof, das Gewann Hofbreite sowie ein großer Teil der ehemals zur Burg gehörigen Gemarkung und der Waldungen im Besitz der Stadt Radolfzell.

Wohl seit dem Neuaufbau der Burg durch die Stadt Radolfzell (ab?) 1651 bis 1915 war diese Sitz eines Rebmannes, welcher die ca. 2,5 ha Fläche umfassenden »Rebanlagen an der Schloßhalde« betreute.⁶³ Ein landwirtschaftlicher Betrieb diente zur Sicherung seines Lebensunterhalts. Neben einer baren Entlohnung stand ihm $\frac{1}{4}$ des Weinertrages zu, und auch die kostenlose Nutzung der Gebäude und Grundstücke war ein Teil des Entgelts, das er von der Stadt Radolfzell erhielt.⁶⁴ Der letzte auf der Burg ansässige Rebmann beantragte zudem eine Konzession für eine Wirtschaft, denn das Friedinger Schloßle war

nicht zuletzt wegen der schönen Aussicht vom Burgberg, ein spätestens zu Beginn des 20. Jh. sehr beliebtes Ausflugsziel. Daß es aber »nach einem anstrengenden Fußmarsch oben im Schlößchen nichts zu trinken gab, wurde von den Ausflüglern zu Beginn dieses Jahrhunderts oft beanstandet«. ⁶⁵ Rebmann Michael Strecker, der mit seiner Familie in der Burg wohnte, beantragte daher 1913 eine Konzession zur Einrichtung einer Wirtschaft im Rittersaal der Burg. Die Erlaubnis wurde erteilt, und bis 1915, als Strecker wieder abzog, wurden hier Wein »aus dem eigenen Rebberg«, zudem Bier und Speisen (Vesper) angeboten. ⁶⁶

Zwei Gästebucheinträge aus dem Jahre 1913 belegen den »Kampf« um eine Wirtschaft in der Burg: Sechs Ausflügler aus dem nahegelegenen Singen schrieben am 13. Juli: *Zu sechst sind wir hier oben gegessen/und hätten so gern einen Burespeck gegessen/auch Schoppen wäre nicht zu verachten,/doch mußten wir schier vor Hunger und Durst verschmachten./Nicht eher kehren wir wieder hier ein,/bevor es nicht eine Wirtschaft wird sein.* ⁶⁷ Am 19. Oktober 1913 war es soweit; ein gewisser Emil R. und seine Frau vermerkten im Gästebuch: *Nach hartem Kampf ist es endlich auch im Schloß Friedingen gelungen, nach dem Aufstieg ein Glas Bier zu bekommen. Mit grossen Sang und Klang feiern wir heute am 19. Oktober das Fest der Wirtschaftsgenehmigung*

auf dem Schloß Friedingen. ⁶⁸ Ein weiterer Schritt zur touristischen Erschließung der Hegau-Burgen war vollzogen. ⁶⁹

Erwähnenswert ist das 1913 angelegte Fremdenbuch mit zahlreichen Einträgen. Sie zeigen die Herkunft der Burggäste 1913/15 aus teils weit entfernten Orten (Berlin, Dresden, Heidelberg, Karlsruhe, München und Stuttgart) und sogar aus dem Ausland (Argentinien, Österreich, Schweden, Schweiz).

Im Januar 1918 mietete der Konstanzer Wandervogel einen Teil der Burg, um dort ein Landheim einzurichten. ⁷⁰ Im Hinblick auf den – vermutlich primär moralisch intendierten – Einspruch des Ortspfarrers Klee, teilte der Vorsitzende des Wandervogels Konstanz, Dr. Dold, mit, die Bestrebungen seiner Organisation seien



Abb. 6: Friedingen, Burg. Hauptburg, Ringmauer, angeblich »romantisches« Fenster, tatsächlich aber von 1919 (Aufnahme Losse 2007)

völlig einwandfrei, namentlich in vaterländischer und moralischer Hinsicht.⁷¹ Nur gut ein Jahr lang konnte der Wandervogel die »Jugendburg«⁷² nutzen, dann folgte ein bürgerlicher Burgbewohner: Im November 1918 erreichte die Stadt Radolfzell eine Anfrage des Dr. Hans Curtius, seit 1916 Besitzer des Weiherhofes bei Böhringen, ihm die Burg mit dem Rebgut und dem Schloßhof für 6.000 Mark zu verpachten. Er wolle die Burg als Sommersitz nutzen und auf eigene Kosten instandsetzen lassen.⁷³ Am 22. Januar 1919 wurde ein Pachtvertrag auf die Dauer von 25 Jahren abgeschlossen. Curtius ließ die Burg seinen Vorstellungen entsprechend durch den Schweizer Architekten Vicol Hartmann umgestalten.⁷⁴ Es kam nicht zur bloßen Instandsetzung⁷⁵ sondern zum Umbau der Burg: Es entstanden der überdachte Laubengang, heute vor Ort oft fälschlich als Wehrgang bezeichnet (obwohl keinerlei Verteidigungseinrichtungen wie Zinnen oder Schießscharten vorhanden sind) und die zwei angeblich »romanischen« Fenster als »Aussichtsöffnungen in der Ringmauer«, aus denen der Blick in Richtung Südwesten geht⁷⁶. Das Innere der Burg wurde nach Vorschlägen Hartmanns gestaltet und teils mit »wertvollen [historischen] Kachelöfen ausgestattet und sehr geschmackvoll bemalt«.⁷⁷ Darüber hinaus erfolgte damals die Neugestaltung des früheren Gemüsegartens vor der Burg, u. a. die Buchsbaumpflanzungen im Bereich der früheren Vorburg. 1927/28 erhielt die Burg einen Anschluß an die Stromversorgung. Am 28. Juni 1935 wurde der Pachtvertrag um 25 Jahre verlängert⁷⁸, wobei Curtius auf eine finanzielle Vergütung der durch ihn in den vorausgegangenen 16 Jahren erbrachten großen Wertsteigerung (für neuerrichtete Gebäude, Wasser- und Stromversorgung, wandfestes Mobiliar etc.) verzichtete. Als Sommerwohnung nutzten Dr. Curtius und seine Familie die Burg in den 1930er Jahren offenbar nur noch selten. Da sie sogar über längere Zeit ungenutzt stand, wurde der Friedinger Feldhüter 1934 aufgefordert, die Burg im Auge zu behalten, nachdem Türen und Fenster aufgebrochen bzw. eingeschlagen worden waren.

3.3 DER BAUHERR VON 1919: DR. HANS CURTIUS

Hans Curtius (* 1878 Duisburg, † 1959 Weiherhof/Böhringen) war des Sohn eines Industriellen und stammte »aus einer alten Chemikerfamilie«⁷⁹. Nach der Lehre in Zürich studierte er in München und in Heidelberg. Bei Prof. Theodor Curtius, seinem Onkel, promovierte er 1903 in Chemie an der Universität Heidelberg. Als 26jähriger übernahm Hans Curtius nach dem Tod des Vaters 1904 die Führung der chemischen Werke der Familie am Niederrhein, die von seinem Urgroßvater gegründet worden waren und vor allem Tonerde und Schwefelsäure produzierten. Das Unternehmen erlebte unter seiner Leitung vor dem 1. Weltkrieg eine Blütezeit. 1905 heiratete Hans Curtius Ida Schmid aus Zürich; das Ehepaar, das anfangs in Duisburg lebte, hatte eine Tochter und zwei Söhne. Nach der Veräußerung des Unternehmens kaufte die Familie Curtius 1916 den ehemaligen Adelssitz Weierhof bei Böhringen (Kreis Konstanz), um dort Landwirtschaft zu betreiben. Das Anwesen, das wohl aus einer Wasserburg hervorging, umfaßte 82 ha Ländereien. Seit 1919 war die Familie auf dem Weiherhof fest ansässig. Dr. Hans Curtius

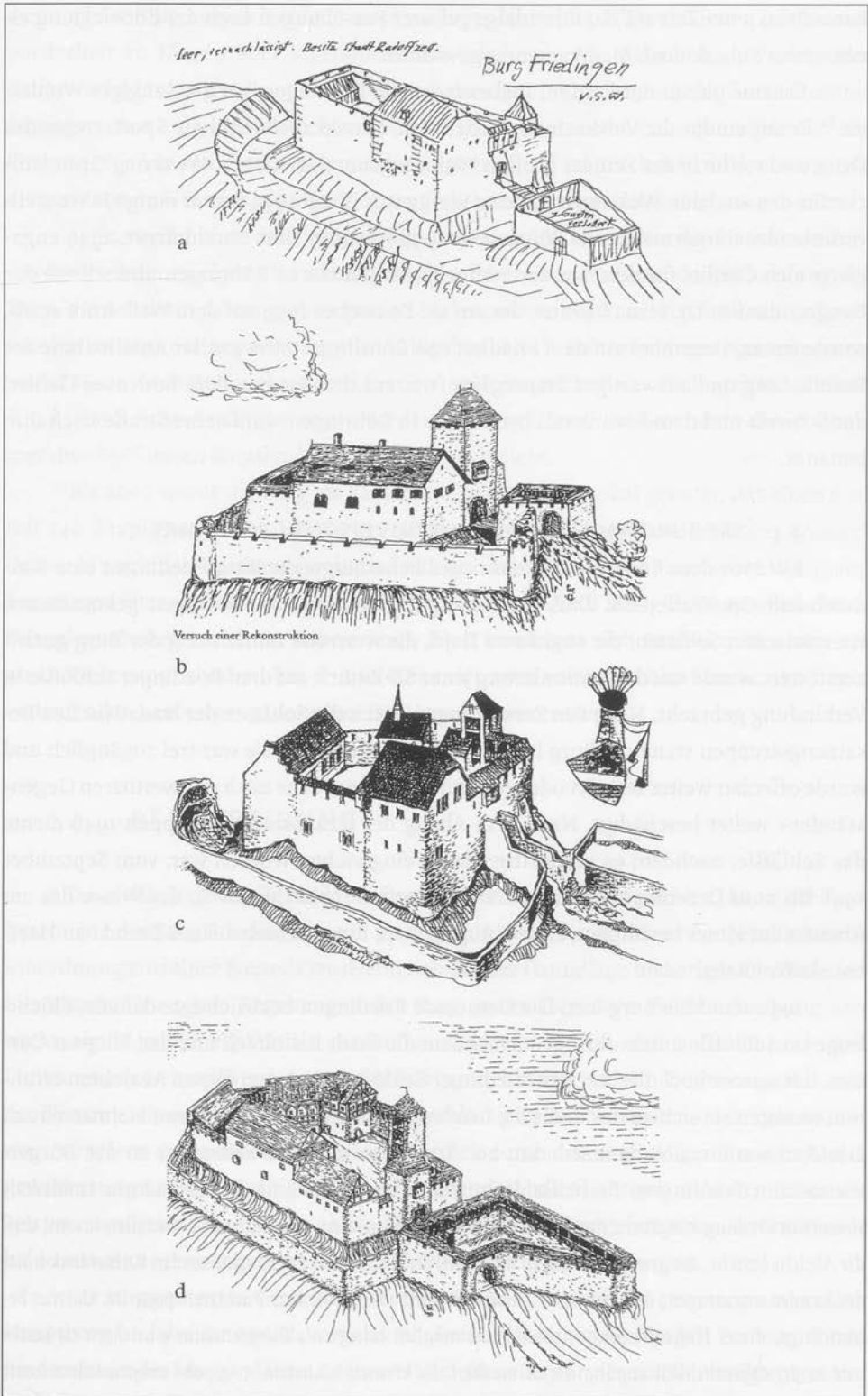


Abb. 7: Friedingen, Burg. »Rekonstruktionen«, darunter sehr phantasievolle Rekonstruktionsvorschläge: (a) Hartmann 1968; (b) Kiewat 1986; (c) Hauptmann 1984; (d) Kiewat 1990 (aus: Losse 2002)

hat sich zu jener Zeit auf der Grundlage privater Forschungen auch der Entwicklung eines neuen Tuberkulose-Medikamentes gewidmet.

Curtius galt in der Region, insbesondere in Böhringen, als großzügiger Wohltäter.⁸⁰ Er stiftete für die Volksschule, förderte die Musikkapelle und die Sportvereine des Ortes und stellte in der Zeit der großen Wohnungsnot nach dem 1. Weltkrieg Grundstücke für den sozialen Wohnungsbau zur Verfügung. Nach 1933 war er einige Jahre stellvertretender Bürgermeister in Böhringen; 1938 wurde er dort Ehrenbürger. 1949 engagierte sich Curtius für den Bau der evangelischen Kirche in Böhringen und stiftete das Baugrundstück. Dr. Hans Curtius, der am 18. Dezember 1959 auf dem Weiherhof starb, wurde am 21. Dezember auf dem Friedhof von Böhringen unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und auswärtiger Trauergäste (v. a. aus dem Hegau, dem Bodensee-Gebiet, der Schweiz und dem Rheinland) beigesetzt. In Böhringen wurde eine Straße nach ihm benannt.

3.4 DIE BURG NACH DER ÄRÄ CURTIUS BIS ZUR GEGENWART

Kurz vor dem Ende des 2. Weltkrieges beherbergte die Burg Friedingen eine Sondereinheit der Waffen-SS. Daß die Anfang Mai 1945 nach Friedingen gekommenen französischen Soldaten, die sog. *Roten Teufel*, die wertvolle Einrichtung der Burg gezielt zerstörten, wurde mit der Stationierung jener SS-Einheit auf dem Friedinger Schlößle in Verbindung gebracht. Nach den Zerstörungen durch die Soldaten der französischen Besatzungstruppen stand die Burg bis zum Herbst offen, d. h. sie war frei zugänglich und wurde offenbar weiter zerstört oder zumindest auf der Suche nach »verwertbaren Gegenständen« weiter beschädigt. Nach dem Abzug der französischen Truppen 1946 diente das Schlößle, nachdem es notdürftig wieder eingerichtet worden war, vom September 1946 bis zum Dezember 1950 Barbara von Haefen (geb. Curtius⁸¹), der Witwe des am Attentat auf Hitler beteiligten, am 15. August 1944 hingerichteten Hans Bernd von Haefen als Wohnsitz.

1951 stand die Burg leer. Die Gemeinde Friedingen beabsichtigte damals, Flüchtlinge im Schlößle unterzubringen. Nachdem die Stadt Radolfzell und das Ehepaar Curtius, das immer noch Pächter des Friedinger Schlößles war, von diesen Absichten erfuhren, wandten sie sich an das Badische Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz. Das Amt wandte sich daraufhin am 20. April 1951 in einem Schreiben an das Bürgermeisteramt Friedingen. Es heißt darin: *Meine vorgesetzte Behörde, das badische Landeskulturamt in Freiburg hat Ihnen durch das Landratsamt Konstanz am 25.1.1951 mitteilen lassen, daß die Absicht bestehe, die genannte Burg in das amtliche Verzeichnis der zu schützenden Kulturdenkmäler des Landes einzutragen, d. h. sie unter Denkmalschutz zu stellen. Das Pächterehepaar Dr. Curtius beabsichtigt, dieses Hohenfriedingen sobald wie möglich wieder als Burgmuseum einrichten zu lassen und es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es können höchstens 3–4 sehr anspruchslose Leute aufgenommen werden. Falls der Plan der Einrichtung eines Burgmuseums zustande kommt, würde freilich ein Burgwart mit oder ohne Familie für dauernd dort einziehen müssen.*⁸² Die Unterschutz-

stellung der Burg zog sich jedoch noch mehrere Jahre hin. Während jener Zeit kam es wiederholt zu Klagen über Jugendliche aus Friedingen, die Scheiben einwarfen oder andere Schäden an der Burg verursachten oder die im Friedinger Schloßle Diebstähle begingen. Erst am 9. Mai 1957 wurde die Burg dann unter Denkmalschutz gestellt. Die Gewanne bis hin zum Dorf wurden zudem – gegen den Einspruch sowohl der Gemeinde als auch von 29 Grundstückseigentümern – als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen.

1960, nach Ablauf des Pachtvertrages mit Curtius, übernahm die Stadt Radolfzell die Burg wieder in eigene Verwaltung. 1963 erfolgte eine umfassende Renovierung der Burg, die dabei mit einem groben grauen Außenputz versehen wurde. Stall und Scheuer wurden im Zuge der Renovierung »fast völlig erneuert«⁸³. Der 1962 eingezogene Burgverwalter Hans Erich Rommel aus Jena betrieb im Untergeschoß des Wohngebäudes einen Kiosk. Zahlreiche Ausflügler zogen wieder zur Burg hinauf. Insbesondere die im Sommer durchgeführten *Burgabende*⁸⁴ waren äußerst beliebt.

Bis 2007 wurde die Burg als Restaurant und Ausflugslokal genutzt, das einen Saal mit 140 Sitzplätzen, einen Biergarten mit weiteren 350 Sitzplätzen umfaßte. »Außerdem«, so warb das Gasthaus in einem Faltblatt, bot »der schöne überdachte Wehrgang bevorzugte Sitzmöglichkeiten für weitere 70 Personen«. Daß besagter Gang sehr schöne Sitzgelegenheiten bietet, ist unbestritten, doch handelt es sich hierbei mitnichten um einen Wehrgang, sondern um den in Höhe der zwei »romanischen Fenster« von 1919 verlaufenden Laubengang, der unter Dr. Hans Curtius entstand.

4. BESCHREIBUNG

Da archäologische Befunde und solche der Bauforschung fehlen, kann die Baugeschichte der Burg Friedingen noch nicht geschrieben werden. Eine baugeschichtliche Einordnung einzelner Bauteile wird lediglich auf der Grundlage bisheriger Quellen- und Literaturstudien sowie Begehungen der Burg in der folgenden Baubeschreibung versucht; sie ist jedoch explizit als »vorläufig« zu verstehen und wird vielleicht in einigen Punkten nach weitergehenden Untersuchungen zu korrigieren sein. Sollte es im Rahmen der Neuverpachtung und möglichen Neugestaltung zu Bodenarbeiten im Burghof kommen, so wären diese unbedingt wissenschaftlich durch den zuständigen Kreisarchäologen oder ausgewiesene Fachleute zu begleiten und zu beaufsichtigen. – Auch müßten die von verschiedenen Personen im Laufe der vergangenen Jahre geborgenen Keramikfunde bald einmal zusammengeführt und wissenschaftlich analysiert werden.

Die langgestreckte Gipfelburg setzt sich zusammen aus der ca. 30 x 50 m großen Hauptburg und der ihr östlich vorgelegten, heute noch ca. 30 m langen Vorburg. Einen Eindruck von der Burg und ihrem näheren Umfeld zu Beginn des 20. Jh. vermittelt uns der Großh. Wasser- und Straßenbauinspektor a. D. und Burgenforscher Eduard Schuster in seinem Buch »Die Burgen und Schlösser Badens« (1908)⁸⁵: »Eine schöne Rebanlage zieht sich auf

der Südseite vom Schloß den Berg hinunter, wo auf einem tieferliegenden Vorsprung der sogenannte Schloßhof [s. 4.2.2 Wirtschaftshof] und weiter südlich der Neu Hof steht; nördlich vom Schloß liegt das sogen. Leprosenhaus. [...] Dichter Efeu bedeckt die hohe Mauer an der Angriffsseite (Westseite) und verleiht besonders diesem Teil ein höchst malerisches Aussehen. Auf dem ebenen Platz südlich vom Tor, das von staffelförmig abfallenden Flügelmauern beiderseits flankiert ist, dürfte wohl die Vorburg gestanden haben. Das ganze bietet noch das gute Bild einer kleinen mittelalterlichen Burganlage.« Soweit die Charakterisierung Schusters 1908. Hinsichtlich der Lokalisierung der Vorburg ist ihm zuzustimmen, hinsichtlich der Einordnung als »kleine« mittelalterliche Burg jedoch nicht, handelt es sich doch vielmehr um eine ansehnliche mittelgroße Adelsburg des 12. Jh. Der von Schuster erwähnte »malerische« Efeubewuchs wurde zwischenzeitlich beseitigt, wohl anlässlich der Restaurierung zu Beginn der 1960er Jahre.

Eine fünf Jahre nach Schusters Beschreibung entstandene weitere Beschreibung findet sich unter dem Jahre 1913 im »Fremdenbuch« der Burg; sie schildert diese, wie bereits eingangs zitiert, umgeben von Rebhängen: *Wie liegst du so freundlich, friedlich und hehr / Friedingen, still-stolze Feste / Nur der Reben ragender Speer / Ist deiner Anmut einzige Wehr / Und Zauber fahrender Gäste!*⁸⁶

4.1 DIE HAUPTBURG

Der ca. 30 x 50 m großen Hauptburg ist auf drei Seiten ein ursprünglich recht tiefer, aus dem anstehenden Gestein gearbeiteter Graben vorgelegt, der beim Umbau der Burg 1919 teils zugeschüttet⁸⁷ und zudem bei der Sanierung der Burg in den 1960er Jahren weiter mit Bauschutt verfüllt wurde, wie Oberflächenfunde nahelegen. Die bei der Anlage des Grabens stehengebliebene Plateaukante des Berges bildet die Basis des den Graben ergänzenden »Wall«. Beim heutigen Zustand ist nicht mehr erkennbar, ob auf diesem »Wall« ein Annäherungshindernis, etwa eine Palisade oder eine (Zwinger-) Mauer, angebracht war. Die Existenz eines solchen Annäherungshindernisses könnten nur archäologische Untersuchungen ergeben.

Auf der Nordseite ist die Burg durch den steilen, teils wohl künstlich abgesteigten Berghang geschützt; das gilt gleichermaßen für die Haupt- und die Vorburg.

Die Ringmauer der Hauptburg umschreibt eine länglich polygonale, nicht, wie in der Literatur wiederholt behauptet, eine einem »Rechteck« angenäherte Fläche.⁸⁸ Die noch 6 bis 8 m hoch erhaltene Ringmauer ist, soweit es sich unter dem zu Beginn der 1960er Jahre aufgetragenen Putz erkennen läßt, aus lokalen Geröllen (Phonolith, Molasse, Sandstein) aufgeführt; teils könnte Megalithmauerwerk⁸⁹ vorhanden sein. Kraus (1887) schreibt im Kunstdenkmäler-Inventar: »Alles Mauerwerk ist schlecht aus Geröllen aller Art, Phonolithuffbrocken vermischt mit Backstein hergestellt und an den Ecken mit Quadern von Molasse- und gelbem Sandstein armirt.«⁹⁰ Vereinzelt sind Quader vorhanden. So sind die Ecken der Hauptburg mit flachen Quadern, teils sogar Buckelquadern, gefaßt. Die Betonung von Gebäudeecken durch Buckelquader war im hohen und



Abb. 8: Friedingen, Burg. Hauptburg, Pfauenrelief über dem Portal (Aufnahme Losse 2007)

späten Mittelalter in der Region weit verbreitet; sie ist nicht, wie teils vor Ort behauptet, ein Beleg für die Entstehung eines Gebäudes in staufischer Zeit!

Im Westteil der Ringmauer, über dem Gaststättenbau von 1963, sind die Steine vereinzelt in *opus spicatum*-Technik (= sog. Fischgrät-Mauerwerk, auch Ähren-Mauerwerk) versetzt, die ebenfalls nicht mehr, wie früher teils pauschal geschehen, ins 11./12. Jh. datiert werden kann.⁹¹ An einigen Stellen der Ringmauer, vor allem im nordöstlichen Bereich der Feldseite, sind, trotz des Putzes, Rüstlöcher erkennbar.⁹²

Man betritt die Hauptburg durch das einzige Tor an der Osteite, auf das ein den Graben querender (sicher nachmittelalterlicher) Damm zuführt. Das rechteckige Tor wurde in der heutigen Form erst in nachmittelalterlicher Zeit geschaffen. Wangenmauern feldseitig rechts und links des Tores⁹³ deuten auf einen dem (ursprünglich einfachen Mauertor?) im Spätmittelalter vorgelegten Vorbau, ähnlich dem Vortor der nahe Friedingen stehenden Wasserburg Möggingen (dort nach der Form der Feuerwaffenscharnten 15. Jh.). Zwei Konsolen knapp 2 m rechts und links oberhalb des Tores können als Auflager eines Deckenbalkens der Torhalle gedeutet werden. Über dem Tor, etwas niedriger als die Konsolen, ist feldseitig ein Relief in die Mauer eingelassen. Schuster (1908) nennt es ein »Wappenbild in Stein«⁹⁴, Kraus (1887) »ein halbrundes Flachrelief, einen Pfau mit ausgespreiztem Schweif darstellend, der Renaissancezeit zuzuschreiben und von Molassesandstein ausgeführt«⁹⁵. Um ein Wappen handelt es sich bei dem Relief wohl nicht, eher um ein transloziertes Tympanon (16. Jh.?), also eine Spolie.

Hinsichtlich der von Eduard Schuster (1908) erwähnten »Öffnungen der einstigen Zugbrücke«⁹⁶ besteht im derzeitigen verputzten (!) Zustand des Tores keine Eindeutig-

keit, ob es diese tatsächlich gab. Die Antwort darauf muß möglichen Untersuchungen der Bauforschung vorbehalten bleiben.

An der Südostecke der Burg erhebt sich das, so Schuster, »hohe Wohnhaus in einfacher Bauart mit spitzbogiger Eingangstüre«⁹⁷, von Kraus (1887) »ein wenig ansehnlicher Bau« genannt.⁹⁸ Dieser ist das Produkt mehrerer Umgestaltungen; er könnte als Kern im Erdgeschoß einen Wohnturm enthalten, was sowohl der Erdgeschoßgrundriß⁹⁹ als auch der feldseitige, leicht geböschte Versprung der Südseite nahelegen. Die Hofwand des Wohngebäudes ist im 1. und 2. Obergeschoß hofseitig in (überputztem) Fachwerk ausgeführt, das dendrochronologisch bislang nicht untersucht wurde. Meist kleine Fenster verteilen sich unregelmäßig über die Fassaden. Das Dach des dreigeschossigen Baues ist auf der Westseite als Walmdach, auf der Ostseite als Krüppelwalm ausgebildet. Eine Baubefundung des gesamten Gebäudes dürfte sich als recht schwierig erweisen, da es außen rundum verputzt ist und noch heute als Wohnhaus dient. Die Beschreibung des Inneren muß daher der geplanten Monographie vorbehalten bleiben, doch sei auf einige Details zumindest hingewiesen: frühneuzeitliche Stuck- und Balkendecken, Wandgemälde und Kachelöfen sind zum Teil erhalten geblieben. Der Saal im 2. Obergeschoß – *Rittersaal* und *Ahnensaal* genannt – ist mit einer bemalten Kassettendecke und einem Kachelofen ausgestattet. Erwähnenswert ist ein Kachelbild von 1793; es trägt die Unterschrift *Dißes sind die drey H. Hauß Herren und Pattronen der / 17 Statt Radolffzell.* 93.

Daß es sich beim beschriebenen Wohnbau um den einzigen der Burg handelte, ist sehr unwahrscheinlich, da diese vom 14. bis zum 16. Jh. eine Ganerbenburg¹⁰⁰ war. Auszuschließen ist aber die Existenz eines »romanischen« Palas anstelle des *Wehrgang* genannten Laubenganges von 1919. Kiewat (1990) führt zur »südlichen Burgmauer mit ihren beiden romanischen Fenstern« aus: »Fenster dieser Qualität findet man in Burgen jener Zeit selten [...]. Man muß annehmen, daß hier einst sehr vornehme Räumlichkeiten lagen, die von den Burgherren bewohnt wurden. Demnach stand hier der Palas.«¹⁰¹ Im Widerspruch zur von ihm konstatierten baulichen Qualität steht Kiewats anschließende Aussage: »Das völlige Verschwinden des Palas (bis auf die Südmauer, die gleichzeitig Ringmauer der Burg ist) könnte seine Erklärung darin finden, daß die hofseitige Fassade des Baues aus Fachwerk ausgeführt war und der Innenausbau ebenfalls aus Holz bestand. Die durch das Ausbrennen 1499 und 1635 verursachten Schäden waren so erheblich, daß sich ein Wiederaufbau des Palas nicht lohnte – dafür entstand das Herrenhaus.«¹⁰² Ein gangs hatte ich darauf verwiesen, daß Hubenschmid 1986 den Nachweis lieferte, daß beide Fenster erst 1919 beim Ausbau des Schließes unter Curtius in die Ringmauer eingebrochen wurden.¹⁰³ Zudem erwähnen weder Kraus (1887) noch Schuster (1908) diese »romanischen Fenster«! Eine sehr detaillierte, mit Kommentaren und Beschreibungen versehene Geometerzeichnung der Burg vom 18. April 1827 im Landesvermessungsamt (Kopie im Stadtarchiv Singen¹⁰⁴) zeigt keine Fensteröffnungen anstelle der neoromanischen, unter Curtius eingefügten Biforienfenster!

An den Wohnbau schließt nordöstlich ein schmaler Flügel an, der, so Kiewat (1990), durch Vorverlegung des östlichen Ringmauerteilstückes um 3,50 m bei einem Umbau unbekannter Zeit entstanden sein könnte. Auch das wird zu untersuchen sein.

Die schmalere Westseite der Burg wird von dem trapezförmigen Neubau der Gaststätte (1963) eingenommen. Mehrere Wirtschaftsgebäude lehnen sich an die Innenseite der Ringmauer. In dem am weitesten nördlich vorspringenden Teil der Ringmauer sind Reste eines annähernd quadratischen Turmes zu vermuten, doch ist gerade die Nordseite des Berings verunklärt; hier hat es offenbar auch in jüngerer Zeit Neuaufmauerungen gegeben. In diesem Bereich könnte sich, so die gegenwärtige »Spekulation«, der Burgteil der Familie Schwarz während der Nutzung des Schloßles als Ganerbenburg befunden haben. Verwertbare frühe Ansichten oder Beschreibungen der Burg sind bislang nicht bekannt.

Im Zuge einer Aufgrabung im Hof der Hauptburg zur Verlegung von Rohren wurden Mauerreste (Fundamente?) aufgefunden, jedoch nicht weiter untersucht.¹⁰⁵

4.2 DIE VORBURG UND DER WIRTSCHAFTSHOF

4.2.1 Vorburg

Schuster (1908) schreibt über den unregelmäßigen, ca. 30 m langen, der Hauptburg östlich vorgelagerten Felsblock: »Auf dem ebenen Platz vor dem Tor dürfte wohl die Vorburg gestanden haben.«¹⁰⁶ Kiewat (1990) schließt sich dieser Meinung an. Heute noch sichtbare geringe Mauerreste (etwa über dem Zufahrtsweg) stützen die Vermutung, wenn auch das Plateau durch die Neugestaltung – es wurde zwischenzeitlich als Gemüsegarten genutzt – während der Ära Curtius gärtnerisch neu gestaltet wurde (u. a. Baum- und Buchsbaumpflanzungen). Nicht bekannt ist, ob dieser Bereich der Burg als Aussichtspunkt damals frei zugänglich war. Erinnerung sei an Curtius' Aussage hinsichtlich der nach der Umgestaltung der Burg zu seinem Familiensitz nicht mehr gegebenen Zugänglichkeit des Friedinger Schloßles für Ausflügler: Dr. Curtius meinte, das primäre Interesse des Publikums erstreckte sich auf den Genuß der prächtigen Fernsicht auf den See und den Hegau. Dafür genüge der Geländestreifen vor dem Schloß.¹⁰⁷

Abbruchspuren am Vorburgfelsen lassen den Abbau von Steinen erkennen. Ob es sich hierbei um einen systematischen Abbruch oder um Bedarfsabbruch durch Anwohner handelte, konnte bisher nicht ermittelt werden. Es ist jedoch zu vermuten, daß die Fläche der Vorburg deutlich größer war als das heutige Garten- bzw. Aussichtsplateau.

4.2.2 Wirtschaftshof

Gut 150 m südöstlich unterhalb der Vorburg liegt der Schloßhof genannte ehemalige Wirtschaftshof der Burg. 1986 begann die Sanierung: Das Wohnhaus war in den 1980er Jahren durch Sturm beschädigt worden, der Stall am 12. Juni 1983 abgebrannt. Der nach dem Brand erwogene Abbruch von Stall und Wohnhaus und ein Neuaufbau an anderer, für den Landwirt günstigerer Stelle unterblieb, da das Denkmalamt Einspruch

erhob und die Stadt Radolfzell als Eigentümerin die Finanzierung für die Verlagerung nicht gesichert sah. Insofern blieb das bemerkenswerte Ensemble Friedinger Schloßle-Schloßhof erhalten. Es gehört zu einer Gruppe solcher Ensembles im Hegau (vgl. z. B. Hohenkrähen und Homboll).

4.3 DAS UMFELD DER BURG

Die entstehende Monographie des Friedinger Schloßles wird neben dem Wirtschaftshof auch das weitere Umfeld der Burg zu berücksichtigen haben. Dazu gehören die zur Burg hinaufführenden Hohlwege ebenso wie die teils erst in den 1950er Jahren aufgegebenen und aufgeforsteten Rebterrassen und schließlich auch die Pfarrkirche, letztlich also alle Bauten und Anlagen, die in einem historischen Kontext mit der Burg standen oder stehen.

Es bleibt zu hoffen, daß die landschaftsprägende Wirkung der Burg nicht durch eine Bebauung des Burgberges eingeschränkt und daß die Burg selbst durch behutsame Freistellungen (d. h. das Abholzen einzelner Bäume) in eben dieser ihrer landschaftsprägenden Wirkung wieder deutlicher erfahrbar gemacht wird. Denn mittelalterliche Burgberge waren in der Regel weitgehend von verdeckendem Bewuchs freigehalten, nicht nur, um »herannahenden Feinden die mögliche Deckung zu nehmen«, wie es im 19. Jh. oft dargestellt wurde, sondern vielmehr um der Burg als Machtsymbol in der Landschaft eine bessere Fernwirkung zu bieten. Und als markanter, von vielen Stellen des Hegaus aus sichtbarer Burgberg verdient es der Friedinger Burgberg durchaus, im Zusammenhang mit den eingangs genannten berühmten Hegau-Burgbergen Hohentwiel, Hohenkrähen, Mägdeberg, Hohenhewen und Hohenstoffeln genannt zu werden!

Anschrift des Verfassers:

Dr. Michael Losse, Sandweg 10, D-35037 Marburg (Lahn)

ANMERKUNGEN

1 Der hier vorgelegte Beitrag bietet eine überarbeitete, aktualisierte Fassung des »Burgenporträts« von LOSSE, Michael: Das »Friedinger Schloßle« im Hegau. In: Burgen und Schlösser. Zeitschrift der Deutschen Burgenvereinigung, 43. Jg., 2002/I, S. 36–47; vgl. auch die Kurzfassung: LOSSE, Michael: Burgen, Schlösser und Schanzen im Stadtgebiet von Singen (Teil 1): Das Friedinger Schloßle. In: Stadt Singen, Jahrbuch 2002, S. 9–24. – Anlaß der hier vorgelegten Neupublikation ist die Tatsache, daß derzeit ein neuer Pächter für das Burgrestaurant gesucht wird und in Fällen einer Neunutzung immer die Gefahr einer baulichen Veränderung eines Baudenkmals besteht.

Insofern soll dieser Beitrag für einen schonenden Umgang mit dieser bemerkenswerten Hegau-Burg sensibilisieren.

2 Hervorzuheben sind hier (in chronologischer Reihenfolge): DOBLER, Eberhard: Burg und Herrschaft Mägdeberg (Hegau-Bibliothek, Bd. 2). Singen (Hohentwiel) 1959; DOBLER, Eberhard: Burg und Herrschaft Hohenkrähen im Hegau (Hegau-Bibliothek, 50). Sigmaringen 1986; BUMILLER, Casimir: Hohentwiel. Geschichte einer Burg zwischen Festungsalltag und großer Politik (Beiträge zur Singener Geschichte, Bd. 20). Konstanz 1990; HOFMANN, Franz: Schloß Schlatt unter Krähen.

Geschichte und Kunstgeschichte. Sonderdruck eines zweiteiligen Aufsatzes, erschienen in: Hegau, 53, 1996 und 54/55, 1997/98, erweitert durch Beiträge von Patrick Graf Douglas-von Reischach, Wolfhart Freiherr von Reischach und Karl Hummel (Hegau-Bibliothek, Bd. 106). Singen (Hohentwiel) 2000; KESSINGER, Roland/PETER, Klaus-Michael (Hg.), unter wissenschaftlicher Beratung von LOSSE, Michael: Hohentwiel Buch. Bonn und Singen (Hohentwiel) 2002.

3 Ausnahmen: die Burg in Honstetten, der sog. Spiecher, vgl. MAUCH, Heiko: Der »Spiecher«. In: Kramer, Wolfgang (Hg.): 1300 Jahre Honstetten. Konstanz 2000, S. 55–62; das Schloß »Hegi« in Eigeltingen, nach Mitteilung des Besitzers, Freedun Ostowar, der u. a. selbst Untersuchungen vornahm. 2007 legte Dr. Ing.-habil. Stefan Uhl (Büro für historische Bauforschung, 88447 Warthausen) eine umfassende baugeschichtliche Untersuchung zur Burg Alt-Bodmann vor.

4 Der Verfasser bereitet seit mehreren Jahren zusammen mit Mitgliedern des Nellenburger Kreises (Interessengemeinschaft zur Erforschung der Burgen, Adelssitze, Schlösser und Festungen im Hegau, Arbeitskreis im Hegau-Geschichtsverein) ein Inventar der Burgen, Schlösser, Adelssitze und Wehrbauten im historischen Hegau vor. Wegen der Vielzahl der Objekte, derzeit sind 432 erfaßt, wird diese Erstellung noch mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Den derzeit einzigen Überblick bietet LOSSE, Michael [Text]/NOLL, Hans [Fotos]: Burgen, Schlösser und Festungen im Hegau. Wehrbauten und Adelssitze im westlichen Bodenseegebiet (Hegau-Bibliothek, Bd. 109). Singen (Hohentwiel) 2001; s. a. DERS.: Festungen und Schanzen im Hegau vom 15. bis zum frühen 20. Jahrhundert (Festungsjournal, Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Festungsforschung, Heft 15/September 2003; zugleich Hegau-Bibliothek, Bd. 116). Bonn und Singen (Hohentwiel) 2003 (²2003).

5 Vgl. KIEWAT, Rainer: Ritter, Bauern und Burgen im Hegau. Konstanz 1986, S. 66 (Rainer Kiewat hat mit diesem Buch, das ist sein Hauptverdienst, als erster zusammenfassend auf die wichtigsten Burgen im Hegau aufmerksam gemacht); die Fehleinschätzung findet sich u. a. auch in: HAUPTMANN, Arthur: Burgen einst und jetzt. Burgen und Burgruinen in Südbaden und angrenzenden Gebieten. Konstanz 1984 (³1987); KIEWAT, Rainer: Die Burg Friedingen – das Friedinger Schloßle. In: Stadt Singen (Hg.): Kumm etz gommer

z'lieht. Beiträge zur Friedinger Geschichte. 900 Jahre Friedingen (Beiträge zur Singener Geschichte, Bd. 21/Hegau-Bibliothek, Bd. 74). Singen (Hohentwiel) 1990, S. 73–87; FENNER, Achim/HONSEL, Gernot: Stadtführer Radolfzell. 2. ergänzte Aufl. Radolfzell 1990; HOFMANN, Andrea: Friedingen. In: Kramer, Wolfgang/Greuter, Michael (Hg.): Kunstschatze im Kreis Konstanz. (Hegau-Bibliothek, Bd. 128). Hilzingen 2006, S. 214 f., hier S. 214.

6 Vgl. HUBENSCHMID, Alfred: Neuere Geschichte von Friedingen (19. und 20. Jahrhundert) (Beiträge zur Singener Geschichte, Bd. 8). Singen (Hohentwiel) 1986, S. 8; Losse (wie Anm. 1).

7 Zur Burg und zum Ort Friedingen v. a.: ALBERT, P.: Geschichte der Stadt Radolfzell. Radolfzell 1896; BITTMANN, Markus: Dorf und Herrschaft Friedingen im Mittelalter: Ein Überblick und Forschungsabriss. In: Stadt Singen (Hg.) (wie Anm. 5) S. 45–62; DOBLER 1959 (wie Anm. 2); DOBLER, Eberhard: Die Herren von Friedingen als reichenauische Vögte von Radolfzell und Schienen. In: Hegau 11/12, 1961/62, S. 13–27; DERS.: Die Herren von Friedingen als Nachfahren der Herren von Mahlsprüden und der Grafen von Nellenburg. In: Hegau 26, 1969, S. 7–45; DERS. 1986 (wie Anm. 2); GÖTZ, Franz: Die Herrschaft Friedingen beim und nach dem Übergang an die Stadt Radolfzell 1539: Rechts-, Besitz-, Wirtschafts- und Sozialverhältnisse. In: Stadt Singen (Hg.) (wie Anm. 5) S. 63–72; HARTMANN, G.: 400 Burgen um Zürich. Zürich 1967, S. 89; HEINE, Hans-Wilhelm: Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee. Stuttgart 1978; HUBENSCHMID (wie Anm. 6); HUBENSCHMID, Alfred: Neuere Geschichte von Friedingen (19. und 20. Jahrhundert). Nachtrag. Friedingen 1987; KIEWAT 1986 (wie Anm. 5); KIEWAT 1990 (wie Anm. 5); KRAUS, Franz Xaver: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Freiburg/Br. 1887; SCHÖNHUTH, Ottmar Friedrich Heinrich: Die Ritterburgen des Höhgau's. 3. Heft. Konstanz 1833; SCHUSTER, Eduard: Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe o. J. (1908), S. 67.

8 Topographische Karte 1:25.000, Nr. 8219; Nicht zu verwechseln mit Fridingen an der Donau.

9 KÖNIG, M. A.: Landschaft und Geologie. In: Stadt Singen (Hg.) (wie Anm. 5) S. 13–21, hier S. 16.

10 Eintrag im 1913 angelegten »Fremdenbuch« der Burg, unterzeichnet mit (dem Phantasienamen) »Berthold vom Twiel« (5.4.1913).

- 11 SCHEFFEL, Joseph Victor [von]: Ekkehard. 1855; zitiert nach der Ausgabe des Emil Vollmer Verlages, Wiesbaden o. J., S. 101.
- 12 SCHEFFEL 1855 (wie Anm. 11) S. 104.
- 13 KRAUS (wie Anm. 7) S. 64. – So verwundert es nicht, daß in einem noch vor wenigen Jahren beim Verkehrsamt der Stadt Singen erhältlichen Informationsblatt zu lesen war: »Das »Schlößle« wurde im Jahre 914 als Adelsburg erbaut. Es ist eines der wenigen Gebäude, die in ihrer ursprünglichen Form erhalten geblieben sind [...].« Hier wurde offenbar das von Kraus genannte Jahr 914 ungeprüft als Baujahr auf die heutige Burg übertragen.
- 14 Die Geschichte der Herren von Friedingen (-Krähen) wurde grundlegend von Eberhard Dobler erforscht, s. DOBLER 1961/62, 1969 und 1986 (wie Anm. 7). Einen »Überblick und Forschungsabriß« gibt BITTMANN, Markus: Dorf und Herrschaft Friedingen im Mittelalter: Ein Überblick und Forschungsabriß. In: Stadt Singen (Hg.) (wie Anm. 5) S. 45–62.
- 15 STEHLE, Johann: Geschichte der Exklave Bruderhof und der Hohentwieler Waldungen (Beiträge zur Singener Geschichte, Bd. 2 (Hegau-Bibliothek, Bd. 26). Hrsg. vom Stadtarchiv Singen (Hohentwiel) in Verbindung mit dem Verein für Geschichte des Hegaus. Singen (Hohentwiel) 1973, S. 127. S. auch DERSCHKA, Harald Rainer: Die Ministerialen des Hochstiftes Konstanz. Hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte (Vorträge und Forschungen, Sonderband 45). Stuttgart 1999, S. 276, Anm. 60.
- 16 Dobler 1986 (wie Anm. 7) S. 20. Bislang nicht geklärt ist, »ob sich die Familie nach dem Herkunftsort benannte oder ob das Dorf den Namen des Adelsgeschlechtes erhielt – eine Unsicherheit, die sich in der Region auch für Tengen und die gleichnamige Familie beobachten läßt« (BITTMANN 1990 [wie Anm. 14] S. 45).
- 17 DOBLER 1986 (wie Anm. 7) S. 21.
- 18 FEGER, Otto: Die Chronik des Klosters Petershausen (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, 3). 1956, S. 98; von Hermann (d. Ä.) von Hirschbeck stammten auch die späteren Freiherren von Tengen ab, s. DOBLER 1986 (wie Anm. 7) S. 23.
- 19 DOBLER 1986 (wie Anm. 7).
- 20 Benannt nach Mahlsprüen im Tal bei Stockach (ebd.).
- 21 DOBLER 1969 (wie Anm. 7) S. 39; vgl. auch DOBLER 1986 (wie Anm. 7) S. 23 f.
- 22 BITTMANN (wie Anm. 14) S. 47.
- 23 DOBLER 1986 (wie Anm. 7).
- 24 Dobler 1986 (wie Anm. 7); so auch Bittmann (wie Anm. 14) S. 48.
- 25 Vgl. dazu BITTMANN (wie Anm. 14) S. 48ff.
- 26 HUBENSCHMID (wie Anm. 7) S. 1.
- 27 Zum Symbolwert mittelalterlicher Burgen s. ZEUNE, Joachim: Burgen – Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg. Regensburg 1996.
- 28 DOBLER 1986 (wie Anm. 7) S. 20.
- 29 Ebd.
- 30 Als »Schlößle« werden im alemannischen Sprachgebrauch zahlreiche Burgen bezeichnet (vgl. auch »Schlößel« in der Pfalz).
- 31 Es sind dies die Burgen Hohenhewen, Hohenkrähen, Hohenstoffeln und Hohentwiel im Hegau und zudem die Burg Hohenklingen bei Stein am Rhein (Schweiz) am Rande des Hegaus.
- 32 So etwa die Burgen Hohenneuffen, Hohentübingen, Hohenurach und Hohenzollern.
- 33 DOBLER 1986 (wie Anm. 7) S. 2.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd., S. 20.
- 36 Ebd., S. 21.
- 37 Dazu DOBLER 1986 (wie Anm. 7) S. 20. – Zu den Auseinandersetzungen der Friedinger mit dem Schwäbischen Bund s. CARL, Horst: Der Schwäbische Bund 1488–1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 24). Leinfelden-Echterdingen 2000, v. a. S. 462, 470, 475.
- 38 SCHEFFEL 1855 (wie Anm. 11) S. 104.
- 39 Das Dorf ist in einer Urkunde des Grafen Burkhard von Nellenburg für Kloster Allerheiligen in Schaffhausen (Schweiz) 1090 genannt.
- 40 DOBLER 1986 (wie Anm. 7); BITTMANN (wie Anm. 14); KIEWAT 1990 (wie Anm. 5) S. 73, nimmt die Entstehung der Burg »etwa in den Jahren 1170–1180« an.
- 41 KIEWAT 1990 (wie Anm. 5) S. 76.
- 42 Ebd.
- 43 Zitiert nach KIEWAT 1990 (wie Anm. 5) S. 83.
- 44 Dazu HUGER, Werner: Der Verlauf des Schweizerkrieges 1499 vor der Stadt Stockach aus neuester Sicht. In: Hegau 41/42, 1984/85, S. 71–76; BUMILLER (wie Anm. 2).
- 45 Vgl. dazu die von BUMILLER (wie Anm. 2) S. 77 zitierten Quellen.

- 46 Zitiert nach BUMILLER (wie Anm. 2) S. 77.
- 47 KIEWAT 1990 (wie Anm. 5) S. 76.
- 48 BITTMANN (wie Anm. 14) S. 61.
- 49 Zitiert nach GÖTZ (wie Anm. 7) S. 63.
- 50 GÖTZ (wie Anm. 7) S. 63, Anm. 1, unter Bezug auf die Urkunde im GLA Karlsruhe, Abt. 6 (Urkunden Radolfzell).
- 51 Zitiert nach KIEWAT 1990 (wie Anm. 5) S. 77.
- 52 SCHMITT, Günter: Schlösser und Burgen am Bodensee. Bd. I: Westteil. Von Maurach bis Arenenberg. Biberach an der Riß 1998, S. 105; die Burg wurde anschließend aufgegeben.
- 53 KRAUS (wie Anm. 7) S. 46.
- 54 Ebd., S. 43; s. auch v. WEECH. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXV.
- 55 KIEWAT 1986 (wie Anm. 5) S. 54.
- 56 KRAUS (wie Anm. 7) S. 61; SCHMITT (wie Anm. 52) S. 151.
- 57 KRAUS (wie Anm. 7) S. 36.
- 58 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 7; HUBENSCHMID 1987 (wie Anm. 7) S. 4.
- 59 Zitiert nach HUBENSCHMID 1987 (wie Anm. 7) S. 2 (dort der gesamte Wortlaut des Lehnbriefes).
- 60 Zitiert nach ebd.
- 61 Zitiert nach ebd.
- 62 Zitiert nach ebd.
- 63 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 7; HUBENSCHMID 1987 (wie Anm. 7) S. 4.
- 64 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 7.
- 65 Ebd.
- 66 Ebd.
- 67 Wilhelm Schneider, Ernst Pfoser, Hans Fischer, Adolf Schroff, Albin Stocker und W. Lang im »Fremdenbuch« des Schlosses Friedingen.
- 68 Emil R. im »Fremdenbuch« des Schlosses Friedingen.
- 69 Zur frühen touristischen Erschließung der Hegau-Burgen WEINER, Otto: Die Bergschlösser und hohen Hübel. Reiseberichte aus dem Hegau. In: Hegau, VIII, 21–22/1966, S. 133–158; LOSSE, Michael: Nicht ohne einen »gewissen historischen Wert...« Anmerkungen zum Umgang mit und zur Rezeption von Burgen und Schlössern im Hegau vom 17. Jahrhundert bis zum ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Hegau 57/2000, S. 7–61.
- 70 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 7.
- 71 Ebd.
- 72 Zum Begriff »Jugendburg«: LOSSE, Michael: Jugendburg. In: Reclam – Wörterbuch der Burgen, Schlösser und Festungen. Hrsg. Böhme, Horst Wolfgang/Friedrich, Reinhard/Schock-Werner, Barbara in Verbindung mit dem Europäischen Burgeninstitut der Deutschen Burgenvereinigung. Stuttgart 2004, S. 160 f.
- 73 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 8; hiernach auch die weiteren Angaben zum Ausbau der Burg unter Curtius. Bemerkenswert ist dessen Argumentation hinsichtlich der nun nicht mehr gegebenen Zugänglichkeit des »Friedinger Schloßes« für Ausflügler: nach seinen Worten »erstreckte sich das hauptsächlichste Interesse des Publikums auf den Genuß der prächtigen Fernsicht auf den See und den Hegau. Dafür genüge der Geländestreifen vor dem Schloß« (ebd.).
- 74 Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg. Bd. II; bearb. von ZIMDARS, Dagmar u. a. München und Berlin 1997, S. 237.
- 75 Curtius äußerte sich 1932, als er den Pachtpreis ermäßigt haben wollte, in einem Brief an die Stadt Radolfzell zum Zustand der Burg 1919: [...] das Schloßchen war bei der Übernahme 1919 eine Ruine. Es war so baufällig, daß primitive Reparaturen sich als unmöglich herausstellten und mir nichts anderes übrig blieb, als alles von Grund auf neu zu machen. Ich habe für die baulichen Umänderungen an allen Gebäuden mehr wie 40.000 Mark aufgewendet, zitiert nach HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 8.
- 76 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 8. Falsch sind demnach die immer wieder zu lesenden Einschätzungen, hier habe sich »einst ein herrschaftliches Wohngebäude« befunden, zu dem die »zwei romanische[n] Doppelfenster« gehört hätten, so KIEWAT 1986 (wie Anm. 5) S. 66; Kiewat 1990 (wie Anm. 5). Vgl. auch die weiteren Beispiele in Anm. 5. – Zu romanischen Fensteröffnungen s. FRANK, Lorenz: Zur Frage des Auftretens großer Fensteröffnungen an romanischen Profangebäuden. In: Hofrichter, Hartmut (Hg.): Fenster und Türen in historischen Wehr- und Wohnbauten (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung, Reihe B: Schriften, Bd. 4). Braubach und Stuttgart 1995, S. 32–40.
- 77 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 8.
- 78 1932 war der Pachtpreis für die Burg allein auf 600 Reichsmark festgesetzt worden, s. HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 8.
- 79 HIRSCHER, Peter: Böhringen. Geschichte einer Landgemeinde zwischen Untersee und Hegau. Hrsg. von Fenner, Achim im Auftrag der Großen Kreisstadt

- Radolfzell (Hegau-Bibliothek, Bd. 91). Radolfzell 1994, S. 173; nach Hirscher alle weiteren Angaben zur Biographie von Dr. Hans Curtius.
- 80 HIRSCHER (wie Anm. 79) S. 174.
- 81 Barbara von Haeften war eine Nichte von Dr. Hans Curtius. Sie beschrieb die Zeit mit ihren fünf Kindern im Friedinger Schlößle in einem Buch: VON HAEFTEN, Barbara: Aus unserem Leben 1944–1950. Privatdruck. Heidelberg 1974, Kapitel »In der Burg Friedingen August 1946 bis Weihnachten 1950«, S. 126–140.
- 82 Zitiert nach HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 9.
- 83 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 9.
- 84 Zitiert nach ebd.
- 85 SCHUSTER (wie Anm. 7) S. 67.
- 86 Wie Anm. 10.
- 87 So FENNER/HONSEL ²1990 (wie Anm. 5).
- 88 KRAUS (wie Anm. 7) S. 64: »Die Reste der Burg Fridingen bestehen aus einem umzingelten, unregelmässigen Viereck«; SCHUSTER (wie Anm. 7) S. 67: »ein unregelmässiges Viereck«; KIEWAT 1986 (wie Anm. 5) S. 64: »Ein Mauer-Rechteck sowie einige Gebäude sind die Überbleibsel [...]«; Dehio II 1997 (wie Anm. 74) S. 237: »rechteckige Ringmauer«.
- 89 Zum Megalithmauerwerk s. die Untersuchung von REICKE, Daniel: »von starken und grossen flüjzen«. Eine Untersuchung zu Megalith- und Buckelquader-Mauerwerk an Burgtürmen im Gebiet zwischen Alpen und Rhein (Schweizerische Berichte zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Bd. 22). Basel 1995.
- 90 KRAUS (wie Anm. 7) S. 64.
- 91 So zuletzt noch verallgemeinernd zum Friedinger Schlößle HOFMANN, Andrea 2006 (wie Anm. 5) S. 214: »Ein Fischgrätverbund verweist auf seine Entstehungszeit im 12. Jh.«. Zwar könnte das Fischgrätmauerwerk auf Burg Friedingen tatsächlich im 12. Jh. entstanden sein, ebenso wie jenes auf der von den Friedingern erbauten Burg (Hohen-)Krähen, doch wäre dies in beiden Fällen erst noch mit den Mitteln der modernen Bauforschung zu überprüfen, denn selbst im 15. Jh. kommt diese Mauertechnik noch vereinzelt vor.
- 92 Rüst- oder Gerüstlöcher stammen von hölzernen Auslegern (mittelalterlicher) Gerüste, die während des Bauvorganges mit in die Mauer eingearbeitet wurden. Für die Bauforschung sind diese Löcher sehr bedeutend, da sich in ihnen öfter noch Holzreste finden, durch deren dendrochronologische Untersuchung Erkenntnisse über die Bauzeit gewonnen werden können.
- 93 SCHUSTER (wie Anm. 7) S. 67.
- 94 SCHUSTER (wie Anm. 7) S. 67, spricht von einem Tor, »das von staffelförmig abfallenden Flügelmauern beiderseits flankiert ist«.
- 95 KRAUS (wie Anm. 7) S. 64.
- 96 SCHUSTER (wie Anm. 7) S. 67.
- 97 Ebd.
- 98 KRAUS (wie Anm. 7) S. 64.
- 99 Einblick in die Pläne der Burg Friedingen (v. a. die Architektenpläne, Büro Hermann Schreiber, Immenstaad, 1963) gewährte mir Herr Weber vom Bauamt der Stadt Radolfzell 2001; dafür danke ich ihm herzlich.
- 100 Zum Begriff »Ganerbenburg«: LOSSE, Michael: Burgen-ABC: Ganerbenburgen – ritterliche Erben- und »Wohngemeinschaften«. In: Karfunkel. Zeitschrift für erlebbare Geschichte, 12. Jg., Heft 59, 2005, S. 23.
- 101 KIEWAT 1986 (wie Anm. 5) S. 86. Wohl hiernach zuletzt noch HOFMANN, Andrea 2006 (wie Anm. 5) S. 214.
- 102 KIEWAT 1986 (wie Anm. 5) S. 86.
- 103 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 8.
- 104 Stadtarchiv Singen (Hohentwiel) Q. 1/17; ich danke der Stadtarchivarin Reinhild Kappes für den Hinweis auf die Kopie dieser Zeichnung. Kommentare auf diesem Blatt: *Mauern hellgelbgrau: von unten hinauf die Steine ausgewaschen*; zu den Dächern jeweils: *roth Ziegel*.
- 105 Freundliche Mitteilung von Frau Weber, bis 2007 Wirtin der Burggaststätte.
- 106 SCHUSTER (wie Anm. 7) S. 67.
- 107 HUBENSCHMID 1986 (wie Anm. 6) S. 8.

Ernst Ziegler

DAS ST. GALLER URKUNDENBUCH »CHARTULARIUM SANGALLENSE«

Beim »Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen« handelt es sich um eines jener wenigen historischen Werke aus St. Gallen, die weltbekannt sind. Seine zwischen 1863 und 1955 erschienenen sechs Bände mit zusammen rund 5 200 Seiten enthalten Dokumente aus der Zeit von um 700 bis 1463. Leider ist es betreffend der Anzahl der Urkunden nicht so vollständig, wie es für die historische Forschung wünschbar wäre. Es wurden nämlich seinerzeit vor allem jene Urkunden aufgenommen, die in St. Gallen lagen, die St. Gallen, besonders das Kloster, erhalten hatte. Die meisten in St. Gallen ausgestellt und in den ganzen alemannischen Raum vergebenen Urkunden fehlen. Aber nicht nur diese Urkunden, sondern zahlreiche andere, für die Geschichte von Stadt und Kanton St. Gallen sowie die engere und weitere Umgebung (Nachbarkantone, Vorarlberg, Süddeutschland usw.) bedeutende Stücke wurden nicht veröffentlicht, was ja dem Titel des Werks entsprach.

Ursprünglich hegte das Stadtarchiv St. Gallen die Absicht, analog zum »Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen« ein »Urkundenbuch der Stadt St. Gallen« herauszugeben. Aus sachlichen Überlegungen kamen Otto P. Clavadetscher und der damalige Stadtarchivar überein, das Urkundenbuch auf den ganzen Kanton St. Gallen auszudehnen (daher »Chartularium Sangallense«), unter Weglassung der südlichen Teile, die von alt Stiftsarchivar Franz Perret sowie vom jetzigen Stiftsarchivar Lorenz Hollenstein im »Urkundenbuch der südlichen Teile des Kantons St. Gallen (Gaster, Sargans, Werdenberg)« erfasst werden sollten. Von diesem Urkundenbuch erschienen, bearbeitet von Franz Perret, zwischen 1951 und 1982 zwei Bände mit Dokumenten aus dem 2./3. Jahrhundert bis circa 1340. Dieses wichtige, aber leider fehlerhafte Urkundenwerk, für dessen Herausgabe das Stiftsarchiv St. Gallen seinerzeit besorgt war, wurde leider nicht weitergeführt und ist unvollständig geblieben – und wird es wohl auch bleiben. Denn eine Weiterführung des »Urkundenbuchs der südlichen Teile des Kantons St. Gallen« ist sehr fraglich. Wenn es nämlich so vollständig werden sollte wie das »Chartularium Sangallense«, müssten alle die über hundert Archive, die Otto P. Clavadetscher besuchte, noch einmal aufgesucht werden, weil seinerzeit jene Dokumente, welche die südlichen Teile betreffen, vor allem aus zeitökonomischen Gründen bewusst nicht berücksichtigt wurden.

Nachdem der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der Regierungsrat des Kantons St. Gallen und die Ortsbürgergemeinde St. Gallen die finanzielle Unterstützung zugesichert hatten, wurde gemäss Beschluss des Regierungsrates vom 4. Juni 1974 eine Redaktionskommission gebildet, die für die endgültige Edition verantwortlich war; ihr gehörten damals an der Bearbeiter des Urkundenbuches Otto P. Clavadetscher, Staatsarchivar Walter Lendi, Stadtarchivar Ernst Ziegler, Stiftsarchivar Werner Vogler (†) und als Vertreter des Historischen Vereins Ernst Ehrenzeller (†).

Die administrative Leitung des Forschungsunternehmens führte das Stadtarchiv. Hier wurden die Gesuche, Berichte, Abrechnungen (diese zusammen mit der Verwaltung der Kantonsschule), Briefe usw. sowie zum grösseren Teil die Protokolle der Sitzungen der Redaktionskommission geschrieben. Zudem wurde alles nötige Material vom Stadtarchiv beschafft und bezahlt.

Neben Redaktionskommission und Administration waren und sind vor allem am ganzen Unternehmen beteiligt alle jene Archive und Institute im In- und Ausland, welche Urkundenmaterial zur Verfügung stellen. Sie ermöglichten dem Bearbeiter die Einsichtnahme in die Originale und lieferten Hunderte von Kopien, die zum grössten Teil bis 1411 bereits transkribiert und bearbeitet werden konnten.

Mit dem 2007 erschienenen Band X sind jetzt 6442 Urkunden aus der Zeit von 1000 bis 1389 ediert; der neueste Band umfasst Urkunden von 1382 bis 1389. In der »Sankt-Galler Geschichte 2003«, in welcher sowohl das alte Urkundenbuch als auch das »Chartularium Sangallense« häufig benutzt wurden, schrieb der »Abschnittsverantwortliche« des zweiten Bandes (Hochmittelalter und Spätmittelalter, S. 294) Alfred Zangger: »Während die Edition der sanktgallischen Rechtsquellen allmählich voranschreitet und mit den Sankt-Galler Stadtbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts kürzlich ein besonders wertvoller Bestand erschlossen worden ist, wird die Tradition der Urkundenedition im »Chartularium Sangallense« (1983-) und im »Urkundenbuch der südlichen Teile des Kantons St. Gallen« (1961-) weitergeführt. Namentlich das Chartularium ist hinsichtlich der Editionstechnik heute so vorbildhaft, wie es vor 140 Jahren sein berühmter Vorgänger war. – Wie sehr Forschungsbemühungen erschwert werden, wenn keine Editionen vorliegen, zeigt sich am Beispiel des südlichen Kantonsgebiets im späteren 14. und im 15. Jahrhundert.«

Otto P. Clavadetscher (geboren 1919) begann 1974 neben seiner Lehrtätigkeit an der Kantonsschule St. Gallen die St. Gallen betreffenden Urkunden nach einem gegenüber dem alten Urkundenbuch wesentlich erweiterten Plan herauszugeben. Von 1977 an konnte er sich zusammen mit seiner Frau Jeannette Clavadetscher-von Tschärner bis zu seiner Pensionierung vollamtlich dieser Aufgabe widmen – wobei von »Pensionierung« nicht gesprochen werden kann, da O.P. Clavadetscher unermüdlich am Chartularium Sangallense und an anderen Urkundeneditionen weiterarbeitet. So gab er 1996 einen (I/6) Band des Liechtensteinischen Urkundenbuches heraus und ist als Bearbeiter mass-

geblich beteiligt an dem vom Staatsarchiv Graubünden herausgegebenen Bündner Urkundenbuch.

Im Januar 1979 hielt Otto Clavadetscher im Historischen Verein einen fulminanten Vortrag über das neue St. Galler Urkundenbuch. Nach einer Definition des Begriffs Urkunde schilderte der Referent ausführlich seine Arbeit an der Neuedition, deren Hauptziel die Wiedergabe des korrekten Textes ist, und erzählte von seinen Erfahrungen aus den zahlreichen Archivbesuchen, die ihn bis heute in über hundert in- und ausländische Archive geführt haben.

Über Aspekte seiner Forschungen berichtete er dann u. a. in zwei vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen herausgegebenen Neujahrsblättern: 1984 zusammen mit seiner Frau Jeannette über »Die ältesten St. Galler Siegel als Geschichtsquellen« und 1992 über »Kontinuität und Wandel im Recht und in den Lebensverhältnissen (nach St. Galler Quellen des 14. Jahrhunderts)«.

Ich habe von 1966 bis 1971 die bedeutende Siegelsammlung am Staatsarchiv Basel-Stadt inventarisiert und darüber in einer hundert Seiten umfassenden Abhandlung berichtet.¹ Damals erfreuten sich die sogenannten Historischen Hilfswissenschaften an der Universität Basel noch einer gewissen Wertschätzung; angeboten wurden Handschriftenkunde, Paläographie, Diplomatik, Sphragistik, Urkundensprache, Editionstechnik, Archivwesen, Genealogie usw. Zu jener Zeit wurde übrigens Sphragistik oder Siegelkunde noch an den Universitäten von Heidelberg und München sowie in Freiburg i. B., Hamburg, Zürich, Erlangen, Berlin, Oxford, Innsbruck, Genf und Köln gelesen.² In der

erwähnten Abhandlung schrieb ich seinerzeit: »Wenn ich sehe, wie um die Jahrhundertwende die Historische Hilfswissenschaft der Sphragistik aufgewertet war und mir ihre heutige Bedeutung überdenke, so frage ich: Welchen und wievielen der zur Zeit gängigen und als neueste Errungenschaft gepriesenen Forschungsrichtungen in der Geschichtswissenschaft wird man sich in einem halben Jahrhundert noch mit dem selben Ernst und Eifer widmen wie Forscher, Gelehrte, Professoren und Studenten, alleine oder in Gruppen, es heute tun?«³ (Es soll übrigens, wie man hört, in Deutschland ein Umdenken in



Abb. 1: Siegel der Stadt Rapperswil

Sachen Latein stattfinden und der Wert dieser »toten Sprache« wieder im Steigen sein.) Als ehemaliger »Siegelexperte« freut mich natürlich besonders, dass ich seinerzeit das Neujahrsblatt über die Siegel redigieren durfte.⁴ Heute freue ich mich, dass Otto P. Clavadetscher und Stefan Sonderegger die Bedeutung der Siegel als Geschichtsquelle sozusagen neu entdeckt und darüber bereits verschiedentlich engagiert geschrieben haben: »Das Chartularium ist eines der wenigen Urkundenbücher, das die Siegel der Siegler aus der Region abbildet. Das ist von allgemeinesgeschichtlichem Interesse. Die bisherige Forschung hat Siegel zu stark auf ihre Funktion als Beglaubigungsmittel reduziert. Siegel – abgeleitet von *signum*, Zeichen – haben darüber hinaus aber auch Zeichencharakter. Sie sind ein Mittel des Siegelführers, sich so darzustellen, wie er will. Siegel sind Symbole. Darüber hinaus sind sie Kunstwerke und insofern von kunstgeschichtlichem Interesse, wie beispielsweise das schöne Siegel von Rapperswil zeigt.«

Seit 1994 ist Stadtarchivar Stefan Sonderegger an der Bearbeitung des »Chartularium Sangallense« wesentlich mitbeteiligt; gegenwärtig ist er administrativer Leiter (Bände III bis XIII) und Mitarbeiter. Neben der eigentlichen Editionstätigkeit gehören zu seinen Aufgaben die Beschaffung der nötigen Geldmittel für die Bearbeitung der Urkunden und den Druck der Bände, die Werbung für das grossartige und jahredauernde Unternehmen, die Auswertung dieser einzigartigen Quellen usw.

Bis heute investierte allein der Kanton St. Gallen (ohne den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, die Ortsbürgergemeinde St. Gallen, den Katholischen Konfessionsteil des Kantons St. Gallen sowie verschiedene Stiftungen) über 3 ½ Millionen Franken in das Projekt, und für die Fertigstellung des »Chartularium Sangallense« in etwa zehn Jahren sind weitere hohe Beiträge nötig. Erfreulicherweise sind diese enormen Geldmittel zum Teil bereits zugesagt, 750 000 Franken vom Kanton Appenzell AR und von zahlreichen Stiftungen sowie der Stadt St. Gallen. Betreffend die schwierige Finanzierung des Unternehmens schrieb St. Sonderegger: »Das Chartularium Sangallense gehört zu jenen Langzeit-Forschungsprojekten, für welche die Luft immer dünner wird. Gefragt sind heute schnelle Ergebnisse und Events. Das Geld für Grundlagenaufarbeitungen, die sich über Jahrzehnte hinziehen, ist nur mehr schwer aufzutreiben. Auch wenn der Abschluss des Chartularium Sangallense dank vielseitiger, überkantonaler Hilfeleistung nun gesichert scheint, soll die Frage der Existenzberechtigung doch nochmals aufgegriffen werden.« Mit ausführlichen Stellungnahmen und umfangreichen Aufsätzen rührt Stefan Sonderegger die Werbetrommel für das Urkundenbuch, so u. a. mit folgenden Beiträgen: Die Arbeit am Chartularium Sangallense, in: Lesen-Schreiben-Drucken, Festschrift für Ernst Ziegler, St. Gallen 2003, oder Urkunden – mehr als »nur« Rechtsquellen, Erfahrungen und Beobachtungen aus der Neubearbeitung des St. Galler Urkundenbuches (Chartularium Sangallense)⁵.

Wenn man weiss, welche Bedeutung St. Gallen im Mittelalter und weit darüber hinaus in der Region um den Bodensee hatte, wird man die Bearbeitung und Fortführung des alten und veralteten Urkundenbuches der Abtei als »Chartularium Sangallense«

nicht nur als wünschenswert, sondern als dringlich erachten. Dies besonders auch darum, weil nur aufgrund von primären Quellen, wie es Urkunden sind, die Entstehung der Stadt St. Gallen, der anderen Städte und Dörfer im Kanton und seiner Umgebung sowie die sanktgallische Staatsbildung wird erforscht werden können. So gesehen ist die Bearbeitung des Urkundenbuches ein wesentlicher Beitrag zur allgemeinen sowie zur Kantons- und Regionalgeschichte wie auch besonders zur Mediävistik. Zudem bedeutet jede Urkunden-Edition Bewahrung von Althergebrachtem und Sicherung im Sinne des Kulturgüterschutzes. Sodann werden gedruckte Quellen weit eher benutzt als ungedruckte, und jede Quellen-Edition ist, als Erleichterung für Forscher, Gelehrte, Doktoranden und Studenten, ein Ansporn für weitere historische Werke.

Stefan Sonderegger hat in seiner 1994 erschienenen umfangreichen Dissertation über die »Landwirtschaftliche Entwicklung in der spätmittelalterlichen Nordostschweiz« vor allem Urkunden in Bezug auf bäuerliche Abgaben ausgewertet. Für die Gemeindegeschichten von Gaiserwald (Gaiserwald im Mittelalter) und Straubenzell (Straubenzell im Mittelalter – zwischen Kloster und Stadt) waren die Bände des »Chartularium Sangallense« die Hauptquelle. Auch für seine zahlreichen Arbeiten zur Geschichte des Appenzellerlandes oder die Beiträge zur allgemeinen Diplomatik (Urkundenlehre) greift er immer wieder auf diese Urkundenedition zurück.

Wenn hierzulande dieses Quellenwerk noch nicht die ihm gebührende Wertschätzung gefunden hat, so kann man sich mit den Worten der Evangelisten trösten: Johannes berichtet, Jesus selber habe bezeugt, »dass ein Prophet in seinem eignen Vaterlande kein Ansehen genießt«. Oder sich die Urteile des Auslandes zu Gemüte führen, beispielsweise jenes des Urkundenspezialisten Karel Hruza, Leiter der Arbeitsgruppe Regesta Imperii des Instituts für Mittelalterforschung in München, der 2006 schrieb, das »Chartularium Sangallense« sei, »das beste Urkundenbuch aller Zeiten«.⁶

Hier ist anzufügen, dass Dr. Walter Lendi, der von 1970 bis 2004 das Amt für Kultur des Kantons St. Gallen leitete, das Unternehmen »Chartularium Sangallense« von Anfang an höchst wohlwollend förderte und alle die Jahre hindurch tatkräftig unterstützte.

Ob das »Chartularium Sangallense« für die Regional- oder Kantonsgeschichte, für Gemeinde-, Stadt- oder Dorfgeschichten, für die Geschichte von Institutionen oder für theoretische Fragen zu allen Fächern der Historischen Hilfswissenschaften beigezogen wird, immer fliessen die Quellen reichlich. Wir wollen das beispielhaft für die ersten fünfzig Jahre des Heiliggeist-Spitals St. Gallen anhand der Kurzregesten als »erzählende Geschichte« demonstrieren:

Im Jahr 1228 stifteten Ulrich von Singenberg, Ritter und Truchsess des Klosters zu St. Gallen, und Ulrich Blarer, beide Bürger von St. Gallen, in der Stadt St. Gallen am Markt ein Spital und erliessen eine erste Spitalordnung. Am 17. Juni 1229 schon gewährte Bischof Konrad von Konstanz den Spendern von Almosen an das unvollendete Spital Ablass. 1234 dann nahm Papst Gregor IX. das Spital mit allen Gütern und Rechten in seinen Schutz und bestätigte die vom Bischof erteilten Freiheiten und Immunitäten.

1236 erteilte Bischof Heinrich von Konstanz den Wohltätern des Spitals wiederum Ablass. – Im September 1243 konnte dann Abt Walter von Trauchburg zum ersten Mal beurkunden, dass Truchsess Ulrich und sein Sohn Rudolf ein Gut in Bleiken im Bezirk Bischofszell im Thurgau dem neuen Spital übertragen haben. – Dass am 4. Juni 1247 Papst Innozenz IV. die Gläubigen der Diözesen Konstanz, Chur und Basel zur Unterstützung des Spitals aufforderte und dafür 20 Tage Ablass gewährte, konnte der nun bald 20 Jahre alten Institution nur nützen, denn im November 1254 verliehen Dekan, Propst und Konvent von St. Gallen mit Zustimmung des Abtes dem Spital das Gut an

den Geren in der Gemeinde Waldkirch bei St. Gallen. Und Mitte September 1262 übertrugen Priorin Agnes und der Konvent von Münsterlingen im Thurgau dem Spital einen Acker in Gettinberg bei Gommenschwil in der Gemeinde Wittenbach bei St. Gallen. – Am 24. August 1275 verkaufte Johannes Ougeli, Bürger zu St. Gallen, dem Spital zwei Zehnten zu Nöchlershus und am Kapf in der Gemeinde Wittenbach, und 1277 schenkte Richinza, Gemahlin Ludwigs von Prassberg, dem Spital Besitz in Wilen im Riet in der Gemeinde Sitterdorf im Thurgau.

So könnte allein anhand der Regesten die Geschichte des Spitals chronologisch oder thematisch (Ordnungen, Ablässe, Übertragungen, Schenkungen, Käufe, Tausch usw.) kurz und zusammengefasst dargestellt werden; für eine umfassende Geschichte des Spitals sind natürlich die Urkunden selber eine grossartige und unglaublich abwechslungsreiche Materiallieferung.

Wenden wir uns nun noch dem 2007 vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, dem Staatsarchiv, dem Stadtarchiv und dem Stiftsarchiv St. Gallen herausgegebenen und von Otto P. Clavadetscher und Stefan Sonderegger bearbeiteten zehnten Band zu. Das Vorwort schrieb Staatsarchivar Stefan Gemperli als derzeitiger Präsident der »Herausgeber- und Verlagsgemeinschaft Chartularium Sangallense«. Dieser gehören zur Zeit weiter an die beiden Bearbeiter sowie Stiftsarchivar Lorenz Hollenstein, als Vertreter des Historischen Vereins Kantonsbibliothekar Dr. Cornel Dora und Präsident Arno

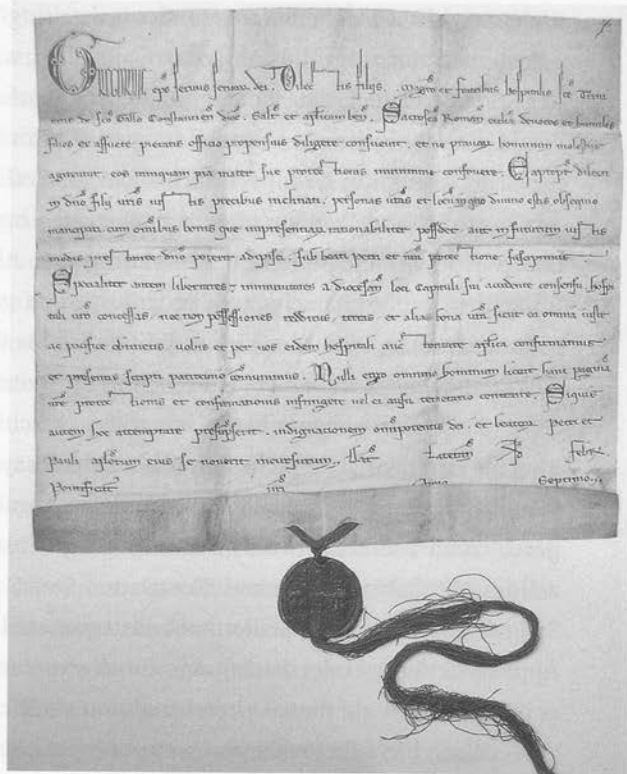


Abb. 2: Papsturkunde



Abb. 3: Spitalsiegel

Noger als Vertreter der Ortsbürgergemeinde St. Gallen.

Die Einleitung (S. IX–XXI) umfasst einen ausführlichen und musterhaften Editionsplan, ein Abkürzungsverzeichnis und ein Archivverzeichnis. Auf den Seiten 1 bis 614 folgen Urkundentexte vom 6. Januar 1382 bis zum 30. Dezember 1389, und von Seite 615 bis 735 finden sich ein Nachtrag, Siegelabbildungen mit Transkription der Umschriften, eine Konkordanztafel (Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen – Chartularium Sangallense), ein Namenregister sowie ein Lateinisches und ein Deutsches Wort- und Sachregister.

Anhand der den Urkundentexten vorangestellten Kopf- oder Kurzregesten (beispielsweise 6. Januar 1382: Abt Kuno von St. Gallen gebietet seinen Amtleuten, die Genossenschaft mit dem Kloster Petershausen einzuhalten, oder Aitrang, 30. Dezember 1389: Philipp von Alençon, Kardinalbischof von Ostia, stellt der Kirche Berneck einen Ablassbrief aus) erhalten wir ein vielfältiges und lebendiges Bild der Jahre 1382 bis 1389; sie lesen sich wie eine Geschichte unserer Region im zu Ende gehenden 14. Jahrhundert. Auffallend sind die zahlreichen Städtebünde, die in diesem Band mit dem am 9. April 1382 in Ulm geschlossenen beginnen und die in früheren Bänden veröffentlichten fortsetzen: »Regensburg und 33 schwäbische Reichsstädte, darunter St. Gallen und Wil, schliessen mit den Grafen von Württemberg, den Gesellschaften mit dem Löwen, St. Wilhelm, St. Georg und mit Herzog Leopold von Österreich ein bis zum 6. Januar 1384 währendes Bündnis.« Unter diesem Datum finden sich drei weitere, im ganzen Band bis 1388 über zwei Dutzend zum Teil sehr umfangreiche (um die zehn Druckseiten) Bündnisse. Wer den Band auch nur durchblättert und die Regesten liest, stösst auf eine ungeahnte Vielfalt von Themen (Reichsteuer, Münzverträge, Angelegenheiten betreffend die Juden, Urfehden usw. usf.). Aus jedem liesse sich aufgrund dieser primären Quellen eine Monographie oder ein Beitrag zu einer Orts- oder Institutionsgeschichte, ein Festschriftenbeitrag schreiben oder eine Rede gestalten.

»Allen den, die dises bûch ansehent, lesent oder hõrent lesen, künd ich Ernst der Ziegler, burger ze sant Gallen«, dass ihnen Lektüre und Studium der »brief« reichen

Gewinn und Genuss verschaffen werden. Den beiden Bearbeitern, welche die oft mühevollen Tätigkeit des Edierens von zum Teil schwer entzifferbaren Dokumenten auf sich genommen haben und immer noch auf sich nehmen (in einer Zeit, wo sogenannte Historiker nicht einmal mehr die deutsche Frakturschrift lesen können), kann man für dieses beste Urkundenbuch aller Zeiten nur danken und gratulieren.

Anschrift des Verfassers:

PD Dr. Ernst Ziegler, Oberhofstettenstrasse 26, CH-9012 St. Gallen

ANMERKUNGEN

- 1 ZIEGLER, Ernst: Die Siegelsammlung im Staatsarchiv Basel-Stadt, dargestellt aufgrund der Akten zur Siegel- und Stempelsammlung und der Jahresberichte des Staatsarchivs, Basel 1970/71 (Separatum aus den Jahresberichten des Staatsarchivs Basel-Stadt 1970 und 1971).
- 2 Vgl. ZIEGLER, Ernst: Sphragistik an der Universität Basel, in: *Archivum Heraldicum*, 1969, 83. Jg., No. 2–3, S. 25–28.
- 3 ZIEGLER (wie Anm. 1) S. 3.
- 4 CLAVADETSCHER, Jeannette und Otto P.: Die ältesten St. Galler Siegel als Geschichtsquellen; HOLLENSTEIN, Lorenz und LIESCHING, Walther P.: Die Siegel der Benediktinerabtei Pfäfers, Gossau 1984 (124. Neujahrsblatt, hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen).
- 5 SONDEREGGER, Stefan: Urkunden – mehr als »nur« Rechtquellen, Erfahrungen und Beobachtungen aus der Neubearbeitung des St. Galler Urkundenbuches (*Chartularium Sangallense*), in: *Quelleneditionen als historische Grundlagenforschung*, hg. von Lukas Gschwend und Stefan Sonderegger, *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 2008/1, S. 20–50.
- 6 HRUZA, Karel: Rezension zu: Moraw, Peter; Schiefeler, Rudolf (Hrsg): *Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2005, in: *H-Soz-u-Kult*, 11.05.2006.

Thomas Martin Buck

»DES HEILIGEN REICHS UND DEUTSCHER NATION NOTHDURFT UND OBLIEGEN«

Der Konstanzer Reichstag von 1507 und die
europäische Politik¹

I. EINFÜHRUNG

Wer sich näher mit dem Konstanzer Reichstag beschäftigt, wird schnell feststellen, dass es sich dabei nicht nur um ein stadthistorisches Ereignis handelt. Eine solche Auffassung würde der Bedeutung dessen, was 1507 in Konstanz geschah, nicht in jeder Hinsicht gerecht. Waren es doch immerhin, wie man damals sagte, »König und Reich«, die sich in den Mauern der alten Reichs- und Bischofsstadt am Bodensee versammelten.

Es handelte sich also um einen geschichtlichen Vorgang, der Konstanz noch einmal für kurze Zeit zu einem Zentrum deutscher und europäischer Politik werden ließ. Ähnlich wie das große Konzil, das von 1414 bis 1418 im Konstanzer Münster tagte, kann mithin auch der Reichstag von 1507 nicht nur als eine Angelegenheit lokal- und stadthistorischen Interesses behandelt werden. Er hatte vielmehr reichsgeschichtliche und damit auch europäische Bedeutung. Es ging jetzt allerdings nicht mehr wie zu Anfang des 15. Jahrhunderts um kirchlich-religiöse, sondern um politische Fragen, die das Reich und seine künftige politische Existenz in Europa unmittelbar betrafen.

Dass die Versammlung von grundsätzlicher Bedeutung sein würde, hatte Maximilian I. bereits in seiner gedruckten Denkschrift an die Reichsversammlung von Konstanz 1507 deutlich gemacht. Er hat sie bewusst im Vorfeld publizieren und unter den Reichsständen verbreiten lassen. In ihr bemüht er sich, nicht ohne propagandistische Absicht, um eine historische Einordnung und Legitimation seiner bisherigen Politik gegenüber den Reichsständen. Ziel war es, die Reichsstände schon im Vorfeld des Reichstags für seine Politik zu gewinnen und zur möglichst vollständigen Teilnahme am Reichstag anzuhalten. Nicht nur dieser Punkt, sondern auch die Tatsache, dass er im Gegensatz etwa

zum Lindauer Reichstag 1496/97 persönlich teilnehmen wollte², zeigt, wie wichtig ihm die Konstanzer Reichsversammlung von vornherein war.

Bevor wir uns jedoch näher auf den Konstanzer Reichstag und seine Geschichte einlassen, müssen wir zunächst einige Vorfragen klären. Sie betreffen zunächst einmal die spätmittelalterliche Geschichte Europas am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts, die maßgeblich durch die Dynastie der Habsburger und den Gegensatz zum französischen Königshaus geprägt wurde. Sie betreffen aber auch die verfassungsgeschichtlich nicht ganz unerhebliche Frage danach, was ein »Reichstag« eigentlich ist, wie er entstand und wie sich der Konstanzer Reichstag in diesen historischen Zusammenhang einordnet.

Ich gehe daher im Folgenden zunächst auf die europäische Mächtekonstellation an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, dann auf die komplexe Reichstagsproblematik und schließlich auf das Geschehen des Konstanzer Reichstags und die dortigen Verhandlungen ein. Am Ende versuche ich die Ergebnisse des Konstanzer Reichstags, wie sie im Reichsabschied vom 26. Juli 1507 niedergelegt wurden, zusammenzufassen und zu bewerten.

II. DER AUFSTIEG DES »HAUSES HABSBURG«

Die Epoche des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, in die der Konstanzer Reichstag fällt, ist historisch deshalb bedeutsam, weil sie den Grund für das spätere habsburgische »Weltreich« legte. Maximilian steht am Anfang dieser Entwicklung. Er wurde 1459 in Wiener Neustadt als Sohn Kaiser Friedrichs III. und der Eleonore von Portugal geboren und war bereits 1486 in Frankfurt zum römisch-deutschen König gewählt und in Aachen gekrönt worden. Nach dem Tode seines Vaters am 19. August 1493 folgte er diesem im Königtum nach³.

Seine 26jährige Regierungszeit bezeichnete den Anfang einer für sein Geschlecht glänzenden Epoche. Sind die Habsburger im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert doch zur führenden europäischen Kontinentalmacht aufgestiegen. Das hatte vor allem mit einer dynastisch ausgerichteten Politik zu tun, die zu einer starken Vermehrung der habsburgischen Erbländer beitrug. Zu dieser Zeit entstand denn auch das, was man später stolz als das »Haus Österreich« bzw. als das »Haus Habsburg« bezeichnet hat. Wer einen Eindruck vom exklusiven Selbstverständnis dieses Geschlechtes gewinnen will, der reise nach Wien und steige in die Kaisergruft der Kapuzinerkirche, wo die Habsburger seit dem 17. Jahrhundert ihre Familiengrablege eingerichtet haben.



Abb. 1: Maximilian I., Albrecht Dürer, 1518

Aber man muss gar nicht so weit gehen, um die Bedeutung des Geschlechts ermessen zu können. In Freiburg, wo Maximilian 1497/98 ebenfalls einen Reichstag abhielt, ist der Aufstieg Habsburgs zur Großdynastie schon sehr viel früher in repräsentativer Weise künstlerisch dargestellt worden⁴. An der Südseite des Münsterplatzes findet man am historischen Kaufhaus vier Habsburgerstatuen. Sie wurden ca. 1530 geschaffen und stellen die drei entscheidenden Generationen dar, während derer sich der fulminante Aufstieg des »Hauses Österreich« am Ende des Mittelalters vollzog: Wir sehen Kaiser Maximilian I. (1459–1519), seinen Sohn Philipp den Schönen

(1478–1506), der Burgund mit Kastilien und Aragon verband, und Maximilians Enkel und direkten Nachfolger Kaiser Karl V. (1500–1558) mit seinem Bruder König Ferdinand I. (1503–1564).

Als Enkel Maximilians vereinigte Kaiser Karl V. alle Kronen und Herrschaften seiner vier Großeltern: die Kronen Kastiliens und Aragons und die Herrschaft über die Neue Welt, die deutsche Königs- und Kaiserkrone, die Herrschaft über die österreichischen Erblande und über Burgund, das Maximilian durch die Heirat mit der Erbtochter Karls des Kühnen 1477 erworben hatte.

Das »Weltreich« der Habsburger war also tatsächlich ein Reich, in dem die Sonne, wie man damals sagte, nicht unterging. Der damit einhergehende Machtzuwachs hatte jedoch, politisch gesehen, nicht nur Vorteile. Denn er brachte den Habsburgern die unversöhnliche Feindschaft des französischen Königshauses ein. Der französisch-habsburgische Konflikt wird für die folgenden Jahrzehnte denn auch zur Grundkonstante frühneuzeitlicher »Außenpolitik« in Europa. Er beherrschte, wie wir sehen werden, auch das Geschehen des Konstanzer Reichstags von 1507.

Wenn ich das alles so ausführlich darstelle, so heißt das nicht, dass ich die stadtgeschichtliche Bedeutung dessen, was 1507 in Konstanz geschah, negiere. Sie ist unbestritten. Alois Niederstätter hat die im Frühmittelalter anhebenden Herrscherbesuche am Bodensee 1993 denn auch gebührend herausgearbeitet⁵. Für die Stadt Konstanz und ihre Geschichte war, von der älteren staufischen Geschichte einmal abgesehen, der Reichs-



Abb. 2: Der burgundische Machtbereich und Maximilians burgundisches Erbe

tag neben dem Konzil gewiss eines der wichtigsten historischen Ereignisse überhaupt. Aber so wie man das Konzil nicht versteht, wenn man nur auf Ulrich Richental und seine Chronik schaut, so versteht man auch den Reichstag nicht, wenn man nur auf die Stadt und ihre Geschichte blickt.

Der langen Rede kurzer Sinn: Wir kommen nicht umhin, das stadtgeschichtliche Ereignis vor dem Hintergrund der zeitgenössischen europäischen Politik zu sehen. Denn diese bestimmte das Geschehen der Reichsversammlung nachhaltig. Das geht schon aus

den Hauptgegenständen des Reichstags hervor, die in der Abwehr und Eindämmung der französischen Herrschaft in Italien, im Romzug und der Kaiserkrönung bestanden.

Alle drei Gegenstände: Frankreich, Italien und Rom, bewegten Maximilian allerdings schon seit längerem. Außerdem hingen sie, wie wir noch sehen werden, allesamt auf das Engste zusammen. Denn das europäische Mächtegleichgewicht war im Jahre 1494 nachhaltig verändert, um nicht zu sagen: erschüttert worden, als der französische König Karl VIII. in Italien einmarschierte und bis nach Neapel vordrang.

Damit entstand eine politische Konstellation, die Italien für längere Zeit ins Zentrum des französisch-habsburgischen Gegensatzes und damit ins Zentrum der europäischen Politik rückte⁶. Seit 1494/95 werden Romzug und Kaiserkrönung jedenfalls zu einem Grundmotiv maximilianischer Außenpolitik. Die Mailänder Heirat mit der Tochter des Herzogs Galeazzo Maria Sforza 1494 ist z. B. vor diesem Hintergrund zu sehen. Kam dem Herzogtum Mailand doch eine Schlüsselrolle bei der Beherrschung Italiens zu. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn die Auseinandersetzungen in Italien – um Mailand, Genua und Venedig – auch den Konstanzer Reichstag begleiteten und sein politisches Umfeld bestimmten.

Der Entschluss König Maximilians, am 27. Oktober 1506 einen Reichstag nach Konstanz für das Frühjahr 1507 einzuberufen, wurde also in maßgeblicher Weise durch die italienischen Ereignisse, aber auch durch den überraschenden Tod seines Sohnes Philipp von Kastilien am 25. September 1506 in Burgos bestimmt.

Für die Wahl des Ortes dürfte angesichts der von ihm geplanten Romfahrt die gute Verkehrslage sowie die Nähe zu Italien ausschlaggebend gewesen sein⁷. Außerdem war Konstanz für die anstehenden Verhandlungen mit den Eidgenossen der wohl am besten geeignete Ort⁸.

III. DER REICHSTAG ALS FORUM POLITISCHER KOMMUNIKATION IM REICH

Um die Institution des Reichstags zu verstehen, muss man etwas über die politische Struktur des spätmittelalterlichen Reiches wissen. Sie ist nicht in jeder Hinsicht mit unserer heutigen modernen Politik zu vergleichen, zumal es noch keine Hauptstadt gab, in der ein Parlament hätte tagen und sich zu seinen Beschlüssen regelmäßig hätte versammeln können. Maximilian war in diesem Sinne noch ein mittelalterlicher »Reisekönig«. Er zog in seinem Reich umher und herrschte, wie man gesagt hat, »ambulant«. Der Verwaltungsmittelpunkt des Reiches war dort, wo sich der König gerade aufhielt.

Aus diesem Umstand resultierte die Tatsache, dass Reichstage, die man gewissermaßen als »Nuclei der Reichspolitik« bezeichnen könnte, an verschiedenen Orten abgehalten wurden, z. B. in Worms, in Augsburg, in Lindau, in Nürnberg, in Freiburg, in Köln – oder eben auch in Konstanz. Die Wahl des Ortes entsprach mehr oder weniger

den Erfordernissen der Politik. Diese vollzog sich in der Zeit Maximilians zu wesentlichen Teilen auf Reichstagen, die jährlich stattfinden sollten. Sie waren gewissermaßen »Knotenpunkte« der politischen Auseinandersetzung zwischen König und Reich.

Was ist nun also ein Reichstag, wie ist er entstanden und wer nimmt an ihm teil? Um die verfassungsgeschichtliche Entwicklung, die zur Entstehung des Reichstages geführt hat, zu verstehen, müssen wir wissen, dass wir uns zu Anfang des 16. Jahrhunderts in einer »Schwellenzeit« bewegen. Nichts zeigt dies besser als die Person Maximilians selbst, der in vieler Hinsicht modern und mittelalterlich zugleich war. Ich will in diesem Zusammenhang nicht unnötig Epochenschablonen bemühen. Fest steht aber, dass sich in dem fraglichen Zeitraum in vieler Hinsicht Modernisierungs- und Abstraktionsvorgänge abzeichnen, die etwas grundlegend Neues ankündigen.

Die maximilianische Epoche zwischen 1486 und 1519 erscheint insofern als eine wichtige Übergangszeit. Das gilt vor allem für den Bereich des »Staates« oder besser: der Politik. Hier lassen sich, wie das Peter Moraw formuliert hat, gegenüber dem Hochmittelalter zunehmend »Verdichtungsvorgänge« feststellen, die zur Ausbildung moderner Staatlichkeit und einer entsprechenden Administration führten⁹.

Im Zentrum dieser Entwicklung steht der so genannte »Reichstag«. Als Forum politischer Kommunikation im Reich ist er eine noch relativ junge Institution¹⁰. Er ist erst nach 1470 in der Form entstanden, wie er uns in Konstanz begegnet. Historisch betrachtet, besitzt der Reichstag zwei Wurzeln. Da ist zum einen der königliche Hoftag, zu dessen Besuch die »Getreuen« (fideles) des Königs im Rahmen der so genannten »Hoffahrt« verpflichtet waren. Und da sind zum anderen die Kurfürsten, deren Rechte als Königswähler in der »Goldenen Bulle« von 1356 verbindlich niedergelegt wurden.

Beide Elemente zusammen führten am Ende des Mittelalters zur Ausbildung des »Reichstags« als eine der wichtigsten politischen Institutionen des »Alten Reiches«. Peter Moraw spricht für den hier in Frage kommenden Zeitraum deshalb von einer Periode der »gestalteten Verdichtung«¹¹.

Gemeint ist damit ein grundlegender Verfassungs- oder Gestaltwandel, der im Spätmittelalter einsetzt und sich in der frühen Neuzeit fortsetzt. Er läuft auf eine Zunahme und Verbreiterung politischer Partizipation im Reich hinaus. Das heißt nicht, dass die Herrscher des Spätmittelalters oder der frühen Neuzeit freiwillig auf ihre angestammten politischen Vorrechte verzichtet und im Hinblick auf ihre Untertanen »demokratischer« regiert hätten. So etwas zu behaupten, wäre unhistorisch und ginge an der Sache vorbei. Aber sie waren – schon allein aus fiskalischen Gründen – zunehmend auf Mithilfe und Mitregierung der Reichsstände bei der Bewältigung der Reichsaufgaben angewiesen.

Die Entstehung des Reichstags war also kein planmäßiger politischer Vorgang. Die Stände und hier vor allem der Kanzler Berthold von Henneberg, der zugleich Erzbischof von Mainz war, drängten zwar auf eine Verbreiterung der politischen Basis. Aber die Stände hätten das, was man als die »Genese des Reichstags« bezeichnen könnte, nicht

allein herbeizuführen vermocht. Es war vor allem der äußere politische Druck, der zur Ausbildung des Reichstages führte. Dieser wurde vom König als finanzieller Druck an das Reich bzw. an dessen Stände weitergegeben. Ich nenne als ein Beispiel etwa nur die Bedrohung durch die Türken. Diese neuen Herausforderungen machten solidarisches politisches Handeln im Reich zunehmend nötiger.

Seit dem Wormser Reichstag von 1495 kann man daher aus der Sicht der Verfassungsgeschichte von einem »institutionalisierten Dualismus« zwischen den im Reichstag vereinigten Ständen und dem großdynastischen König- bzw. Kaisertum sprechen¹².

Der König besaß zwar das Initiativrecht zur Einberufung eines Reichstags. Sein Vorrecht war es auch, mit der so genannten »Proposition« die Thematik des Tages in ihren Grundzügen vorzugeben. Beide Seiten, »König und Reich«¹³, waren aber angesichts der äußeren Bedrohungen gleichwohl aufeinander angewiesen. Kein Monarch war stark genug, um alle Fürsten zu unterwerfen. Andererseits war die sakrale Legitimität des Herrschers so fest verankert, dass er von den Fürsten ebenso wenig beseitigt und übergangen werden konnte. So sah man sich aus politischer Notwendigkeit im Reich zu konsensuellem politischen Handeln aufgefordert. Die öffentliche Bühne dafür stellte der Reichstag dar. Er war zwar kein Parlament im modernen Sinne, aber der Monarch konnte doch nicht nach Belieben über das Reich und seine Ressourcen verfügen.

Die Getreuen des Königs waren dem Herrscher zwar seit alters zur »Hoffahrt«, d. h. zu Rat und Hilfe (*consilium et auxilium*), verpflichtet. Aber dieses wechselseitige Geben und Nehmen kannte im Früh- und Hochmittelalter noch keine institutionalisierte Form, wie sie dann sukzessive im Spätmittelalter entstand. Man spricht deshalb auch von einer »offenen Verfassung«. Es war daher durchaus neu, dass die Kurfürsten, Fürsten und die übrigen Stände im Spätmittelalter ihre Leistungspflichten zunehmend mit »konstitutionellen« Forderungen verknüpften.

Sie wollten nicht nur »geben«, sondern auch »nehmen«. Politik wurde damit zunehmend zur Verhandlungssache zwischen Königtum und Ständen. Es ging um den Ausgleich unterschiedlicher Interessen. So musste der König auf dem berühmten Reichstag zu Worms 1495 z. B. der Bewilligung des »Gemeinen Pfennigs«, einer Art Reichsteuer, dem jährlichen Zusammentritt des Reichstags, der Bildung des Reichskammergerichts und der Verkündung der Landfriedensordnung zustimmen¹⁴.

Wenn wir also eingangs betont haben, dass sich 1507 »König und Reich« in den Mauern der Stadt Konstanz versammelten, so ist mit dieser zeitgenössischen Formel der oben beschriebene »Verfassungsdualismus« gemeint. Es gibt auf der Verfassungsebene des Reiches gewissermaßen zwei polare Kraftzentren. Dabei stehen der König und sein Hof auf der einen und das Reich bzw. die Reichsstände auf der anderen Seite.

Unter »Reichsständen« sind die in den drei Kollegien zusammengeschlossenen Glieder des Reiches zu verstehen. Zu ihnen zählen die Kurfürsten, die geistlichen und weltlichen Fürsten, die Prälaten, Grafen und Herren und schließlich die Städte. Die Reichsstände repräsentieren gegenüber dem König gewissermaßen das »Reich«. Zu-

gleich erhoben sie den Anspruch, in Reichsangelegenheiten – und das waren zur Zeit Maximilians vor allem Kriegs- und damit Geldangelegenheiten – ein Mitsprache- und Stimmrecht zu haben.

Wir müssen also die Vorstellung aufgeben, ein mittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Herrscher konnte im Reich machen, was er wollte. Das ist nicht der Fall. Es war schon deshalb unmöglich, weil die Stände als Gegenpart des Königs über ein Recht verfügten, das das Parlament noch heute hat: das Budgetrecht. Die Politik des Königs bedurfte, sofern sie das Reich betraf, der Finanzierung. Das wurde vor allem in der Zeit Maximilians deutlich, dessen österreichische Hausmacht allein nicht zur Finanzierung jener Politik ausreichte, die er in Europa gerne betreiben wollte. Er war also durchaus auf die finanzielle Hilfe des Reiches angewiesen.

Wer den enormen Finanzbedarf frühmoderner Staaten kennt, wird also durchaus ermessen können, welches zukunftsweisende politische Potential im Budgetrecht der Stände steckte. Es war ein Hebel, um die auf den König zentrierte Verfassung des mittelalterlichen Reiches zu Gunsten der Stände aufzubrechen. Der Reichstag hatte über dieses Recht in gewisser Hinsicht die Möglichkeit, die Politik des Herrschers über die Gewährung oder Verweigerung von »Rat und Hilfe« zu kontrollieren.

IV. DER KONSTANZER REICHSTAG VON 1507 UND DIE EUROPÄISCHE POLITIK

1. QUELLEN- UND LITERATURLAGE

Wenn ich jetzt auf das Geschehen des Konstanzer Reichstags zu sprechen komme, so ist vorab kurz die Quellen- und Literaturlage zu skizzieren. Ich will hier nicht auf alle diesbezüglichen Einzelheiten näher eingehen. Aber eines ist doch wichtig, zumal es die verhaltene Resonanz erklärt, die der Konstanzer Reichstag in der wissenschaftlichen Forschung bis heute gefunden hat. Wenn man etwa den Konstanzer mit dem Lindauer und Freiburger Reichstag vergleicht, deren 500-Jahr-Jubiläen 1996 und 1998 begangen wurden, so fällt auf, dass die jüngere historische Forschung in den beiden letztgenannten Fällen ungleich bessere Voraussetzungen hatte, als dies für den Konstanzer Reichstag gilt. Das liegt, wie könnte es in der Geschichtswissenschaft anders sein, nicht zuletzt an der Quellenlage.

Während die Verhandlungen, Gesetze und Abschiede der Reichstage von Worms 1495 bis Freiburg 1497/98 in der mittleren Reihe der deutschen Reichstagsakten vollständig ediert sind¹⁵, liegen für die nachfolgenden Reichstage – und dazu zählt Konstanz – noch keine zuverlässigen modernen Editionen vor. Man ist nach wie vor auf die älteren Editionen des 18. und 19. Jahrhunderts angewiesen.

Seit 1996 gibt es in der »Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe« zwar einen Quellenband zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit¹⁶, aber dieser bietet naheliegen-

derweise nur eine Auswahl. Zum Konstanzer Reichstag im eigentlichen Sinne sind nur zwei Dokumente enthalten: die 1507 schon im Vorfeld der Reichsversammlung publizierte Denkschrift Maximilians sowie eine königliche Instruktion vom 10. Juni 1507, die Verhandlungen mit den Eidgenossen betreffend. In ihr rechtfertigt Maximilian seine Politik gegenüber Frankreich. Ein weiteres Dokument vom 8. Februar 1508 an die Stadt Frankfurt ist für die Nachgeschichte des Reichstags interessant.

Eigentlich gibt es bis heute nur zwei Werke, die sich explizit dem Konstanzer Reichstag widmen. Das ist eine kleinere Arbeit von Eberhard Graf Zeppelin, die 1883 als Aufsatz in den »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« erschien¹⁷, und eine maschinenschriftliche Grazer Dissertation von Gertraut Ibler mit dem Titel »König Maximilian I. und der Konstanzer Reichstag von 1507«. Sie erschien 1961 und wurde von dem Maximilian-Biographen Hermann Wiesflecker betreut.

An neueren Darstellungen, die nach 1961 publiziert wurden, sind nur biographische oder stadtgeschichtliche Sammelwerke zu nennen, die den Konstanzer Reichstag zwar berühren, aber nicht zum Gegenstand einer selbstständigen Untersuchung machen. Am wichtigsten ist in diesem Zusammenhang der dritte Band der Maximilian-Biographie Hermann Wiesfleckers, der 1977 erschien und der dem Konstanzer Reichstag ein eigenes Unterkapitel widmet¹⁸. Das gilt auch für die vielleicht neueste Maximilian-Biographie von dem Wiesflecker-Schüler Manfred Hollegger, die 2005 publiziert wurde¹⁹. Auch sie geht relativ ausführlich auf den Konstanzer Reichstag ein.

Aus der Sicht der Stadt hat schließlich Helmut Maurer 1989 den Konstanzer Reichstag im zweiten Band der »Geschichte der Stadt Konstanz« geschildert²⁰. Ein kleines, aber sehr lesenswertes Büchlein zu den Herrscherbesuchen am Bodensee hat, wie bereits oben erwähnt, 1993 der Archivar Alois Niederstätter vorgelegt. Er untersucht alle Herrscherbesuche am Bodensee von 839 bis 1507 und widmet sich zuletzt dem Konstanzer Reichstag.

2. AUFGABEN UND ZIELE DES KONSTANZER REICHSTAGS

Wie bereits oben betont, waren es neben dem Tod seines Sohnes Philipp vor allem außenpolitische Ereignisse, die Maximilian dazu bewogen, den Reichstag für das Jahr 1507 nach Konstanz einzuberufen. Wer nun wissen möchte, worum es bei dem Konstanzer Reichstag von 1507 eigentlich ging, der geht am Besten von der »Denkschrift« aus, die Maximilian in diesem Jahr publiziert hat und an die Stände verteilen ließ²¹.

Die Schrift ist in mehrerlei Hinsicht interessant. Denn sie zeigt, dass Maximilian eine neue Form von Politik betrieb. Diese war durch den Gestalt- und Verfassungswandel bedingt, den wir oben angesprochen haben. Es ist gewiss nicht falsch, wenn man diesbezüglich von einer politischen Publizistik bzw. Propaganda spricht²². Maximilian war außerdem der erste Herrscher der Neuzeit, der in diesem Zusammenhang bewusst und zielgerichtet die neuen Möglichkeiten des Buchdrucks einsetzte²³.

Seine Intention war, die Lage des Reiches so dramatisch wie möglich zu schildern, damit man ihm umso mehr mit »Rat und Hilfe« beistehen würde. Die Schrift setzt denn auch mit einem weit ausholenden Rechenschaftsbericht ein. Maximilian führt den Ständen nicht nur seine bisherigen Leistungen für das Reich vor Augen, er nennt auch den Grund für die Abhaltung des Konstanzer Reichstags. Ich zitiere: *Aus solchen überzählten und anderen trefflichen Ursachen, Oblieden und Nothdürften des heiligen Reichs und deutscher Nation und sonderlich in Ansehung des, dass sich der König zu Frankreich [...] rüstet, neben ihrer Majt. gen Rom zu ziehen und ihrer Majt., dem heiligen Reich und deutscher Nation das Babstthum und Kaiserthum zu entziehen und abzudringen, habe er, Maximilian, diese gegenwärtige löbliche Versammlung der Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs nach Konstanz ausgeschrieben*²⁴.

Wenn wir die kleine Textstelle näher betrachten, stellen wir fest, dass hier von fünferlei die Rede ist: zunächst von den Rüstungen des französischen Königs zu einer Romfahrt, die er offenbar parallel zu Maximilian betreibt, dann von seiner Majestät dem deutschen König, vom »Heiligen Römischen Reich deutscher Nation« und schließlich vom Papst- und Kaisertum.

Maximilian fürchtete offenbar, der französische König könne vor ihm nach Rom ziehen und Papst Julius II. (1503–1513) dazu veranlassen, ihm und nicht Maximilian die Kaiserkrone zu verleihen²⁵. Diese Furcht hatte Maximilian bereits 1495 bewegt, als ihn die Frankreich- und Italienfrage bewog, einen Reichstag nach Worms auszuschreiben. Der sich 1496 anschließende Italienzug war allerdings gescheitert.

Um diese Zusammenhänge zu verstehen, muss man wissen, dass Maximilian seit dem Antritt seiner Alleinherrschaft 1493 vor allem zwei Ziele verfolgte: die Kaiserkrönung und den Türkenfeldzug. Das eine sollte auf das andere folgen. Die Kaiserkrönung war aber nicht etwas, was Maximilian qua Amt gleichsam in den Schoß fiel.

Seit der Kaiserkrönung Ottos des Großen 962 hatte der deutsche König zwar theoretisch Anspruch auf die Kaiserwürde; da die Kaiserwürde aber nicht erblich war, musste sie praktisch von Wahl zu Wahl neu errungen und erworben werden. Das heißt: Seit 962 war jeder deutsche König mit seiner Erhebung ein »imperator futurus«, ein »künftiger Kaiser«. Er hatte qua Amt einen Romzug einzuplanen, um das »regnum Italiae«, das zum Imperium gehörte, in Besitz zu nehmen und sich vom Papst in Rom zum Kaiser krönen zu lassen.

Das war der Plan, den Maximilian in Konstanz verfolgte. Wäre nun der französische König Ludwig XII. vom damals amtierenden Papst Julius II. tatsächlich, wie Maximilian befürchtete, mit der Kaiserwürde ausgezeichnet worden, so wäre dies nicht nur einem Bruch dieser auf Karl und Otto den Großen zurückreichenden Tradition, sondern geradezu einer Usurpation gleichgekommen. Reichsitalien, das seit dem Einfall der Franzosen 1494 unter Karl VIII. ohnehin massiv bedroht war, wäre dem französischen König völlig anheimgefallen. Das Kaisertum wäre dem deutschen König vermutlich auf alle Zeit verloren gewesen. Maximilian musste daher alles daran gelegen sein, diese

Schmach und Entwürdigung des »Heiligen Reiches deutscher Nation«, das er als König und künftiger Kaiser repräsentierte, zu verhindern.

Die Frage, die wir hier nicht beantworten können, ist allerdings, ob der französische König, das, was Maximilian ihm hier öffentlichkeitswirksam unterstellte, tatsächlich geplant hat, oder ob Maximilian nicht vielmehr einen politischen Vorwand suchte, um die Verhältnisse in Italien im Anschluss an die avisierte Kaiserkrönung militärisch neu regeln zu können²⁶. Der französische König hat die diesbezüglichen Vorwürfe jedenfalls vehement bestritten, so dass wir nicht genau wissen, wo die historische Wahrheit aufhört und die zeitgenössische Propaganda beginnt. Fest steht jedenfalls, dass sich Franz I., der Nachfolger Ludwigs XII., im Jahr 1519 tatsächlich um die deutsche Königskrone und damit mittelbar auch um die Kaiserwürde beworben hat, aber gegen Karl V. unterlag.

Unabhängig von der Frage, welche weitergehenden Intentionen Maximilian und Ludwig 1507 tatsächlich verfolgten, steht aber doch fest: Das Hauptziel, das der deutsche König 1507 verfolgte, war die seit langem geplante Romfahrt zur Kaiserkrönung. Die Kaiserkrone sollte seinen Vorrang unter den europäischen Königen demonstrieren und eine Voraussetzung für den geplanten Türkenfeldzug sein. Zur Verwirklichung dieses Zieles waren indes Geld und Truppen nötig, um die Hindernisse, die einem Romzug von Seiten Frankreichs, des Papstes und der Republik Venedig entgegenstanden, zu überwinden.

Hinzu kam, dass im Vorfeld des Reichstages – ich habe es bereits erwähnt – Maximilians Sohn Philipp, dem er die Nachfolge im Reich hatte sichern wollen, 1506 plötzlich gestorben war. Dadurch gerieten neben den italienischen auch die spanischen und burgundisch-niederländischen Verhältnisse wieder völlig in Verwirrung. Alle diese Ereignisse und Unwägbarkeiten zusammengenommen, waren für Maximilian schließlich der Anlass, am 27. Oktober 1506 einen Reichstag nach Konstanz auszuschreiben, der über die künftige Reichspolitik gegenüber Frankreich und Italien beschließen sollte.

In Konstanz musste es deshalb vor allem darum gehen, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, den französischen Einfluss in Italien – und hier vor allem in Mailand, das Frankreich seit 1500 besetzt hielt – zurückzudrängen. Dazu musste man aber das Papsttum, das für die Kaiserkrönung zuständig war, für sich gewinnen und außerdem in ernsthafte Verhandlungen mit Venedig wegen der militärischen Durchzugsrechte eintreten. Das war, grob gesprochen, die politische Agenda, die der Konstanzer Reichstag – neben vielen anderen Aufgaben – zu bewältigen hatte.

3. KONSTANZ ALS TAGUNGORT DES REICHSTAGS

Laut einer Urkunde, die noch heute im Stadtarchiv Konstanz liegt, wurde dem Bürgermeister und Rat der Stadt bereits am 5. September 1506 der Reichstag von Maximilian persönlich angekündigt²⁷. Er bat die Stadt, angemessene Quartiervorbereitungen zu treffen. Gemäß dem Reichstagsausschreiben vom 27. Oktober 1506 sollte der Reichstag am Lichtmesstag, d. h. am 2. Februar 1507, eröffnet werden. Neben dem Schmerz über

getroffen. Maximilians zweite Gemahlin, Bianca Maria Sforza, war allerdings bereits seit dem 25. Februar 1507 in der Stadt. Sie war nicht nur vom Rat, sondern auch vom Domkapitel feierlich durch eine Reliquienprozession empfangen und in das Münster geleitet worden. Am nächsten Tag erhielt sie die Ehrengaben der Stadt: einen silbernen Becher mit 100 Gulden, zwei Wagen mit Hafer, Wein und Fische. Am Tag darauf überreichte man ihr auf ihre Bitten Partikel von den Reliquien der Konstanzer Heiligen Pelagius, Konrad und Gebhard²⁹.

Am 19. März folgte der königliche Marschall Wilhelm von Pappenheim. Er traf die Quartiervorbereitungen für Maximilian. Der König hielt erst am 27. April – von Überlingen her über den See kommend – mit 1000 Reitern seinen festlichen Einzug in die Stadt. Zuvor war in Überlingen noch die so genannte »Reichstagsproposition« beschlossen worden. Es handelte sich dabei um eine Art »Tagesordnung«, die im Einzelnen festlegte, worüber in Konstanz verhandelt werden sollte.

Die Stände hatten der Einladung des Königs nach Konstanz so zahlreiche Folge geleistet, dass in der Stadt ein ähnliches Getriebe wie zu Zeiten des Konzils geherrscht haben dürfte³⁰. Außer den Kurfürsten, Herzögen, Markgrafen, Bischöfen und den übrigen Reichsständen hatten sich auch zahlreiche fremde Gesandtschaften in der Stadt eingefunden³¹, so z. B. die des Papstes, der Königreiche England, Spanien, Portugal, Sizilien, Ungarn und sogar die des russischen Zaren. Allein der Erzbischof von Mainz kam mit 100 Berittenen in die Stadt.

Der Rat der Stadt hatte es denn auch nicht versäumt, die notwendigen Vorkehrungen zur Wahrung der Sicherheit und öffentlichen Ordnung zu treffen. Der Holz- und Schweinemarkt wurde z. B. aus der Innenstadt verlegt, ebenso der so genannte »Grempelmarkt« (= Trödelmarkt). Außerdem mussten Preise für Lebensmittel, Futter und Quartiere festgelegt, feuer- und sicherheitspolizeiliche Bestimmungen getroffen werden. Als Sitzungssaal des Reichstags wurde die Zunftstube der Kaufleute im Haus »Zum Thurgau« in der Paulsgasse (heutige Hussenstraße) bestimmt.

Der König nahm in der bischöflichen Pfalz Quartier. Der damals in Konstanz amtierende Bischof Hugo von Hohenlandenberg (1496–32) hatte damals bereits vorübergehend seine Residenz in Meersburg aufgeschlagen. Die Königin hatte als Wohnstätte das Dominikanerkloster auf der Insel gewählt. Zwischen der Dominikanerinsel und der Stadt ließ Maximilian durch den Stadtbaumeister eigens einen Gang über den Rheinarm bauen, um freien Zugang zum Klostergarten am See zu haben, wo er sich gerne aufhielt. Noch heute zeigt ein Fresko von Karl Häberlin im Kreuzgang des heutigen Inselhotels den Empfang, den Maximilian dem verspätet anreisenden Kurfürsten Friedrich von Sachsen am 12. Juni 1507 im Klostergarten bereitete. Das Fresko selbst stammt freilich aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert, vermittelt aber doch einen Eindruck von dem festlichen Gepränge, das damals in Konstanz geherrscht haben muss.

Der Reichstag selbst wurde am 30. April 1507 traditionell mit einer feierlichen Messe im Münster eröffnet. Darauf folgte in der Zunftstube der Kaufleute die Eröff-

nung mit einer persönlichen Rede des Königs an die versammelten Reichsstände, die tiefen Eindruck machte. Sie war bereits als Flugblatt zuvor verbreitet worden. Die Rede war so außergewöhnlich, dass Leopold von Ranke sie für »livianisch erdichtet hielt«³².

Aber sie war nicht erdichtet. Der König, der rhetorisch hochbegabt war, nutzte zu Beginn des Reichstags vielmehr bewusst das Mittel der persönlichen Anrede, um die Reichsversammlung für sich und seine Politik einzunehmen. Hinzu kam, dass er ein Schreiben des Papstes verlesen ließ, indem dieser um Hilfe gegen den französischen König bat, der Anfang 1507 Genua eingenommen hatte.

Neben den Beratungen und Verhandlungen war in der Stadt – wie zu Zeiten des Konzils – aber auch für festliche Veranstaltungen, Turniere und verschiedene Lustbarkeiten gesorgt. Dazu gehörte etwa das Gastmahl, das man zu Ehren der eidgenössischen Gesandtschaft abhielt, um sie auf diese Weise zu einer angemessenen Reichshilfe zu bewegen. Die Schweizer Delegation war am 15. Mai 1507 in Konstanz angekommen. Am Tag darauf lud Maximilian die Eidgenossen zu einem feierlichen Hochamt ins Münster ein. Sie erhielten einen Ehrenplatz im Chor. Beim Verlassen des Münsters hatten sie sogar den Vortritt vor den Ständen des Reiches. Ihre reiche und festliche Kleidung wurde bewundert.

Maximilian war in jeder Hinsicht bemüht, das Vertrauen der Schweizer durch besondere Aufmerksamkeit und durch wertvolle Geschenke für sich zu gewinnen und sie von Frankreich weg auf seine Seite zu ziehen³³. Am 20. Mai reiste die Schweizer Gesandtschaft, ohne dass konkrete Ergebnisse erzielt worden waren, wieder ab.

Zu den festlichsten Ereignissen des Konstanzer Reichstags überhaupt dürfte die Trauerfeier für Maximilians Sohn Philipp gezählt haben, der am 25. September des vorigen Jahres verstorben war. Der König hatte diese schon am 29. März 1507 angekündigt. Sie fand am 14. Juni im Münster statt, das mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen war. Zu ihr waren alle Reichsstände und auswärtigen Gesandten eingeladen. Am Vorabend lasen zunächst die Dominikaner eine Seelenmesse. Die Trauerfeier selbst fand am nachfolgenden Tag im Münster statt, wo der Bischof von Münster i. W. und der von Meersburg herübergekommene Bischof Hugo von Hohenlandenberg zwei Ämter sangen. Anschließend wurden Almosen an die Armen der Stadt verteilt.

Zu den feierlichen Ereignissen zählten auch Belehnungen, die an den Erzbischöfen von Mainz und Trier und dem Herzog von Mecklenburg vorgenommen wurden. Mittelpunkt der öffentlichen Vergnügungen war der »große Brühl«, der alte Festplatz der Stadt, der an der Straße nach Tägerwilen lag. Es handelte sich dabei um eine Wiese im heutigen Stadtteil Paradies. Dort wurde von Maximilian während des Reichstags u. a. ein großes Bankett unter Zelten veranstaltet, wo jeder Fürst für sich und seine Gäste eine Tafel hatte und auf silbernem Geschirr 24 Gänge aufgetragen wurden. Ein anderes Mal veranstaltete der König ein Abendfest mit Tanz. Für ein Preisschießen wurden von ihm ein samtenes Wams und ein Ochse gestiftet.

Das größte Spektakel dürfte indes, wie es Helmut Maurer nennt, das »erste Konstanzer Seenachtsfest« dargestellt haben. Man hatte drei Fässer aus Eichenbohlen hergerichtet, in deren Wände rund 350 Löcher für die Aufnahme einer entsprechenden Anzahl von kleinen Büchsen gebohrt wurden. Alle drei Fässer füllte man mit Spänen und legte sie auf ein Schiff, das draußen im See ankerte. Nachts zehn zündete man die Fässer an und Konstanz erlebte 1507 sein erstes großes Feuerwerk.

Als Stadt des Reichstages wurde Konstanz in diesen Monaten auch zu einer Hochburg der Musik³⁴. Denn mit Maximilian waren auch die königliche Hofkantorei, der Hofkomponist Heinrich Isaac sowie der Hoforganist Paul Hofhaimer in die Reichsstadt an den Bodensee gekommen, wo sie wohl bis zum Sommer 1509 verblieben. Bei allen großen Festlichkeiten, die aus Anlass der Reichsversammlung abgehalten wurden, besonders bei der Eröffnung des Reichstages, bei den Exequien im Konstanzer Dom am 14. Juni 1507, aber auch am 16. Mai, als die Schweizer am Gottesdienst teilnahmen, konnte man den Auftritt der königlichen Musikanten erleben. Ein Schweizer Teilnehmer, der Priester Diebold Schilling aus Luzern, berichtet von diesem Ereignis: *Und also ward da das ampt der heiligen mäß durch den wibbischoff von Costentz und von der küniglichen maiestat organisten und sengern sollichermaß und so loblich, costlich und herlich angefangen und volbracht, das darvon nit ist ze schriben*³⁵. Die Anwesenheit der königlichen Hofmusiker wirkte sich jedenfalls sehr förderlich auf die Konstanzer Domkantorei aus, die unter diesem Einfluss zu einer der führenden Vokalkapellen Deutschlands wurde.

Für ziemliche Aufregung sorgte in der Stadt ein diplomatischer Zwischenfall. Ein angeblicher französischer Spion, Magister Antonio Crivelli, wurde in Konstanz verhaftet. Er war am 20. Mai 1507 als französischer Gesandter in die Stadt gekommen und behauptete, ein Mönch von Mailand und des Königs von Frankreich Orator zu sein. Da er zum Zeitpunkt der Verhandlungen mit den Eidgenossen in der Stadt erschien, vermutete man, dass er von Ludwig XII. gesandt sei, um diese auszukundschaften. Ferner nahm man an, dass er den Auftrag habe, die Reichsstände gegen Maximilian einzunehmen. Ihm wurde sogar ein Giftanschlag auf Maximilian unterstellt. Maximilian ließ ihn schließlich in Haft nehmen und verhören. Der Gesandte konnte indes ein Beglaubigungsschreiben und eine vom französischen König geschriebene Instruktion vorlegen.

Die Instruktion enthielt eine umfassende Rechtfertigung der französischen Politik gegenüber Maximilian. Die Vorwürfe des französischen an die Adresse des deutschen Königs erregten so großes Aufsehen, dass Maximilian sogleich eine Verteidigungsschrift konzipieren ließ, die wiederum Frankreich alle Schuld zuwies. Zugleich ging an den französischen Hof eine Gesandtschaft, um zu ermitteln, ob die Instruktion die Meinung des Königs wiedergebe. Am 10. Juni erreichte den Erzbischof von Trier schließlich ein Schreiben des französischen Königs. Darin beschwerte sich dieser, dass sein Gesandter festgenommen und beraubt worden sei. Darauf beschloss man, zur Klärung des Falles eine Gesandtschaft nach Italien zum französischen König zu senden.

Die kleine Episode mag unbedeutend sein, aber sie zeigt, wie aufgeregter und hitziger die Atmosphäre in Konstanz teilweise gewesen sein muss. Es verwundert insofern kaum, dass in vielen Fragen, die in Konstanz aufgeworfen wurden, keine endgültige Lösung gefunden werden konnte.

Nachdem am 26. Juli 1507 die Ergebnisse des Reichstags im Reichsabschied festgehalten und erlassen worden waren, reiste der König in der zweiten Augustwoche 1507 wieder ab. Nur die Königin blieb noch für zwei Jahre bei den Dominikanern in Konstanz. Der König hatte sich ungefähr vier Monate in Konstanz aufgehalten. Vor seiner Abreise gab er noch seiner Hoffnung Ausdruck, nach seiner Krönung zum Kaiser endlich gegen die Ungläubigen, d. h. gegen die Türken, ziehen zu können.

Wenn man sich nun fragt, was Konstanz eigentlich davon hatte, dass es für kurze Zeit nochmals zur Bühne europäischer Politik geworden war, findet man eine Antwort im Stadtarchiv Konstanz. Dort wird u. a. ein Verzeichnis aus dem Jahr 1509 verwahrt, in dem die Schulden, die Maximilian und sein Hof hinterließen, akkurat hinterlegt sind³⁶. Man möchte es nicht für möglich halten, aber die detaillierten Aufstellungen umfassen insgesamt 52 Blätter. Geschichte wiederholt sich zwar nicht, aber man muss hier doch unweigerlich an das Ende des Konzils denken, wie es Richental in seiner Konzilschronik beschreibt. Auch hier ist von erheblichen Schulden König Sigmunds die Rede. Das heißt aber nicht, dass Reichstage für die ausrichtenden Städte grundsätzlich ein Verlustgeschäft waren. Das Reichstagsgeschehen ging vielmehr mit einem hohen Prestigegegewinn einher, so dass sich Städte wie etwa Freiburg sogar um die erneute Abhaltung eines Reichstages bemühten³⁷.

4. DIE VERHANDLUNGSGEGENSTÄNDE DES KONSTANZER REICHSTAGS

Es würde zu weit führen, die Verhandlungen des Reichstags hier im Einzelnen zu referieren. Das ist schon aus Raumgründen nicht möglich³⁸. Ich versuche den Geschäftsgang des Reichstags daher summarisch wiederzugeben, indem ich systematisiere. Denn im Wesentlichen sind es neben der Münz- und Kleiderordnung, die bereits auf früheren Reichstagen traktiert worden waren, vor allem vier politische Großkomplexe, die den Reichstag von April bis Juli 1507 diplomatisch beschäftigt haben. Das sind:

- 1.) die Verhandlungen mit Venedig wegen des Durchmarsches der königlichen Truppen durch venezianisches Gebiet
- 2.) die Verhandlungen mit den Eidgenossen, deren militärische Hilfe Maximilian für den Romzug dringend benötigte
- 3.) die Verhandlungen um die von den Ständen erbetene Reichshilfe zur Finanzierung der Romfahrt und
- 4.) die Reichsreform, d. h. die Verhandlungen um die Wiedererrichtung und Unterhaltung des Reichskammergerichts, das für die Exekution und Handhabung des 1495 verkündeten Landfriedens zuständig sein sollte.

Die Verhandlungen mit der Republik Venedig³⁹ waren bereits vor Beginn des Reichstags erneut aufgenommen worden, führten aber während des Reichstages zu keinem endgültigen Ergebnis. Venedig wollte dem König nur einen friedlichen Durchmarsch ohne Heeresmacht gestatten und wich von diesem Standpunkt auch nicht ab, als der König den Druck auf die Republik erhöhte.

Die Verhandlungen mit den Eidgenossen⁴⁰ setzten ebenfalls schon im Vorfeld des Reichstages ein. Ebenso wie die Verhandlungen mit den Venezianern blieben sie trotz der großen Anstrengungen, die Maximilian unternahm, ergebnislos. Die Unterstützung der Eidgenossen wäre für Maximilian nicht zuletzt deshalb wichtig gewesen, weil die Schweizer seit den Burgunderkriegen einen militärischen Machtfaktor ersten Ranges im damaligen Europa darstellten. Seit dem so genannten »Schwaben- oder Schweizerkrieg« von 1499 war das Verhältnis zu den Eidgenossen allerdings getrübt. Die Eidgenossen gehörten zwar formell noch zum Reich, hatten sich im Frieden von Basel am 22. September 1499 aber von vielen Reichspflichten dispensieren können. Außerdem hatten sie 1499 ihr altes Bündnis mit dem König von Frankreich erneuert.

Der für Maximilian vielleicht wichtigste Verhandlungspunkt des Konstanzer Reichstags war die Reichshilfe, die die Stände Maximilian gewähren sollten. Es ging vor allem um die Frage, welche Anzahl von Reitern und Fußsoldaten und welche Geldbeträge zu stellen waren⁴¹. Die Stände waren schließlich bereit, 12 000 Mann für den Romzug oder 120 000 Gulden zu stellen. Die finanziellen Belastungen sollten auf die Reichsmatrikel umgelegt werden⁴². Die Stände wollten bis zum 16. Oktober ihre Hilfe stellen. Als Versammlungsort wurde Konstanz ausgewählt, da es für alle am günstigsten gelegen sei.

Die Reichsstände machten ihre Bereitwilligkeit, den Wünschen des Königs bezüglich der Romfahrt entgegenzukommen, immer wieder von der Aufnahme der Verhandlungen über die Reichsreform abhängig⁴³. Im Besonderen ging es in Konstanz um das Reichskammergericht, das 1495 in Worms als »Kernstück der Reichsreform« zur Erhaltung des Landfriedens eingerichtet worden war⁴⁴.

Wir sehen: Die Verhandlungen mit den Venezianern und den Eidgenossen sind zwar im Wesentlichen gescheitert, aber die Reichshilfe für den Romzug wurde doch gewährt. Die Stände hatten ihre Zusagen allerdings von einem Entgegenkommen des Königs in Sachen Reichsreform abhängig gemacht.

5. ERGEBNISSE DES KONSTANZER REICHSTAGS

Wie ist es nun um die Ergebnisse des Konstanzer Reichstags bestellt? Was hatte man in der Stadt am Bodensee erreicht? Um diese Fragen beantworten zu können, muss man gemäß dem oben genannten »Verfassungsdualismus« zwei Dinge unterscheiden. Man muss sich fragen, was hat der König und was haben die Stände erreicht. Schauen wir zunächst auf die königliche und dann auf die ständische Seite.

Der Reichsabschied vom 26. Juli 1507 sprach zwar, wie Hermann Wiesflecker süffisant anmerkt, »großartig« von Römerzug, Kaiserkrönung und der Wiederherstellung der Reichsrechte in Italien, aber die Ergebnisse des Reichstags⁴⁵ sind in außenpolitischer Hinsicht doch sehr viel differenzierter und kritischer zu beurteilen⁴⁶. Das gilt vor allem dann, wenn man die weitere historische Entwicklung bis zur »Heiligen Liga von Cambrai« 1508 in den Blick nimmt, die die politische Konstellation von Grund auf veränderte.

Vordergründig betrachtet, dürfte für den König das wichtigste Ergebnis der Konstanzer Beratungen das ihm gegebene Versprechen einer größeren Steuer- und Truppenhilfe gewesen sein. Der König konnte in der Auseinandersetzung mit Frankreich und im Hinblick auf die Kaiserkrönung also offenbar auf die Unterstützung des Reiches rechnen. Das war nicht immer der Fall gewesen. In Worms 1495 z. B. war es dem König nicht gelungen, die Stände für einen bewaffneten Romzug zu gewinnen.

Doch Maximilian hatte, wie sich sehr bald herausstellte, die außenpolitische Situation gleichwohl falsch eingeschätzt. Das geht bereits aus einem Schreiben vom 8. Februar 1508 hervor, das Maximilian der Stadt Frankfurt hat zukommen lassen⁴⁷. Ich habe es oben, als ich über die Quellen- und Literaturlage sprach, schon einmal kurz erwähnt. In diesem Schreiben erklärt Maximilian umständlich, warum er all das, was in Konstanz beschlossen wurde, im Augenblick nicht umsetzen kann.

Die Aussichten Maximilians, nach Rom vorzustoßen, waren von vornherein gering gewesen. Alle Mächte Europas rüsteten, um ihn daran zu hindern. Die Kriegshilfe, die in Konstanz bewilligt worden war, traf überdies nur sehr langsam und sehr unvollkommen ein. Viele Reichsstände zahlten gar nichts. Sie hielten Maximilian vor, seine Italienpolitik diene eher habsburgischen Hausmacht- als Reichsinteressen. Auf ständischer Seite fehlte offenbar das Verständnis für die Aufgaben traditioneller Kaiserpolitik, wie sie aus der Sicht Maximilians für Italien geboten schienen. Von den bewilligten 120 000 Gulden trafen kaum 40 000 ein. Statt der 12 000 Reiter und Knechte standen im Oktober 1507 nur etwa 1 000 Mann bereit. Im Frühjahr 1508, die Fugger hatten bereitwillig Darlehen für die Erträge der österreichischen Bergwerke vorgestreckt, verfügte Maximilian schließlich über 7 000 Mann, mit denen er gen Rom ziehen wollte.

Da diese Mittel für einen Römerzug gegen die französischen und venezianischen Truppen keinesfalls ausreichten, endete Maximilians Romfahrt bereits in Trient. Er disponierte daher kurzerhand um. Angesichts der Unmöglichkeit eines Romzugs entschloss er sich zur sofortigen Annahme des Kaisertitels, um sich wenigstens den Rechtsanspruch auf diese Würde zu sichern. So proklamierte er sich am 4. Februar 1508 in der Domkirche zu Trient zum Imperator und ließ sich fortan »Erwählter Römischer Kaiser« nennen. Die Krönung in Rom durch den Papst sollte zwar später nachgeholt werden, ist aber nie mehr erfolgt.

Die kriegerischen und diplomatischen Verwicklungen der Folgezeit sind hier nicht näher zu erörtern. Sie reichen weit über den engeren Umkreis des Konstanzer Reichstags hinaus. Festzuhalten bleibt, dass Maximilian sein Hauptziel, die Kaiserkrönung in

Rom, trotz der diesbezüglichen Verhandlungen in Konstanz zeitlebens nicht erreicht hat. Das heißt aber nun nicht, dass der Reichstag gescheitert war. Es heißt nur, dass die »außenpolitische« Perspektive nicht die allein ausschlaggebende sein kann, wenn man nach dem Erfolg oder Misserfolg des Konstanzer Reichstags fragt. Dem König ging es zwar primär um die Reichshilfe zur Durchsetzung seiner auf Rom, Italien und die Kaiserkrönung bezogenen politischen Ziele. Für die Versammlung der Reichsstände stand dagegen seit 1495 die so genannte »Reichsreform« im Vordergrund.

Und hier lag, langfristig betrachtet, auch der eigentliche Erfolg, den der Konstanzer Reichstag gezeitigt hat. Denn König und Stände einigten sich in Konstanz auf eine Kammergerichtsordnung, die die Grundlage dieses höchsten reichsständischen Gerichts »während der nächsten Jahrhunderte« bildete⁴⁸. Nach Rudolf Smend war damit die »erste Periode der schwankenden und immer wieder unterbrochenen Existenz des Gerichts« abgeschlossen und es beginnt »die fast dreihundertjährige Zeit seiner regelmäßigen, nur vereinzelt durch besondere Verhältnisse noch gehemmten Tätigkeit«⁴⁹. Diese Reform des Reichskammergerichts war deshalb so wichtig, weil sie die verfassungsrechtliche Grundlage für die Einhaltung bzw. Umsetzung des 1495 proklamierten Landfriedens bot.

Wenn wir also abschließend noch einmal auf die Ergebnisse des Reichstags schauen, dann stellen sich diese in der historischen Rückschau insofern ambivalent dar, als Maximilian sein »außenpolitisches« Hauptziel, nämlich die Romfahrt, die er seit 1495 erstrebte, nicht erreicht hat. Die Stände dagegen vertraten gegenüber Maximilian den Primat der »Innenpolitik«. Sie standen den »außenpolitischen« Plänen und Unternehmungen des Königs grundsätzlich reserviert gegenüber. Waren die Stände doch der Auffassung, dass erst im Reich selbst Friede und Recht gesichert sein müsse, bevor man mit Erfolg andere Nationen bekämpfen könne.

6. ZUSAMMENFASSUNG

Aus der Sicht des Reiches und seiner Stände dürfte die historische Bedeutung des Konstanzer Reichstags weniger in der Bewilligung der königlichen Romfahrt, die nie unternommen wurde, als vielmehr in der Neueinrichtung des Reichskammergerichts zu suchen sein. Es war zwar bereits 1495 zur Verfolgung von Friedensbrechern und zum Austrag von Streitigkeiten geschaffen, aber nicht effizient ausgestaltet worden⁵⁰. Das Verdienst des Konstanzer Reichstages bestand darin, dass zwischen Maximilian und den Reichsständen bezüglich des Reichskammergerichts eine endgültige und damit zukunftsweisende Einigung zustande kam, die in einer Kammergerichtsordnung Niederschlag fand⁵¹.

Damit war, wenn ich das etwas plakativ formulieren darf, eine Entscheidung gegen das Mittelalter und für die Moderne gefällt worden. Der mittelalterliche Kaisergedanke, wie ihn Maximilian in Konstanz noch einmal propagierte, war im Zeitalter sich ausbildender europäischer Nationalstaaten offenbar nicht mehr zeitgemäß⁵². Das hat Maximilian am eigenen Leib erfahren müssen. Sein Romzugsplan ist gescheitert. Nach

Maximilian ist kein deutscher König mehr in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Sein Vater Friedrich III. war der letzte Herrscher, der am 19. März 1452 in Rom die Kaiserkrone empfing.

Das Reichskammergericht dagegen, das in Konstanz restituiert worden war, eröffnete dem Reich eine völlig neue Perspektive. Es gewann zunehmend einen vom König unabhängigen »rechtsstaatlichen« Charakter. Damit entstand in Ansätzen so etwas wie eine vom König und seinem Urteilsspruch unabhängige Justiz. Wer will, kann hier sogar von einer frühen Form der Gewaltenteilung im Reich sprechen. Der moderne Staat fußt nicht zuletzt auf einer institutionell abgesicherten Friedens- und Rechtsordnung. In Konstanz wurde 1507 ein wichtiger Schritt in diese Richtung getan. Es würde gewiss zu weit führen, hier bereits von einer Form moderner Rechtsstaatlichkeit zu sprechen. Aber das Reichskammergericht hatte doch die Aufgabe, auf die Einhaltung zweier Prinzipien zu drängen, die auch in unserer modernen Gesellschaft noch zu den höchsten Werten zählen: Friede und Recht.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Thomas Martin Buck, Pädagogische Hochschule Freiburg, Abteilung Geschichte,
Kunzenweg 21, D-79117 Freiburg, Thomas.Martin.Buck@ph-freiburg.de

ANMERKUNGEN

1 Die vorliegende Arbeit geht auf einen öffentlichen Vortrag zurück, den ich am 9. November 2007 in der Dreifaltigkeitskirche in Konstanz auf Einladung von Frau Ida Fend-Richter, Schulleiterin des Heinrich-Suso-Gymnasiums, anlässlich des 500-Jahr-Jubiläums des Konstanzer Reichstags gehalten habe. Die Textfassung ist für die Drucklegung teilweise verändert und erweitert worden.

2 Vgl. DOBRAS, Werner: Der Reichstag in Lindau 1496/97, Lindau 1996.

3 Vgl. LEMBKE, Sven: Kaiser Maximilian I. Ein Lebensbild, in: Der Kaiser in seiner Stadt. Maximilian I. und der Reichstag zu Freiburg 1498, hg. von Hans Schadek, Freiburg 1998, S. 13–29. Siehe auch REIFENSCHIED, Richard: Die Habsburger in Lebensbildern. Von Rudolf I. bis Karl I., 4. Aufl., Graz – Wien – Köln 1990, S. 89–104, ERBE, Michael: Die Habsburger 1493–1918. Eine Dynastie im Reich und in Europa, Stuttgart – Berlin – Köln 2000, S. 19–29; LUTTER, Christina: Maximilian I. (1486–1519), in: Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519),

hg. von Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter, München 2003, S. 518–542.

4 Vgl. MERTENS, Dieter: »Uss Notdurften der Hl. Cristenheit, Reichs und sonderlich Deutscher Nation«. Der Freiburger Reichstag in der Geschichte der Hof- und Reichstage des späten Mittelalters, in: Der Kaiser in seiner Stadt (wie Anm. 3) S. 31–54, hier S. 32 f.

5 NIEDERSTÄTTER, Alois: Ante Portas. Herrscherbesuche am Bodensee 839–1507, Konstanz 1993.

6 WIESFLECKER, Hermann: Italien in der Kaiserpolitik Maximilians I., in: Der Schlern 34 (1960) S. 272–285.

7 Vgl. JANNSEN, Johannes: Frankfurts Reichs-correspondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376–1519, Bd. 2, Freiburg 1866, Nr. 896, S. 697 f. das Schreiben Maximilians an den Rat zu Frankfurt über seine Romfahrt und wie er sich diese konkret vorstellt.

8 MAURER, Helmut: Konstanzer Stadtgeschichte im Überblick, Sigmaringen 1979, S. 21 vermutet, dass der Reichstag von Maximilian deshalb nach Konstanz verlegt worden sei, um die Verhandlungen der Stadt

mit den Eidgenossen zu konterkarieren. 1510 hat Maximilian ein vertragliches Bündnis der Stadt mit der Eidgenossenschaft tatsächlich verhindert.

9 Vgl. MORAW, Peter: Fragen der deutschen Verfassungsgeschichte im späten Mittelalter. Bericht über ausgewählte Neuerscheinungen der Jahre 1969 bis 1974, in: Über König und Reich. Aufsätze zur deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters, hg. von Rainer Christoph Schwinges, Sigmaringen 1995, S. 11–46, hier S. 20 sowie Ders.: Neue Ergebnisse der deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters, in: ebd., S. 47–71, hier S. 54 und 67–71.

10 Zum Reichstag HELMRATH, Johannes: Art. Reichstag, in: LexMA 7, Stuttgart – Weimar 1999, Sp. 640–643 und SCHUBERT, Friedrich Hermann: Die deutschen Reichstage in der Staatslehre der frühen Neuzeit, Göttingen 1966 sowie MORAW, Peter: Versuch über die Entstehung des Reichstags, in: Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich, hg. von Hermann Weber, Wiesbaden 1980, S. 1–36 und MARTIN, Thomas Michael: Auf dem Weg zum Reichstag 1314–1410, Göttingen 1993.

11 Moraw, Peter: Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490, Frankfurt a. M. – Berlin 1985, S. 15–27 und S. 416–421. Siehe auch Mertens (wie Anm. 4) S. 42–44.

12 Vgl. zu diesem Begriff MORAW, Von offener Verfassung (wie Anm. 11) S. 416.

13 SCHUBERT, Ernst: König und Reich. Studien zur spätmittelalterlichen Verfassungsgeschichte, Göttingen 1979, S. 323–349.

14 Hierzu Quellen zur Reichsreform im Spätmittelalter (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 39), ausgewählt und übersetzt von Lorenz WEINRICH, Darmstadt 2001, S. 377 ff. sowie LAUFS, Adolf: Art. Reichskammergericht, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 4, Berlin 1990, Sp. 655–662; ANGERMEIER, Heinz: Die Reichsreform 1410–1555. Staatsproblematik in Deutschland zwischen Mittelalter und Gegenwart, München 1984; KRIEGER, Karl-Friedrich: König, Reich und Reichsreform im Spätmittelalter, München 1992, S. 49–53; SCHMID, Peter: Die Reformbeschlüsse von 1495 und ihre politischen Rahmenbedingungen, in: Das Reichskammergericht. Der Weg zu seiner Gründung und die ersten Jahrzehnte seines Wirkens (1451–1527), hg. von Bernhard Diestelkamp, Köln 2003, S. 117–144.

15 Vgl. Deutsche Reichstagsakten unter Maximilian I. Bd. 6: Reichstage von Lindau, Worms und Freiburg 1496–1498 (Deutsche Reichstagsakten. Mittlere Reihe 6), bearb. von Heinz GOLLWITZER, Göttingen 1979.

16 Quellen zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit, hg. von Inge WIESFLECKER-FRIEDHUBER (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 14) Darmstadt 1996.

17 ZEPPELIN, Eberhard Graf: Der Reichstag in Konstanz im Jahr 1507, in: Schrr VG Bodensee 12 (1883) S. 36–43. Siehe auch ULMANN, Heinrich: Kaiser Maximilian I. Auf urkundlicher Grundlage dargestellt, Bd. 2, Stuttgart 1891, S. 309–314 und EGERSDÖRFER, Konrad: Die Städte auf den Reichstagen Maximilians I. seit dem Tode Bertholds von Mainz (1505–1518), Diss. Freiburg 1913, S. 26–35.

18 WIESFLECKER, Hermann: Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, Bd. 3: Auf der Höhe des Lebens. 1500–1508. Der große Systemwechsel. Politischer Wiederaufstieg, München 1977, S. 354–379.

19 HOLLEGGGER, Manfred: Maximilian I. (1459–1519). Herrscher und Mensch einer Zeitenwende, Stuttgart 2005, S. 178–186.

20 MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter II. Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (Geschichte der Stadt Konstanz, Bd. 2), 2. Aufl., Konstanz 1996, S. 261–266.

21 Quellen zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit (wie Anm. 16) S. 152–160.

22 Vgl. SCHUBERT, Die deutschen Reichstage (wie Anm. 10) S. 190.

23 FÜSSEL, Stephan: Kaiser Maximilian und die Medien seiner Zeit. Der Theuerdank von 1517. Eine kulturhistorische Einführung, Köln 2003.

24 Quellen zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit (wie Anm. 16) S. 159.

25 Vgl. Die Berner Chronik des Valerius Anshelm, hg. vom Historischen Verein des Kantons Bern, Bd. 3, Bern 1888, S. 1.

26 Vgl. zu dieser Auffassung ULMANN (wie Anm. 17) S. 311–314.

27 Stadtarchiv Konstanz Nr. 5036. Vgl. zum Folgenden RUPPERT, Philipp: Konstanzer Geschichtliche Beiträge. Drittes Heft, Konstanz 1892, S. 197–200; MAURER, Konstanz im Mittelalter II (wie Anm. 20) S. 261–266 und NIEDERSTÄTTER (wie Anm. 5) S. 176–186.

28 Siehe hierzu den Reichsabschied in: Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede, von den Zeiten Kayser Conrads des II. bis jetzo, auf den Teutschen Reichstagen abgefasst worden, sammt den wichtigsten Reichsschlüssen, so auf dem noch fürwährenden Reichstage zu Richtigkeit gekommen sind, Frankfurt 1747, S. 113 § 14. Vgl. SMEND, Rudolf: Das Reichskammergericht. Erster Teil: Geschichte und Verfassung (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit, Bd. IV, Heft 3) Weimar 1911 (ND 1965), S. 97 f. und ANGERMEIER (wie Anm. 14) S. 203.

29 Vgl. hier und im Folgenden NIEDERSTÄTTER (wie Anm. 5) S. 176–186.

30 SCHUBERT, Die deutschen Reichstage (wie Anm. 10) S. 192 weist für den Konstanzer Reichstag 1507 auf ein gedrucktes Teilnehmerverzeichnis hin mit angefügter eidgenössischer Bewilligung zum Werben von Landsknechten für den Romzug ohne Angabe von Druckort, Verleger und Erscheinungsjahr.

31 Zu den Namen der Reichstagsteilnehmer im Reichsabschied von 1507 vgl. Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede (wie Anm. 28) § 32, S. 117 f. Siehe auch FUGGER, Johann Jacob: Spiegel der Ehren des Hoehchstloeblichsten Kayser- und Koeniglichen Erzhauses Oesterreich : oder Ausfuhrliche GeschichtSchrift von Desselben, und derer durch Erwaehlungen-, Heurat-, Erb-, u. Gluecks-Faelle ihm zugewandter Kayserlichen Hoehst-Wuerde, Koenigreiche [...] Nunmehr aber [...] Aus dem Original neu-ueblicher uemgesetzt, [...] aus alten und neuen GeschichtSchriften erweitert [...] durch Sigmund von Birken, Nuernberg 1668, S. 1232 sowie SCHILLING, Diebold: Luzerner Bilderchronik. Herausgegeben von der Einwohner- und Korporationsgemeinde Luzern. Bearbeitet von Robert Durrer und Paul Hilber, Luzern 1932, S. 149.

32 HELMRATH, Johannes: Rhetorik und »Akademisierung« auf den deutschen Reichstagen im 15. und 16. Jahrhundert, in: Im Spannungsfeld von Recht und Ritual. Soziale Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Heinz Duchhardt und Gert Melville, Köln – Weimar – Wien 1997, S. 423–446, hier S. 440 f. sowie FUGGER, Johann Jacob: Spiegel der Ehren (wie Anm. 31) S. 1233 f. und SPALATIN, Georg: Historischer Nachlaß und Briefe, hg. von Christian Gotthard Neudecker und Ludwig Preller, Bd. 1, Jena 1851, S. 204 ff.

33 Zum Verhältnis Friedrichs III. und Maximilians I. zu den Eidgenossen vgl. HEINIG, Paul-Joachim: Friedrich III., Maximilian I. und die Eidgenossen, in: Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters, hg. von Peter Rück unter Mitwirkung von Heinrich Koller, Marburg an der Lahn 1991, S. 267–293. Siehe auch: Die Berner Chronik des Valerius Anshelm (wie Anm. 25) S. 6.

34 Vgl. SCHULER, Manfred: Zur liturgischen Musikpraxis am Konstanzer Dom um 1500, in: Heinrich Isaac und Paul Hofhaimer im Umfeld von Kaiser Maximilian I. Bericht über die vom 1. bis 5. Juli 1992 in Innsbruck abgehaltene Fachtagung, hg. von Walter Salmen, Innsbruck 1997, S. 71–80 und Ders.: Die Konstanzer Domkantorei um 1500, in: Archiv für Musikwissenschaft 21 (1964) S. 23–44, hier S. 38–43.

35 Diebold SCHILLING, Luzerner Bilderchronik (wie Anm. 31) S. 149.

36 Stadtarchiv Konstanz Nr. 11984.

37 Vgl. ECKER, Ulrich P.: »...sitzen untätig herum, verhandeln nichts, aber verzehren viel Geld«. Organisation und Ablauf des Freiburger Reichstags, in: Der Kaiser in seiner Stadt (wie Anm. 3) S. 57–93, hier S. 87. Grundsätzlich FRIESS, Peer: Der Kaiser kommt in die Stadt. Inszenierte Höhepunkte einer schwierigen Beziehung, in: Das Reich in der Region während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, hg. von Rolf Kießling und Sabine Ullmann, Konstanz 2005, S. 27–60, hier S. 41 ff.

38 Einen chronologischen Überblick über den Verlauf des Reichstages bietet IBLER, Gertraut: König Maximilian I. und der Konstanzer Reichstag von 1507, Diss. Graz 1961, S. 35–43. Siehe auch SCHMID, Rosemarie: König Maximilian I., die Erbländer, das Reich und Europa im Jahr 1507, Diss. Graz 1966.

39 Ausführlich IBLER (wie Anm. 38) S. 62–69.

40 Ebd. S. 44–61. Siehe auch KRAMML, Peter F.: Die Reichsstadt Konstanz, der Bund der Bodenseestädte und die Eidgenossen, in: Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters (wie Anm. 33) S. 295–328, hier S. 298; Ders.: Kaiser Friedrich III. und die Reichsstadt Konstanz (1440–1493). Die Bodenseemetropole am Ausgang des Mittelalters, Sigmaringen 1985, S. 180 f. sowie Die Berner Chronik des Valerius Anshelm (wie Anm. 25) S. 1–42.

41 IBLER (wie Anm. 38) S. 78–94.

42 Siehe Reichs-Anschlag zu dem Römer-Zuge, auf dem Reichstage zu Costnitz verfasst, in: Neue und

vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede (wie Anm. 28) S. 104–111 und Angermeier (wie Anm. 14) S. 205.

43 IBLER (wie Anm. 38) S. 95–105.

44 LAUFS (wie Anm. 14) Sp. 655.

45 Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede (wie Anm. 28) S. 112–119.

46 WIESFLECKER, Hermann: Maximilian I. Die Fundamente des habsburgischen Weltreiches, Wien – München 1991, S. 153–163, hier S. 156.

47 Quellen zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit (wie Anm. 16) Nr. 47, S. 165–170.

48 WIESFLECKER, Kaiser Maximilian I. (wie Anm. 18) S. 374. Zu den Ergebnissen des Konstanzer Reichstags hinsichtlich des Reichskammergerichts siehe auch SMEND (wie Anm. 28) S. 97–101 und ANGERMEIER (wie Anm. 14) S. 205 f.

49 SMEND (wie Anm. 28) S. 100.

50 Vgl. GOLLWITZER, Heinz: Einleitung, in: Deutsche Reichstagsakten unter Maximilian I. (wie Anm. 15) S. 84 f.

51 Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-abschiede (wie Anm. 28) S. 119–132.

52 Vgl. GOLLWITZER, Einleitung (wie Anm. 50) S. 28 f.

ABBILDUNGEN

- 1.) Manfred Hollegger, Maximilian I. (1459–1519). Herrscher und Mensch einer Zeitenwende, S. 238;
- 2.) ebd. S. 43; 3.) ebd. S. 168.

Karl Heinz Burmeister

»DER HEISSE SOMMER«

1540 IN DER BODENSEEREGION

Das Jahr 1540 ist als das Jahr einer Jahrhundertdürre in die Geschichte eingegangen, es zählt zu den wärmsten Jahren des gesamten Jahrtausends¹. Mitteleuropa wurde für zehn bis zwölf Monate in den Subtropengürtel einbezogen². Aber nicht nur Mitteleuropa, auch Ost- und Westeuropa standen im Sommer unter dem Hochdruckeinfluss³. Auch Südamerika, Kalifornien oder Arizona wurden 1540 von einer ungewöhnlichen Hitze heimgesucht. Schon die Zeitgenossen haben festgestellt, *deszglich sumer ist by keinsz menschen dencken nie ersechen worden*⁴. Es ist daher kein Wunder, dass die Hitze des Sommers 1540 das am besten belegte Ereignis im 16. Jahrhundert und damit als ein Jahrtausendergebnis angesehen werden kann⁵.

Die Auswirkungen dieses »heißen Sommers« sollen hier für den erweiterten Bodenseeraum untersucht werden. Im Zentrum steht der Bodensee in allen seinen Teilen, dem Alpenrhein und dem Hochrhein von Chur bis Basel mit einer Entfernung von ca. 50 km landeinwärts. Fallweise richtet sich unser Blick aber auch über diese Grenzen hinaus ins Oberelsass, nach Zürich oder Thun, Ulm oder Schwäbisch Gmünd, um weitere Einzelheiten ans Licht treten zu lassen, die in den Berichten aus der Bodenseeregion nicht deutlich ausgesprochen werden.

DIE BEZEICHNUNG »DER HEISSE SOMMER«

Die zeitgenössischen Chronisten fanden für das Jahr 1540 die Bezeichnung »Der Heisse Sommer«. So berichtet der Basler Chronist Christian Wurstisen zum Jahr 1540: *Sonst ist dieses jar, der stetigen schöne vnnd werme halb, welche vom Hornung biß nahe in Christmonat gewäret, mercklich gewesen, daher es der Heisse Sommer genennet ward*⁶. Auch der Basler Chronist Fridolin Ryff spricht vom *heisen sumer*⁷. In fast allen zeitgenössischen Chroniken kehrt dieser Begriff wieder, etwa in der Mehrzahl der Lindauer Chroniken⁸, bei Konrad Pellikan⁹, bei Heinrich Bullinger¹⁰ oder bei Jakob Reutlinger¹¹, gelegentlich auch in gesteigerter Form als *sehr heißer Sommer* in Lindau¹², *überheisser Sommer* in Memmingen¹³ und

in Überlingen¹⁴, *calidissima aetas* (sehr heißer Sommer) in Feldkirch¹⁵. Auch für Luzern spricht Renward Cysat vom heißen Sommer 1540, verweist aber auch auf den mercklichen heißen Sommer 1487; die Bezeichnung »heißer Sommer« war also wohl nicht ganz neu, sie stand auch früher schon in Gebrauch. Der Feldkircher Chronist Ulrich Imgraben verwendet den Begriff für 1473, *da was der dürr oder heiß Sommer*¹⁶. Der Lindauer Chronist Kalixt Hünlin hebt hervor, es wurde *der haisse Sommer von Jedermann genannt*¹⁷, also nicht nur von den Chronisten. Auf diese allgemein übliche Bezeichnung weist auch Bullinger hin, wenn er sagt: *Dieser heißt der heiß summer*¹⁸. Die Bezeichnung war mithin volksläufig. Abweichend verwendet eine Chronik aus Schwäbisch Gmünd den Ausdruck *kayer* (dürrer) *sumerr*¹⁹; auch in Franken sprach man vom »dürren Sommer«²⁰. Und die Thuner Chronik spricht vom »heissen Jahr«²¹, was vielleicht insofern zutreffender ist, als die Hitze ja keineswegs auf den Sommer beschränkt war.

ÜBERSICHT ÜBER DAS WETTER 1540

Eine gute Übersicht über das Wetter des Jahres 1540 bietet die Gebweiler Chronik²²:

Januar: Ziemlich kalt;

Februar: Ganzer Monat warm und trocken;

März: 3 Tage Regen, morgens Eis, sonst ganzer Monat warm;

April: ganz dürr und trocken, kein Regen, kein Schnee;

Mai: ganzer Monat ganz trocken und schön;

Juni: anfangs ganz trocken, gegen Ende Regen, aber nicht viel;

Juli: ganzer Monat ganz dürr, am 28. guter Regen;

August: ziemlich heiß, gegen Ende große Hitze;

September: um den 29. guter Regen, 2 Tage lang; kühle Nächte;

Oktober: ganz warm, kein Regen;

November: ganz warm, bis 11. kein Regen;

Dezember: anfangs warmer Regen.

Die von Christian Pfister bearbeitete Witterungsdatei²³ für die Schweiz und die unmittelbar angrenzenden Gebiete weist etwa den folgenden (hier gekürzten) Befund auf, der die Beobachtungen von Gebweiler im wesentlichen bestätigt.

Januar: kühl;

Februar: warm, trocken;

März: vorwiegend sonnig, trocken bis extrem trocken;

April: trocken bis extrem trocken, sehr warm;

Mai: trocken bis extrem trocken, sehr warm;

Juni: sehr warm, sehr trocken;

Juli: heiß, sehr trocken bis extrem trocken, Anzeichen von Dürre;

August: heiß, extrem trocken, Anzeichen von Dürre, Niedrigwasser;

September: warm, trocken, anfangs kein Regen, gegen Ende Regen;

Oktober: warm;

November: warm;

Dezember: warm, kein Schnee.

Christian Pfister hat in seiner Klimageschichte der Schweiz diesen heißen Sommer 1540 umfassend und mit zahlreichen Zeugnissen aus der ganzen Schweiz geschildert²⁴. Im Unterschied zu anderen Hitzejahren mit warmen Frühjahren und heißen Frühsommern (zum Beispiel 1636, 1638, 1660, 1822), in denen aber die Hitzewelle gegen den Frühsommer hin ausklang, setzte diese 1540 gerade jetzt erst richtig ein.

BEGINN UND ENDE DER DÜRRE

Das warme Wetter begann im Februar²⁵: Basel²⁶, hier wird auch der 8. Februar genannt²⁷, Feldkirch²⁸, Schaffhausen (Lichtmeß)²⁹, Ulm (um Herrenfasnacht, 8. Februar)³⁰, Thun³¹. Manche Chroniken nennen auch, wohl unter dem Eindruck der sich abzeichnenden Dürre, erst den März, so etwa Überlingen³², Schaffhausen³³, Weinfeld³⁴, Memmingen³⁵. Die Dürre dauerte bis in den Dezember³⁶, in Basel bis nahe in Christmonat³⁷, in Thun bis in den Christmonat³⁸, in Zürich bis an die Wienächt³⁹, in Überlingen bis Weychnechten⁴⁰ oder darüber hinaus wie etwa in Schaffhausen, Weinfeld⁴¹ oder Memmingen⁴².

Als Vorboten für die ungewöhnliche Witterung des Jahres 1540 gingen ein ziemlich kalter Januar⁴³ und vom Jahresbeginn bis Februar Winde von unerhörter Gewalt voraus⁴⁴. Es fiel Regen und mehrere Beobachter heben hervor, dass es 1540 überhaupt keine Gewitter gegeben hat, während im 20. Jahrhundert an den einzelnen Orten am See jährlich etwa 25 Gewitter gezählt werden⁴⁵. So stellt Ryff für Basel fest, *Esz wart kein ungewitter disz jor erhört*⁴⁶. Dasselbe ist gemeint, wenn für Langenargen festgestellt wird, es habe während dieses Sommers nie geblitzt⁴⁷, oder die Gebweiler Chronik sagt, *hat diß jar nit vill gedondert*⁴⁸. Eine Lindauer Chronik fügt beides zusammen: *den gantzen Sommer hindurch hat es ohngeacht der unbeschreiblichen Hitze weder donnert noch blizet*⁴⁹.

Ryff hat für Basel festgehalten, *dasz esz von anfang des sumersz bisz Martini nit über drümol regnet, so es schon regnet, wert esz nit über zwen oder drü tag und necht lang und klein, senfft regen*⁵⁰. Und an anderer Stelle sagt er, es habe vom 8. Februar bis 29. Juli nicht geregnet; doch hielt dieser Regen vom 29. Juli nicht lange vor und war wenig ausgiebig, *esz fieng nit senfften regen an und wart gut weder*⁵¹. Dasselbe berichtet auch Wurstisen, der jedoch den Zeitraum bis Dezember betrachtet und daher einen zusätzlichen Regen registriert: *In gemelter zeit kamen von Himmel nicht iber vier Weichin*⁵². In Gebweiler setzte der ersehnte Regen am 28. Juli ein⁵³. In Schaffhausen war ein trockener März, vom 2. Februar bis 2. Juni nur

eine einzige Durchlinde (eindringender Regen) am 2. Juni, vom 15. Juni bis 14. September hat es nie geregnet⁵⁴.

Sehr genau sind die spärlichen Regenfälle für Zürich festgehalten worden. *Coepit serenitas ac solis ardor ultimo Februarii et duravit ad 19. Septembris, septimanas 26. Intra has non (plus) pluit 6 diebus, ut permultum commemorem, nempe circa finem Aprilis, principium Maii, Iunii, et finem Iulii. Caeterum nunquam integro die aut tota nocte, imo (ne) dimidiata quidem, pluit* (Es begann das schöne Wetter und die Sonnenhitze am letzten Tag des Februar und dauerte bis 19. September, also 26 Wochen lang. In diesen Wochen hat es nicht mehr als an sechs Tagen geregnet, wie ich mich ganz genau erinnere, nämlich gegen Ende April, Anfang Mai, Juni und Ende Juli. Im übrigen hat es niemals den ganzen Tag lang oder die ganze Nacht, sondern allenfalls den halben geregnet)⁵⁵. In Lindau war die Lage sehr ähnlich. Frühling, Sommer und Herbst waren sehr warm, und That die ganze Zeit vber nicht vber fünff regen⁵⁶.

In Schwäbisch Gmünd setzte am 25. Juli der Regen ein, dauerte acht Tage und brachte etwas Linderung⁵⁷. In Ulm regnete es den ganzen Sommer nicht bis zum 29. Juli, dann aber – im Gegensatz etwa zu Basel – sehr ausgiebig *biß ain giß*⁵⁸ wurd und der Wasserstand der ausgetrockneten Donau bis 6. August so hoch wurde, *das man must In ain schiff faren von schinders bruck biß zu sant thonis kirchen*⁵⁹. Solche lokalen Platzregen werden auch von anderen Orten gemeldet: *ist in diesem dürren Jahr ein Wolkenbruch hinter Bregenz im Wald geschehen, dass viel Holz quitt gangen ist*⁶⁰. Diese Notiz wird in einer anderen Chronik verständlicher: Der Wolkenbruch fand im Hinterbregenzerwald statt und bewirkte, *dass vill holz herauß komen als in vill Jaren nit*⁶¹; vermutlich ermöglichte dieser Wolkenbruch, dass auf der Bregenzerach mehr Holz als gewöhnlich in den Bodensee geflößt wurde. Ebenso konnte auch ein Hagelschlag lokal auftreten, *wiewohl an ettlichen Orten der Hagel schlug, als bei Wasserburg und Degelstein* (Bad Schachen, Stadt Lindau); insgesamt fielen solche Hagelschäden aber nicht ins Gewicht; nur derjenige, den es traf, hatte den Schaden zu tragen⁶².

ZEITLICHE VERSCHIEBUNG VON BLÜTE UND REIFE

Infolge der Hitze und Dürre hatte sich der natürliche Ablauf von Blüte und Reife in ungewöhnlicher Weise um Monate verschoben. Sebastian Fischer vermerkt in seiner Ulmer Chronik, *des denkt kain man, die ich all hab heren daruon sagen, das alle ding so zeyt reuff geworden sind*⁶³.

Die Weinblüte war in Schaffhausen oder in Lindau Ende Mai beendet gewesen⁶⁴. Im Oberelsass begann bereits Ende August eine zweite Blüte, *da brachten die beüm wider aus die genßlin, und blieten die doran als wer es in dem frieling*⁶⁵. In Lindau hat man acht Tage vor Galli (9. Oktober) *draubenblust zum andren mall erfunden*⁶⁶. Auch die Kirschen wurden in Lindau gegen den Herbst hin zum zweiten Mal reif⁶⁷. Lindauer Chroniken vermerken,

dass im Herbst die Äpfel blüeten zum andren mall vnd kamen so weit, dass mans essen khöndte⁶⁸. Eine andere Lindauer Chronik ist noch ausführlicher: die Krietzber wurden auf Herbst noch einmal zeitig, die Äpfel- vnd Birnbäum blüeten wider vnd stürzten zum andern mal⁶⁹. In Winterthur begann am 23. September eine zweite Apfelblüte⁷⁰.

ZEITLICHE VERSCHIEBUNG DER ERNTE

Der veränderte Jahresablauf in der Blüte und Reife hatte auch eine Verschiebung des gewöhnlichen Arbeitsablaufes in der Landwirtschaft zur Folge. In Schaffhausen war die Getreideernte um die Mitte des Monats Juli bereits beendet⁷¹. In Zürich begann die Ernte um den 24. Juni⁷², ebenso in Thun⁷³. In Ulm fing man schon vor dem 24. Juni mit dem Schneiden des Getreides an, auf dem Markt wurde das neue Korn ab dem 28. Juni feil gehalten⁷⁴. In Lindau ist sogar die Rede davon, dass schon im Mai Gerste, Korn und Hafer eingerntet wurde⁷⁵, aber wenig vnd schlecht Haber⁷⁶.

Das Korn war gut geraten, örtlich aber nur in geringen Mengen. In Ulm galten die folgenden Getreidepreise⁷⁷:

Korn	2 Gulden
Roggen	2 Pfund Heller, 13 Schillinge
Gerste	36 Schillinge
Hafer	25 Schillinge
Erbsen	5 Schillinge für ain metz

Auch im Thurgau geriet das Getreide gut. In Weinfelden zahlte man für 1 Mütt Korn 8 oder 9 Batzen, für 1 Viertel Hafer 3 oder 4 Kreuzer⁷⁸. In Thun zahlte man für ein Viertel Hafer 1 Batzen⁷⁹. Ein Viertel Korn kostete in Lindau am 24. August 6 Schilling⁸⁰, ein Malter Korn 2 Pfund, 3 Schilling Pfennig⁸¹.

Auch die Weinlese begann früher als sonst. In Schaffhausen fand man am 24. und 29. Juni zeitige weinbeeren sowie um Jacobi (25. Juli) ganz zeitige trauben⁸². Bullinger ließ sich in Zürich Ende Mai reife Kirschen (*edi cerasa matura in fine Maii*) und Anfang Juli süße Trauben schmecken (*Uvas suaves gustavi circa initium Iulii*), Birnen und Gerste wurden in Zürich am 18. Juni käuflich angeboten (*pyra et hordeum Tiguri venum prostabant 18. Iunii*)⁸³. In Thun begann die Weinernte schon Anfang Juli⁸⁴, in Zürich hingegen erst gegen Anfang September und war um den 21. September abgeschlossen⁸⁵. Auf dem Ulmer Markt wurden am 17. Juli reife Trauben angeboten⁸⁶. In Lindau hat ein gewisser Hans Nagel am 1. August gewimmelt⁸⁷. Hier war der gesamte neue Wein vor dem 29. September in die Fässer abgefüllt⁸⁸. In Weinfelden wurden die Trauben vor dem 24. August bei der heißesten Witterung eingesammelt⁸⁹.

In Schaffhausen konnte man sich lange nicht entschließen, mit dem Wimmeln zu beginnen, da man jeden Tag auf Regen hoffte, doch der Regen blieb aus. Die Folge war,

dass die Trauben welkten und man sich deshalb entschloss, doch mit der Ernte zu beginnen. Am 14. September, als schon fast alles abgewimmelt war, kam dann über Nacht ein *guoter regen, erquickte was noch übrig war*. Die Weinernte endete schließlich am 23. September⁹⁰. So wie in Schaffhausen verhielten sich auch die Weinbauern in Basel und Umgebung. Auch hier schob man ungeachtet der Reife der Trauben die Ernte hinaus. Man besorgt, *der win an reben verdoren wurt, alsz an etlichen ortten beschach und sunderlich um diese stat, aber der erkichtz alsz wyder*⁹¹. Auch Bullinger beschreibt für einige Orte im Kanton Zürich dieses Austrocknen der Trauben (*arescebant quibusdam in locis botri*)⁹².

Im Oberelsass schob man die Weinernte wiederholt hinaus. Im Juli *verbrandte ... der wein an den reben*⁹³; im August blieb es ebenso heiß und *an den bergen verdurb der wein an den reben*⁹⁴. Wegen dieses Verdorrens der Trauben begann man gegen Ende August an vielen Orten mit der Lese, war aber mit der Qualität der Trauben nicht zufrieden, sodass man die Lese wieder einstellte und auf Regen wartete. Als gegen Ende September (Michaelis) für zwei Tage der Regen einsetzte und die kühlen Nächte begannen, fing man in Gebweiler wieder mit der Weinlese an, *unnd wardt so gueter wein in dißem gantzen landt*⁹⁵.

Der neue Wein wurde in Ulm schon am 10. August getrunken, und am 7. September der neue Michelsberger, *vnd nitt von lusts wegen, sunder foller leset am berg*⁹⁶.

Die überreiche Weinernte hatte zur Folge, dass die Torkel die abgeernteten Trauben nicht mehr fassen konnten. Man musste in den Torkeln Stege und Brücken einbauen. *In Torggele ward es so voll, dass man Boden und Brücken oben machet*⁹⁷. Es entstand hier infolge der Dürre von 1540 eine ähnliche Situation wie beim Hochwasser 1566, als man beispielsweise in Überlingen die Straßen nur mehr über rasch aus Holz errichtete Stege und Brücken begehen konnte⁹⁸.

Für Lindau erscheint ein früher Beleg für das Mosten. Auf St. Johannis Abend (23. Juni) hat man am Zug Berg⁹⁹ aus zusammen gelesenen Linden-Weinbeeren 6 Maaß neuen Wein-Most gemacht¹⁰⁰. In Zürich kostete Heinrich Bullinger Anfang August den ersten Suser: *mustum libavi circa initium Augusti*¹⁰¹. In Kempten begann man im August zu mosten¹⁰².

DER RÜCKGANG DER WASSERFÜHRUNG

Querebantur omnes de aquae inopia (Alle klagten über den Mangel an Wasser)¹⁰³. In Bodensee, Rhein, Limmat, Aare und anderen Flüsse sank der Wasserspiegel. *Den Ryn*¹⁰⁴ mocht man watten an etlichen ortten. Die Limmat luff vor an der Wasserkirchen ab und vornen am rathuß; darunder und dahinder was kein Wasser. Man gieng umb den Wellenberg¹⁰⁵. Immerhin garantierten die größeren Gewässer eine Mindestversorgung mit Wasser.

Weit mehr betroffen waren aber die kleineren Gewässer, die teilweise oder ganz austrockneten: Teiche, Weiher, Bäche und Brunnen. *Fontes et rivuli omnes torrentes exarescebant* (Die Quellen sowie alle Wildbäche trockneten aus)¹⁰⁶. In Basel giengen ouch gar vil

waser ab an allen ortten, dasz die waser fast klein wurden, ouch an vil enden gar ersigten, deren vor nie keinsz abgangen wasz¹⁰⁷. Für Luzern wird berichtet, Anno 1540 trocknetend der meertheil brunnen und bäch uß, gab ein grosse dürre¹⁰⁸. In Überlingen vertrockhnet vil wasser vnnd brunnen¹⁰⁹. In Thun versiegten schon im April die Brunnen und Bäche¹¹⁰. Nach der Schaffhauser Chronik musste man wegen der Austrocknung vieler Brunnen sehr sparsam mit dem Wasser umgehen¹¹¹. In Schwäbisch Gmünd wird geklagt, versygen dy brunnen unnd warenn dy bech gannszs druckhenn¹¹². Auch zu Lindau der mehrer Theil Brunnen versiegten¹¹³.

AUSTROCKNUNG DES ERDREICHS

Diese Austrocknung betraf nicht nur die Gewässer, sondern die gesamte Erdoberfläche. Sümpfe¹¹⁴ und Wiesen¹¹⁵ trockneten aus. Man konnte, heißt es für Schwäbisch Gmünd, Wiese und Heide vor Dürre nicht auseinander halten¹¹⁶. *Flaccescebant prata et silvae prae ardore, findebatur tellus* (Es ermatteten die Wiesen und die Wälder vor Hitze, es spaltete sich die Erdoberfläche), stellte Bullinger für Zürich fest¹¹⁷. Aus Ulm ist überliefert, dasz for grosser hitz das gras Lutter weyß ist worden¹¹⁸. Im Erdreich bildeten sich vielfach Spalten. In Schaffhausen war der Boden von der großen hitz dermaßen verbrennt, dass gar kein enmd war, sahe, als wenn es mit feur besängt were¹¹⁹. Cysat schreibt über Luzern: Dz erdrich sig treffenlich zerschunden gsin¹²⁰. In Thun klete (spaltete sich tönend) vor Dürre die Erde und warf lange Spalten auf, sodass man sitzend die Füße verbergen konnte¹²¹.

In den höher gelegenen Alpenregionen gingen Gletscher und Firnfelder bis in große Höhen zurück¹²².

VERDORREN DER PFLANZEN

Als Folge der Trockenheit stellte sich bald ein Verdorren der Pflanzen ein: Bäume, Gemüse, Gras und Heu vertrockneten. *Grosser schad geschahe an Bäumen, die verdorreten von großer hitz*¹²³ verlaudet über Schaffhausen. Sehr anschaulich beschreibt die Gebweiler Chronik das Verdorren der Pflanzen: als die gärtner von Colmar garten geret brachten, das waz alles von der großen hitz verdorben, ziblen, rieben, rettich, knoblach¹²⁴. Im Elsaß wurden im Dezember 1540 Höchstpreise für die für die Herstellung von Sauerkraut unentbehrlichen Weißkohlköpfe gezahlt, von denen in Gebweiler 100 Stück 2 Pfund und 14 Schillinge kosteten, in Ensisheim 100 Stück 3 Gulden¹²⁵. Der August war im Oberelsaß so heiß, dass die eichbaum verdurben; das Laub fiel wegen der Dürre von den Bäumen herab und die nuß gleich dür waren¹²⁶, die frucht auf den beümen, büren, apfell und nusß verbrandten an den beümen und der wein an den reben¹²⁷. Auch aus Ulm wird berichtet, dass die bletter uff den beümen verdorret, das sy ab den beümen fielen uvm sant Jacobs tag, als ob es vm sant gallentag am herpst wer¹²⁸. Das Gemüse geriet nicht: Rieben und krautt ward wenig es was niener fir, wan

es waren die krauts kopff kaum wie die kimicher¹²⁹, man fiert auch krauts kopff vff dem wasser her vß dem allgeew, es galt ein kleiner kopff ain halben batzen, es galt ain middle rieben 5 ß vnd ein metz zwibel 3 ß, es geriet auch kein werck¹³⁰ yberal¹³¹. In Oberschwaben war es nicht anders als in Ulm; der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer schrieb in einem Brief vom 5. November 1540: Die Rüben sind heuer in Württemberg sehr teuer, ein kleines Maß gilt, wie ich aus Esslingen vernehme, einen Batzen¹³². In Lindau kostete ein Viertel Zwiebel 4 Batzen¹³³.

Es gab nur sehr wenig Futter für das Vieh, berichtet Bucelin für Vorarlberg¹³⁴. Auch in Schaffhausen ward gar wenig häw¹³⁵. Für Basel stellt Ryff fest, Esz wart aber wenig heuw und gar kein emdt, deszglich sumer ist by mansz dencken nit gesehen worden¹³⁶; und er wiederholt noch einmal an anderer Stelle, dasz wenig heuw wart und gar wenig und an vil enden gantz kein emdt¹³⁷. Eingehend verbreitet sich darüber auch die Lindauer Chronik: Es war überall grosser mangel am Wasser, das Omet und Haber verbrant¹³⁸. Es gab nicht nur Waldbrände, auch Mäder verbrannten. Und weilen es lange Zeit nicht geregnet, war ein solche dürr und überschwenckliche Hitze, daß an vielen Orten die Mäder angezündet worden¹³⁹.

Die Bauern auf der schwäbischen Alb klagten, dass der haber was so gar nitt geradten, das an ettlichen orten ettwa x oder 14 juchart ackers nit ain fuder geben haund¹⁴⁰.

ERLEICHTERUNG DURCH NÄCHTLICHEN TAU

Während der langen Dürre konnte durch nächtlichen Tau eine gewisse Entspannung eintreten. So sagt etwa Wurstisen für Basel, In dieser tröckne fielen bey nächtlicher weil grosse Tauwe, welche allerley Baumfrüchte erquickten¹⁴¹. Etwas verspätet brachte der Tau auch in Lindau Hilfe für das Vieh, Erst nach dem Herbst fielen die Taw, da dan etliche noch 3malen viel Omad machen konten, und zwar vill¹⁴². Im Alpengebiet tropfte starker Tau von den Dächern, sodass sich das Gras erholen konnte¹⁴³. Sehr anschaulich berichtet die Chronik der Stadt Thun, dass jede Nacht ein so starker Tau fiel, dass die Dachrinnen flossen als ob es regnete¹⁴⁴. Cysat hat dieses Phänomen für Luzern festgehalten: ungeachtet des geringen Regens habe es grosse thaw geben, also dz man höwen vnd embden mögen, das sye alles eintägig glychwol kurtz vnd wenig, aber dermaßen so guott vnd krefftig worden, das man mitt einer kleinen buschlen fuetter ein rind hirten können, da Man sonst zuo andern jaren dry malen so vil haben müeßen vnd dz vych den nächsten wie wenig sy geeßen syn andüttung geben, dz es der trencke begert. Sye ouch an milch, molchen vnd derglychen nützit desto weniger worden¹⁴⁵. Der hohe Nährwert des Futters ersetzte die fehlende Menge¹⁴⁶.

Während in Lindau, Basel, Luzern oder Thun der Tau einen gewissen Ausgleich brachte, kannten andere Regionen diesen Tau nicht. Das wird beispielsweise im Oberelsass beklagt: fiel gar kein taub¹⁴⁷.

Der Mangel an Heu und Öhmd (zweiter Grasschnitt) wirkte sich negativ auf die Preise von Milchprodukten aus. In Basel stiegen die Preise für Milch, Käse und Anken

(Butter). Ein Pfund Butter kostete 7 Rappen oder auch 1 Batzen¹⁴⁸. In Gebweiler zahlte man für ein Maß Anken 7 Schillinge und 4 Pfennig¹⁴⁹. In Ulm wurde die Milch teurer als der Wein angeboten, sodass man ain maß win umb um 3 Pfennig hat truncken, aber ain maß milch galt ain kreytzer, das ainer den wein eher weder milch getruncken hat¹⁵⁰.

DIE BEEINTRÄCHTIGUNG DER SCHIFFFAHRT

Der Bodensee führte wohl immer noch genügend Wasser. Wenn man aber die Insel Lindau zu Fuß umrunden konnte, so bedeutete das, dass der Lindauer Hafen nicht mehr angefahren und die dort eingerichteten Ladehilfen nicht benutzt werden konnten.

Ähnliches gilt für den Rhein, der an manchen Stellen durchschritten werden konnte¹⁵¹. *Schiffreiche wasser wurden wunder klain*, schreibt ein Überlinger Chronist¹⁵². Für Basel berichtet die Stumpfsche Chronik, *Der Rhyn ward so klein, dass man under Basel zuo Rhynwyler dardurch reyten mocht*¹⁵³. Ähnlich äußert sich Wurstisen, *der Rhein name also ab, das man jhn an etlichen enden mit Pferdten durchschwemmen mochte*¹⁵⁴. Und auch Ryff bestätigt, *Man het ouch an etlichen enden durch den Rin mögen über und über ritten*¹⁵⁵.

Besonders eindringlich ist für Basel der weiter gehende Bericht von Fridolin Ryff, da er mit persönlichen Begehungen verbunden war. *Esz wart ouch der Rin so klein, dasz man uff dem grien oder boden usz der kleinnen stat bisz zum kápely*¹⁵⁶ *oder zur halben brucken trocken gon mocht underhalb und oberhalb der brucken. Ich bin ouch selb trocken gangen am Ryn von der drencke ennent Rinsz für die Kardusz*¹⁵⁷, *für den gadren*¹⁵⁸ *hinuff bisz für der gertten gar noch halben weg uff Krentzacher strosz, desglich hie disent mocht man trocken gon uff dem landt am rin vom Saltzdurn*¹⁵⁹ *hinab gar noch bisz zun Predigeren und oberhalb von der Sonnen*¹⁶⁰ *bisz zu sant Alban*¹⁶¹.

Noch schwieriger war die Situation weiter rheinaufwärts: Rhein und Aare waren teilweise unschiffbar geworden, hier und dort konnte man diese Flüsse durchschreiten¹⁶². *Zuo Mumpff under Seckingen fuor man mit den Landwaegen hinder den heüssern im Rheyn auff dem trocken sand und nider*¹⁶³. In Kempten im Allgäu konnte man trockenen Fußes durch die Iller gehen¹⁶⁴. Ähnliches hören wir von der Donau in Ulm. Diese war vor dem Einsetzen des Regens so klain vnd seycht, *das die buben, bey der Herperbruck biß zur statt maur rybert vnd nybert watten kunden*¹⁶⁵.

Der niedrige Wasserstand auf dem Rhein erforderte, dass der Tiefgang der Schiffe verringert werden musste, was nur dadurch geschehen konnte, dass man weniger Last aufnahm. Das bedeutete für die Schifffahrt spürbare Einnahmenverluste. So wird etwa in Schaffhausen geklagt, *der Rhein war so klein und dünn, dass die schiff nicht halb geladen mochten herab kommen*¹⁶⁶. Auch in Basel war das nicht anders. *Kein schiff den Rin obenaber kumen mocht, dorum uff diese Baszler mesz disz fierzigisten jorsz alle gutter über lant und mit wegen musten obenherab gfurt werden*¹⁶⁷. Vergleichsweise sei auf die Hitzewelle des Jahres 2006 verwiesen, als Presseberichte wie »Binnenschiffern droht finanzielles Desaster«¹⁶⁸ erschienen.

Waren schon Bodensee und Rhein vom Niedrigwasser betroffen, so galt das um so mehr von anderen Flüssen wie Limmat oder Aare. Die schiffreichen wasser warend vast klein¹⁶⁹.

Eine weitere Gefährdung der Bodensee-Schifffahrt kam von den stürmischen Winden. *In diesem Jahr waren gar groß Wind in dem Bodensee, dass viel Schiff zu Grund giengen*¹⁷⁰. Diese Winde sind für den Jahresanfang belegt; doch auch im November fegten mehrere Sturmtiefs über Europa hinweg¹⁷¹. In der chronikalischen Überlieferung der Schiffsunglücke sind allerdings für das Jahr 1540 keine Schiffsuntergänge bekannt geworden¹⁷². Möglicherweise waren kleinere Schiffe betroffen, deren Untergang weniger Aufsehen erregt hat.

DIE ERWÄRMUNG DES WASSERS

Der geringe Wasserstand, verbunden mit extremer Hitze, hatte auch eine unnatürliche Erwärmung des Wassers zur Folge. Für Schaffhausen liegt ein Bericht vor: *Der Häwmonat (=Juli) war so heiß, daß die Iser und Escher*¹⁷³ *ans land schwommen, kalt wasser zusuochen, und ehe sie wider recht ins wasser kommen mochten, fielen sie für großer hitz an den ruggen, dass die fischer sie in großer menge mit den händen fiengen, waren faißt und guot*¹⁷⁴. Auch der Weinfelder Chronik ist zu entnehmen, dass viele Fische im Rhein starben¹⁷⁵. Ebenso verdarben im Thunersee sehr viele Fische wegen der großen Hitze¹⁷⁶.

Die große Hitze begann in diesem Jahre schon im März und dauerte bis Weihnachten, zu welcher Zeit man noch allgemein im Rhein badete¹⁷⁷, wird aus Schaffhausen berichtet. Hier ist auf die Formulierung zu achten, dass man noch »allgemein« im Rhein badete, also nicht nur einige Unentwegte sich ins Wasser wagten. Andererseits werden aber auch solche Einzelkämpfer hervorgehoben; so machten Haini Root und Junghans Oechslin von sich reden, als sie am Heiligen Weihnachtstag über den Rhein schwammen¹⁷⁸.

GROSSER WASSERMANGEL

Überall zeigte sich großer Wassermangel: *Summa, an Wasser war grosser gebresten*¹⁷⁹. Um gutes Wasser zu erhalten, musste man im Thurgau und im Rheintal viele Stunden weit laufen und dazu noch an Ort und Stelle um den Vorzug streiten¹⁸⁰. Die Bewohner des höher gelegenen Goldiwil mussten ihr Wasser unten im Thunersee holen¹⁸¹. Das frische Brunnenwasser war im Thurgau und im Rheintal so rar, dass man die Maß Wasser um Geld verkaufte, wobei das Wasser teurer war als der Wein¹⁸². Auch im Oberelsass galt im Juli 1540 *an villen orten ein maß wasser sovill als ein maß wein*¹⁸³. Es war unter diesen Umständen kein Wunder, dass man im Breisgau für die Eichung der Fässer kein Wasser, sondern

Wein verwendete. Im Breißgow sinnet¹⁸⁴ man, auß mangel des Wassers, an etlichen Orten die Faß mit Wein¹⁸⁵.

Für Basel wird berichtet, Das Bauruolck muoß an etlichen enden weit her mit dem Viehe zuotrencken fahren¹⁸⁶. Ähnliches besagt eine Lindauer Chronik: Es war eine solche große Noth um Wasser, dass Leut und Vieh dessen nit hätt auf den Felderen, Schwarzwald, auf unserer Landschaft¹⁸⁷, dass nit davon zu schreiben ist, auf 3 Meil wegs ist man auf das Land nach Wasser gefahren¹⁸⁸. Eine andere Lindauer Chronik berichtet dasselbe, fügt aber hinzu, dass insbesondere auch bei Friedingen (Landkreis Tuttlingen) und Kronach die Brunnen versiegten¹⁸⁹; vermutlich beruhen diese Angaben auf persönlichen Erfahrungen des Chronisten.

Es gab auch den anderen Weg, dass nämlich das Wasser in Fässern von weither antransportiert werden musste¹⁹⁰. In Zürich führte man das wasser in fassen dem vieh uff ein myl und witer¹⁹¹. Seit Menschengedenken, schreibt der Luzerner Cysat, hatte man keinen größeren Mangel an Wasser gelitten. Das gilt besonders für die Gegenden, wo ein See oder ein Fluss nicht in der Nähe gewesen ist, sodass die lütt by nacht ußgan müessen heimlich gan wassern, wie die kriegslüt jn kriegen uff die pütt¹⁹² gand¹⁹³. In Rapperswil (Kanton Aargau) kämpften die Bauern mit den Herren von Hallwil um das Wasser im herrschaftlichen Weiher¹⁹⁴.

DIE BRUNNENSTUBEN

Die Städte waren stets besorgt, durch einen Ausbau ihrer Brunnenstuben die Wasserversorgung sicher zu stellen. In Konstanz hatte man damit bei einer Dürre im 15. Jahrhundert noch Probleme. 1442 hatte die Wasserstube in Konstanz wegen Trockenheit großen bresten an wasser¹⁹⁵. Lindau hingegen konnte sich 1540 rühmen: grosser Mangel am Wasser war hierum, aber unser Wasserstuben hat es nie gemangelt¹⁹⁶. Noch weitergehend ist eine andere Lindauer Chronik: Röhrbrunnen- und Wasserstuben hatten für und für seinen Fluss¹⁹⁷. Die Trinkwasserversorgung war damit gesichert¹⁹⁸.

In Schaffhausen musste das Wasser im Oktober 1540 rationiert werden grosser Mangel Wassers halben in der Brunnenstuben¹⁹⁹.

EINSCHRÄNKUNGEN DES WASSERVERBRAUCHS

Schaffhausen erließ am 20. Oktober 1540 eine Beschränkung des Wasserverbrauchs: Alsdann (Mittwoch nach Galli) grosser Mangel Wassers halben in der Brunnenstuben wurde den Badern nur noch wöchentlich drü malen Bad zu halten erlaubt. An die Brunnen setzte man Specher und Rüger alle diejenigen, so MH Mandate übersehen in Gehaim anzugeben, damit die Zuwiderhandelnden bestraft werden könnten, das sy welten, sy weren gehorsam gewesen²⁰⁰. Desgleichen war in Schaffhausen auch das Waschen der Wäsche an den Brunnen verboten worden.

DAS VIEHSTERBEN

Unter dem Wassermangel hatte vor allem das Vieh zu leiden. Im Oberelsass starb vill vich an etlichen orten wasserhalb²⁰¹. Für Basel wird berichtet, *Das Baursuolck muoß an etlichen enden weit her mit dem Viehe zuotrencken fahren*²⁰².

Auch in anderen Regionen wird das Viehsterben hervorgehoben. So erwähnt die Ulmer Chronik, *das fych hieb an zu ferderben, dan es hett nichts me ze essen, all Ir speyß were verdorben vff dem feld. Und weiter heißt es: Es ist so warm gewesen, das man das fych in derffern hat außstryben biß an haylgen aubent zu weyanehten, das schmal fych vnd das rinder vich, so ain warme zeytt ist es gewesen*²⁰³.

Ebenso berichtet eine Chronik aus Schwäbisch Gmünd, *Daß fych leytt grossenn hungerr. Hier dauerte die Dürre bis zum 25. Juli, dann fiel wieder acht Tage lang Regen, dass ein wennyger wasser warr unnd waydt dem fych*²⁰⁴.

Der extreme Wassermangel und die mäßige Heu- und Haferernte, worunter das Vieh zu leiden hatte, führten auch zu erheblichen Preissteigerungen. Vor dem 25. Juli, dem Tag, an dem der Regen fiel, kostete in Rothenburg ein Zentner Schmalz 7 Gulden und 1 Ort und 6 Maß Schmalz 1 Gulden, in Schwäbisch Gmünd ein Pfund Schmalz 5 Kreuzer²⁰⁵. In Ulm bekam man im Juni 1540 für 1 Gulden 12 Pfund Schmalz²⁰⁶.

In der Not suchte man das Vieh mit Milch zu tränken²⁰⁷.

DIE WALDBRÄNDE

Die Hitze und der daraus resultierende Wassermangel hatten zahlreiche Waldbrände zur Folge. Wegen des Wassermangels war es nicht möglich, die Waldbrände wirksam zu bekämpfen²⁰⁸. 1540 war ein sehr heißer Sommer, so dass an vielen Orte die Wälder Feuer fingen, schreibt Bucelin für Vorarlberg²⁰⁹. Für Überlingen sagt die Chronik *verbrunnendt ettliche Wäldt*²¹⁰. Ein Lindauer Chronik nennt dafür als konkrete Beispiele den Hohenemser Berg²¹¹, einen Wald hinter Bregenz²¹² sowie als eine größere Region den Schwarzwald²¹³. Auch eine andere Lindauer Chronik berichtet, *das der Hohe Embser Berg und viele Wälder von der unbeschreiblichen Hitze angiengen*²¹⁴.

In der Umgebung von Memmingen zündete die Hitz etliche Wälder an²¹⁵. Im Allgäu gab es zahlreiche Waldbrände²¹⁶. Auch im Kanton Zürich brannten an verschiedenen Orten Fichtenwälder nieder (*sylvae pineae quibusdam in locis ardebat*)²¹⁷. In Thun gerieten hie und da Wälder in Brand²¹⁸. Auch im Oberelsass *brandten die welt gar schädlich*²¹⁹. Von Thann bis Lothringen brannten viele hundert Juchert Wald ab²²⁰. Ursache für die Waldbrände war in erster Linie Selbstentzündung als Folge der großen Hitze. *Es war so heiß, vermutet eine Lindauer Chronik, dass an etlichen Orthen die Wäldt von sich selbs entzündn und gebronnen*²²¹.

DAS GETREIDE

Im Gegensatz zum Misswachs bei den Futterpflanzen geriet in Vorarlberg das Getreide vortrefflich²²². Auch in Lindau wurde bereits früh im Jahr Gerste, Korn und Hafer geerntet²²³. Der Preis für das Getreide stieg in Lindau wegen des Auftretens der Kornwürmer: galt 1 Vierling auf Bartholomä (24. August) 6 Schilling²²⁴. Korn und Wein wuchsen nach der Schaffhauser Chronik in außerordentlicher Güte und letzterer im Überfluß²²⁵. Die Weinfelder Chronik sagt aus, dass das Getreide gut geriet, und 1 Mütt Kernen 8 oder 9 Batzen, 1 Viertel Hafer 3 oder 4 Kreuzer galt²²⁶.

DER STILLSTAND DER MÜHLEN

Man hatte zwar genug Getreide, aber es kam trotzdem zu Engpässen in der Meherversorgung. Denn wegen des Wassermangels standen überall die Mühlen still, nur wenige Mühlen arbeiteten. Die müllenen stundend oft²²⁷ in Zürich und Umgebung; die Limmat führte so wenig Wasser, dass man sie aufschwellen lassen musste und gleichwohl das Wasser nur mit Gewalt an die Mühle bringen konnte²²⁸. Zu der Mühle von St. Alban in Basel, die vom St.-Alban-Teich, einem Birskanal, gespeist wurde²²⁹, kamen die Bauern aus der ganzen Markgrafschaft Baden, die von 30 Kilometer weit herkamen²³⁰. Alle Mülynen in Minderen Basel gestuonden, deß man in Schiffen auff dem Rhein anrichtet²³¹.

Während aber die Schiffsmühlen von Kleinbasel still standen, ließ der Rat in Basel ad hoc eine Schiffsmühle bauen. Ausführlich schreibt dazu Fridolin Ryff: Esz wart ouch von minen herren ein müilly uff dem Ryn uffgericht von wegen desz grossen mangelsz desz mallensz und müllinnen, doruff sy dan ein grose sum liessen mallen uff fürsorg und grossersz mangelsz²³². Diese Basler Schiffsmühle ist sonst unbekannt²³³, sie wurde wohl bald wieder abgewrackt, als die anderen Mühlen nach dem heißen Sommer ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten.

Im Murbacher Land um Gebweiler wurde geklagt, dass seit Juli 1540 die menschen großen hunger lütten des mahlens halben²³⁴. Im Herbst steigerte sich der Wassermangel noch: und regnet von St. Michaelstag nit mehr biß St. Martinstag, war große noth umb mahlen²³⁵. Auch eine Chronik aus Schwäbisch Gmünd klagt, Es war ein großer mangell am mallen²³⁶.

Das überall stark gefragte Mehl konnte zum Exportartikel werden, wie das in Schaffhausen der Fall war. Es versigen alle bäch und brunnen, dass man nienen mahlen konnte; man füherte mähl von Schaffhausen gen Constanz, Lindaw, S. Gallen und an andere ort²³⁷. In Schaffhausen konnte wegen der Existenz von Ufermühlen ungehindert gemahlen werden, weil hier der Pegel des Rheins durchaus um mehrere Meter schwanken konnte, ohne dass dadurch die Mahlgänge beeinträchtigt wurden²³⁸. Auch der oben zitierte Hinweis, dass man in Basel auf Vorsorge mahlen ließ, deutet auf einen möglichen Mehlexport nach Baden oder ins Elsass hin.

Eine andere Möglichkeit, den Stillstand der Mühlen zu überwinden, waren die vom Wasser unabhängigen Rossmühlen. Auf sie griff man etwa in Lindau zurück: *die Mühlen aber hatten kein Wasser, dass man in der Stadt mit Roßsen hat malen müssen*²³⁹. Da die Insel Lindau kaum Gefälle aufweist, war man hier immer auf die festländischen Mühlen angewiesen, sodass man seit jeher in Notfällen wie Trockenheit, Überschwemmungen oder Krieg auf die Rossmühle zurückgegriffen hat.

Der Wassermangel hatte nicht nur einen Stillstand der Getreidemühlen zur Folge. Auch andere Produktionszweige waren vom Wasser abhängig, etwa die Herstellung von Tüchern. In den Städten, *da man Tuch macht, hat man nit walken können, das hat die Tücher theur gemacht*²⁴⁰.

DER WEIN

Noch besser als das Getreide geriet in diesem »heißen Sommer« der Wein. Sogar im weit entfernten Wittenberg pries Martin Luther den köstlichen Weinjahrgang²⁴¹. Auch der Zürcher Reformator Konrad Pellikan fand Lob für den Jahrgang 1540; der Wein gedieh überall auf das Beste; in Zürich gab es viel und von großer Güte²⁴². Ähnlich äußerte sich Bullinger: *Mirus erat vini proventus, et pretiosissimi quidem* (Wunderbar war der Ertrag an Wein, und zwar des kostbarsten)²⁴³. In Überlingen wurde 1540 als *ain fruchtbar Jar herausgehoben, gab vil Weinns vnnd den räben dermaßen gut*²⁴⁴. Dasselbe gilt für Basel: *Insonders gerichte der Wein also wol, das so viel des selbigen, vnnd solch starck Tranck langer zeit nie gewachsen*²⁴⁵. In Schaffhausen wuchs der Wein in außerordentlicher Güte und im Überfluss²⁴⁶. In Vorarlberg wurde der edelste Wein in die Scheunen und Keller eingelegt²⁴⁷.

DIE PREISENTWICKLUNG BEIM WEIN

Was die Preisgestaltung angeht, so darf man das Jahr 1540 nicht allein sehen; hier wirkten sich auch die Weinernten der Jahre vor und nach 1540 aus. Die Jahre 1539 bis 1541 waren von der Natur bevorzugt worden, wie für Weinfeldern berichtet wird. Im Jahre 1539 war nämlich die Weinlese so günstig, dass an manchen Orten sechs Fuder guten Weines von 1 Juchart gewonnen wurden. Das Jahr 1540, in welchem von März an bis Weihnachten sehr warme Witterung herrschte, war beinahe ebenso ergiebig, und das Jahr 1541 so trocken, dass kein Hirt auf dem Felde nass wurde, und der Wein vor Bartholomäustag (24. August) und bei der heißesten Witterung eingesammelt wurde.

Der Wein kam ungeachtet seiner hervorragenden Qualität billig in den Verkauf und kostete weniger als das Wasser. Vor allem der noch vorhandene 1539er Wein wurde verschleudert oder gar gratis abgegeben, um Fässer frei zu bekommen, die man nicht nur für den Wein, sondern auch für das rare Wasser dringend benötigte. Für ein leeres

Fass wurden in Lindau 4 Batzen verlangt²⁴⁸. Am Undersee wurde manchem, welcher zwei lärj faß brachte, ainß vmb dass ander mit wein gefült vnd dafür geben²⁴⁹. In Thun kostete ein Saum Wein 12 Batzen (ohne Fass) und 24 Batzen (mit Fass)²⁵⁰; auch hier zeigt sich die besondere Wertschätzung der Fässer.

Mit fortschreitender Zeit wurde der Jahrgang 1540 teurer verkauft. In einem ersten Stadium konnte man angesichts der reichen Ernte nicht genügend Fässer, und so wurde der Wein anfangs zu Schleuderpreisen abgegeben. Es herrschte wegen des gestiegenen Bedarfs großer Mangel an Fässern und man kaufte sie, wo man sie bekommen konnte. So hatte man beispielsweise in Gebweiler große noth an fasßen, zu Sultz khaufft man vill fasßen²⁵¹. Ein gewisser Peter Straßburger aus Gebweiler kaufte von einem Küfer in Sulz (heute Soultz-Haut-Rhin) ein fünffuderiges Fass und bezahlte mit dem im Übermaß vorhandenen Wein, das Fuder zu 7 Pfund Pfennig berechnet.

Mit fortschreitender Abfüllung des Weins in Fässer stieg jedoch der Preis an. Zwei schlechte Weinjahre, die auf 1540 folgten, ließen den Preis dann noch weiter in die Höhe schnellen. Sehr differenziert berichtet darüber der Basler Chronist Wurstisen: Man kondt ihn abermals schier nicht fassen, ward deßhalb vor seiner einmachung wolfeil, vnnd vmb ein gering Gelt verkauffert. Zuo Herpstzeit fand man ein Saum virnen²⁵² Wein, der viel schlechter, vmm fünff, den neuwen aber vmm sieben oder acht Blapphart. Doch bestuonde solches nicht lang, sonder bald er in die Faß kame, steig er auff ein Guldin. Nachmalen weil in den zwey folgenden jaren saurer Wein wuochse, schluoge der Heisse Sommer Wein biß zuo fünff Pfunden auff.²⁵³

Es gab aber lokale Unterschiede. In Lindau wurde der Jahrgang 1539 verschleudert, der 1540er kam bis Ende September 1540 in die Fässer. Der Weinspruch, die alljährliche Festlegung des Weinpreises, lautete auf 14 Pfund Pfennig. Do war der Wein so Anno 1539 gewachsen so wolfeil, daß man die Maß per 1 dn. schenckht, den Anfang macht Felix Hienlin²⁵⁴ in der Cramergassen, und gab manchem 1 Maß vergebens, der Spruch des Jahrs war 14 Pfund dn., der Aymer faß galt 4 Batzen, vor Michaelis kam der Wein alle under die raiff.

Aus anderen Lindauer Chroniken ist noch zu ergänzen, dass der genannte Felix Hünlin den 39er Wein seinen Gästen jeweils die erste Maß umsonst gegeben hat²⁵⁵, wobei es seine Absicht war, den neuen Wein zu behalten²⁵⁶, indem Fässer frei wurden. Auch in Zürich wurde der 39er Wein zum Schleuderpreis von 1 Kreuzer der Kopf (2 Maß, 3,6 Liter²⁵⁷) oder 1 Haller das halbe Quentli verkauft²⁵⁸.

DER JAHRTAUSENDWEIN 1540

Der Wein des Jahres 1540 wurde wegen seines hohen Zuckergehalts als Jahrtausendwein gefeiert²⁵⁹. Er war sehr lange genießbar und wurde zu festlichen Anlässen auch noch in späteren Jahrhunderten ausgeschenkt. Der Jahrgang 1540 wurde zum Bezugsmaßstab, an dem spätere Jahrgänge gemessen wurden²⁶⁰.

Lindauer Chroniken loben den uberauß herlichen und starken Wein²⁶¹ und bemerken dazu, von dem Wein dißes Jahrs gewaxen hatte man noch in Anno 1610 zu Lindaw und in Veldkirch, er ward wie Gold und so starck, daß man ihn im gantzen Gemach riechen konnte, Esselte aber gar starck²⁶².

Bullinger preist den Wein, dass er nicht nur fürbündig gut, sondern auch langwirrig²⁶³ gewesen sei, also nicht nur ausnehmend gut in Qualität und Quantität, sondern dass die Vorräte auch lange reichten, wie das auch in der erwähnten Haltbarkeit des Weins bis 1610 anklingt. Der 1540er Wein wurde zu einem Exportschlager. Diser win ward geführt in Schwaben und gen München in Peierland und anderstwo in feere land²⁶⁴.

Für den kostbaren Wein, den es natürlich auch außerhalb der Bodenseeregion gab, wurden eigene Prunkfässer gebaut. Als die Schweden 1631 Würzburg eingenommen hatten, suchten sie nach dem sagenhaften Wein, fanden ihn aber nicht, weil der Bischof das Fass eingemauert hatte. Ein 1684 für den 1540er Wein angefertigtes Prunkfass steht heute noch in der Würzburger Hofkellerei Juliusspital, wenn auch ohne Inhalt. Denn 1886 ersteigerte der englische Kaufmann J. B. Ehrmann den 1540er Wein, füllte ihn in Flaschen ab und verkaufte ihn²⁶⁵. Es ist nicht ausgeschlossen, dass bei Versteigerungen historischer Weine, insbesondere in England, einzelne Flaschen aus der Kollektion von Ehrmann noch auftauchen können.

WEINPROBEN DES JAHRGANGS 1540 IM 20. JAHRHUNDERT

Ganz vereinzelt wurde der 1540er Jahrgang noch im 20. Jahrhundert bei Weinproben verkostet. Eine erste Experten-Weinprobe dieser Art fand am 24. Juni 1917 im Weinmuseum in Speyer statt. Bei dieser Gelegenheit wurden in einem kleinen Kreis von Sachverständigen vier historische Würzburger Weine aus vier Jahrhunderten probiert: 1540er Leistenwein, 1631er Steinwein, 1728er Leistenwein und 1822er Steinberger. Dabei fand der 1540er noch am ehesten die Gnade der Sachverständigen²⁶⁶.

Bei einer Weinprobe, die am 7. Juli 1961 in London stattfand, schnitt der 1540er in der Konkurrenz mit anderen Spitzenweinen, nämlich einem 1822er Johannisberger, zwei Rudesheimern der Jahrgänge 1822 und 1857, ebenfalls noch am besten ab: »er floss ins Glas und hatte sogar noch ein Bukett, das an Madeira erinnerte. Körper und Alkohol waren allerdings dahin«²⁶⁷. Die drei anderen Jahrgänge erwiesen sich als ungenießbar.

DIE FOLGEN DER HITZE

Über durch die Hitze hervorgerufene Todesopfer verlautet kaum etwas. Wenn heute in den Medien über Hitzewellen berichtet wird, so ist immer von einer größeren

Zahl von Todesopfern die Rede. So soll die in unserm Gedächtnis noch fortlebende Hitzewelle von 2003 allein in Deutschland 7 000 Hitzetote gefordert haben²⁶⁸. Solche Fälle mag es auch damals gegeben haben, aber die Medizin war vielleicht noch nicht so weit fortgeschritten, den Hitzetod als solchen zu erkennen.

Hingegen führte der im Übermaß vorhandene und besonders starke Wein im Elsass dazu, dass der eine oder andere sich zu Tode getrunken hat²⁶⁹. In Württemberg starben vom Beginn der Weinlese an bis in die Fasnacht 1541 infolge des starken Weins hundert (400 ?) Menschen²⁷⁰. Ein Lindauer Chronist fügt dem Lob der guten Qualität des Jahrgangs 1540 warnend hinzu, dass man dessen vor Stärke nicht viel trinken mocht²⁷¹. Eine solche Warnung mit Bezug auf den 1540er Wein enthält auch das berühmte »Schwedenfass« in der Würzburger Hofkellerei-Juliusspital²⁷²:

Das Fünffzehnhundertviertzigst Jahr mich damals auf die welt gebohrt,
Drinck sich dahero mit vernunfft, Sonst zehlt man Dich in die Narren Zunft.

Viele Menschen wurden Opfer von Brandstiftungen. Die Dürre förderte diese besondere Form von Kriminalität. Wir finden die »Brenner« überall tätig. Die Mordbrenner haben in Deutschland viel Markt und Dörfer verbrannt, heißt es im lutherischen Lindau, wo man denn auch sofort einen Schuldigen zu nennen wusste: Es streiften auch viel heimliche brenner im Land um, die der Pabst in Deutschland hatte ausgeschickt²⁷³. In dem jar, berichtet Sebastian Fischers Chronik, giengen die brenner vm, die legten feür ein in stetten vnd derffern, vnd verbranntten fil heüser vnd derffer, vnd machten vil armer leytt, gott well es In verzeyhen vnd vergeben, deren brenner ergriff man fil vnd verbrant sy, aber man kund nitt erfaren, wer Inen das gelt gab. Sy brandten vnd theten so grossen schaden, das man must wachen vnd hietten, tag vnd nacht vor den brennern, In stetten, in Merkten vnd derffern²⁷⁴.

Sehr ins Einzelne gehend schildert eine Lindauer Chronik diese gesamtdeutsche Erscheinung. In diesem Jahr war eine große Verratherey mit brennen und morden, ward Wangen zum andern mal²⁷⁵ angezündet, verbranntten bei 30 Häuser, Füeßen 60 first, Schwäbisch Hall eine große Anzahl Häuser, seind bei 400 Menschen getötet worden, auch ist Immenstatt angezündet worden, und viele andere Städt und Dörffer, es haben ettliche, die gefangen worden, ausgesagt, Es seien bey 400 in der Gesellschaft, davon viel verbrannt und gerädert worden, da hat zu Lindau ein jeder Bürger selbst müssen wachen, er wäre des Raths oder nicht²⁷⁶.

Die Brandstifter und deren Verfolgung erwähnt auch eine Chronik von Schwäbisch Gmünd. Brann denn selbygenn sumerr ann fyll enndenn derfferr ettwann halb ab. Man zug²⁷⁷, es werenn brennerr, dye im lanndt umb zugenn unnd in weldtenn legenn unnd man suochtt dass gannszse Albuoch²⁷⁸ woll mitt 800 odter 1000 personnenn odter mannen. Mann fyenne das selbyg jarr wye fyll unnd ryctt ire fyll hin²⁷⁹.

In Tübingen fielen 70 Häuser den Brandstiftern zum Opfer²⁸⁰. Im Gebiet des Klosters Marchtal wurde im August 1540 ein gewisser Egloff Pauls von Zaisershofen bei Mindelheim auf handhafter Tat des prennens ergriffen und am 1. September 1540 zu Marchtal mit dem Feuer hingerichtet²⁸¹.

In der Schweiz gab es solche Brenner nicht, Bullinger weist aber auf die Verhältnisse in Deutschland hin: *Saevierunt hoc anno multis in locis adeoque per totam Germaniam incendiarii* (Es wüteten in diesem Jahr an vielen Orten und sogar in ganz Deutschland die Brenner)²⁸².

Die Hitze förderte die Ernteschädlinge. So wird in Lindau auf das Auftreten der Kornwürmer geklagt. In diesem heißen Jahr kamen von großer Hitze wegen Wibbeln in das Korn, was den Kornpreis in die Höhe trieb²⁸³. Ein Viertel Korn kostete 6 Schilling.

Der Mangel an Nahrung und an gutem Wasser leistete wohl der Ausbreitung der Pest Vorschub. Im Oberelsass konnte man an vielen Orten bereits im Juli 1540 erste Anzeichen der Pest wahrnehmen. In Gebweiler starben 200 Menschen an der Pest²⁸⁴. Das Jahr 1541 gilt als ein ausgesprochenes Pestjahr am Bodensee²⁸⁵. Die folgende Übersicht mag das veranschaulichen: 1540/42 zählte man in Schaffhausen 3000 Pesttote (2/3 der Gesamtbevölkerung)²⁸⁶, in Konstanz 1600²⁸⁷, in Lindau 500²⁸⁸, in Ravensburg 1541 über 1000²⁸⁹, aber auch Überlingen²⁹⁰, Stockach²⁹¹, Weingarten²⁹² oder Tettnang²⁹³ waren betroffen. Auch Martin Luther glaubte, dass der von ihm prognostizierte Weltuntergang 1541 durch eine Pest als Folge des heißen Sommers eintreten werde: *Auff den sommer*, sagte er am 5. November 1540, *wollen wir eine frische pestilentz haben oder sonst ein groß ungluck*²⁹⁴.

DIE FREUDEN DES HEISSEN SOMMERS

Heute ist es üblich, einen guten Sommer danach zu beurteilen, wie heiß und regenarm er gewesen ist. Der Sommer ist für viele Leute die Urlaubszeit, die man bei gutem Wetter im Freien genießen will, sei es mit Baden oder mit Wandern. Es überrascht uns, dass man das auch schon im 16. Jahrhundert so empfunden hat, als die Menschen noch weniger auf die Gestaltung ihrer Freizeit bedacht waren. Zumindest Wurstisen lobte das Jahr 1540 *der stetigen schöne vnnd werme halb*²⁹⁵. Es klingt auch durchaus positiv, wenn Bullinger für das warme Wetter das Wort *serenitas* verwendet, das doch auf ein heiteres Wetter im positiven Sinne hindeutet.

So genoss man es in Schaffhausen, die Badesaison im Rhein bis in die Weihnachtszeit hinaus zu erstrecken. Und so wie es die Bevölkerung bei jeder Seegründe liebte, von Lindau über das Eis nach Bregenz, Rorschach oder gar Romanshorn zu wandern, so wurde es für die Lindauer zur Herausforderung, auch den geringen Wasserstand zu nutzen, war doch der See so klein, daß [man] rings um die Statt gehen möchte. Solche ungewohnten Möglichkeiten gab es auch an allen andern Orten am Bodensee. Man kostete ein Gefühl menschlicher Überlegenheit, Dinge zu tun, die einem sonst verwehrt waren. Manche Anwohner des Bodensees mochten auch die Alpen aufgesucht haben, wo man weniger unter der Hitze zu leiden hatte; zudem bot sich auch hier durch das Abschmelzen des Schnees und der Gletscher ein ungewohntes Bild.

In Lindau konnten die Menschen eine ihnen unbekannte Landschaft entdecken. Der See war im Sommer so klein, dass man ... im Wasser Berg und Thal sehen konnte²⁹⁶. Es tauchten vorübergehend unbekannte Inseln oder Sandbänke auf, Neuland tat sich auf, das vielleicht den Weg zu verborgenen Schätzen wies. Oder ein Schiffswrack mochte sichtbar werden. Nicht jeder hatte freilich das Glück wie jene Anna Schmidin von Eppisburg, die in einem durch die anhaltende Dürre ausgetrockneten Sumpf einen Topf mit 900 römischen Silbermünzen aus der Zeit des Kaisers Augustus ergrub²⁹⁷.

Auch anderswo nutzte man die Trockenheit dazu, Arbeiten durchzuführen, die einen abgesenkten Wasserstand verlangten. So legte man in Regensburg neue Fundamente für den Kran²⁹⁸. In Lindau wurde 1541 der Hafendamm erneuert²⁹⁹.

Im Hinblick darauf, dass man in dem »Heißen Sommer« den Willen Gottes gesehen hat, lag es nahe, in dieser Not auch Gott um Hilfe anzuflehen. In Ulm wurden Gebete um Regen in den Himmel geschickt. Es wäre auch noch zu untersuchen, inwieweit Nachrichten über Dankgottesdienste, über Exvotos oder über Kapellenstiftungen überliefert sind.

ERINNERUNGEN AN 1540

Außergewöhnliche durch das Klima hervorgerufene Ereignisse wie die Hochwasserstände oder die Seegförlen haben ihren festen Platz seit jeher in der Erinnerungskultur der Menschen gefunden. Hier ist natürlich in erster Linie an die Chroniken zu denken, die heute unsere Hauptquelle für solche Ereignisse bilden. Aber man versuchte auch immer, sichtbare Zeichen zu setzen. Was die Hochwasserstände angeht, so hat man diese seit Jahrhunderten bis in die heutige Zeit mit den historischen Pegelständen sichtbar gemacht, wie sie in allen Bodenseeorten anzutreffen sind. Die Erinnerung an die Seegförlen hat man in Inschriften festgehalten. So erinnert etwa in Wasserburg eine Inschrift an einer Säule in der Pfarrkirche St. Georg an die Seegförlen von 1573, 1830 und 1963 oder in Nonnenhorn jeweils ein Stein an die von 1880 (Kapellenplatz) oder die von 1963 (Seestraße).

Wie aber sollte man das Andenken an den »Heißen Sommer« 1540 wach halten? Eine Marke für einen Niedrigwasserstand lässt sich nicht sichtbar machen. Und so musste man andere Lösungen suchen. Und man hat diese auch auf ungewöhnliche Weise gefunden und damit ein Stück Erinnerungskultur an den »Heißen Sommer« 1540 geschaffen.

Ein Kennzeichen des heißen Sommers war die frühe und gute Getreideernte. Um das Andenken daran aufrecht zu erhalten, bewahrte man besonders große Getreidekerne auf. So hielt etwa der Winterthurer Goldschmied noch 1751 einen solchen Kern in seinen Händen³⁰⁰.

Zum andern galt der Wein des Jahrgangs 1540 als ein Jahrhundertwein, den man noch lange Zeit getrunken hat. Man bemühte sich auch, den kostbaren Wein in Prunkfässern aufzuwahren. Ein solches Prunkfass aus dem Jahre 1684, in dem der kostbare Wein von 1540 würdig aufbewahrt wurde, ist in Würzburg heute noch zu besichtigen³⁰¹. Übertroffen wird dieses Andenken an das Jahr 1540 nur noch durch eine der letzten Weinflaschen, die diesen Jahrtausendwein enthält. In dieser Flasche, die aus der Zeit um 1800 stammt und seit 1917 als Geschenk des Königs von Bayern im Weinbau-Museum in Speyer aufbewahrt wird, hat sich ein letzter Rest eingefangenen Sonnenscheins des Jahre 1540 bis heute erhalten, der »Genius anni MDXL«³⁰².

Die Erinnerung an 1540 nimmt von daher ganz andere Dimensionen, wenn ein vieltausendfach verbreiteter Flyer des Historischen Museums der Pfalz schreibt: »Neben diesem ›Römerwein‹ bewahrt das Weinmuseum Weine der Jahrgänge 1540, 1631, 1728 und 1687...«.

WETTERVORHERSAGEN FÜR 1540

Unsere Darstellung des »Heißen Sommers« 1540 ist eine typische »Wetternachhersage«. Es stellt sich daher die Frage, ob es für 1540 auch so etwas wie eine Wettervorhersage gegeben hat. Die dazu zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Methoden waren aber kaum entwickelt, sodass man solche Bemühungen meist als astrologischen und meteorologischen Aberglauben abtut. Man findet auch nur schwer den Zugang zu diesen gedruckten Vorhersagen oder Wandkalendern, die oft nur als Unikate überliefert und daher schwer greifbar sind. Gleichwohl wäre eine Untersuchung dieser Vorhersagen für das Jahr 1540 nicht ohne Reiz, sodass hier wenigstens auf diese Literaturgattung hingewiesen sein soll.

Diese Vorhersagen beruhen vorwiegend auf astronomisch-astrologischen Berechnungen. Eine beachtliche Zahl von akademisch gebildeten Autoren versuchte sich auf diesem Gebiet. Das Studium der Astronomie gehörte als Teil des Quadriviums zur allgemeinen Ausbildung im Rahmen eines Universitätsstudiums, weshalb mehr oder weniger jeder zeitgenössische Student der sieben freien Künste etwas davon verstanden oder doch mitbekommen hat. Die Vorhersagen berühren aber nicht nur das Wetter, sondern sie gehen auf zu erwartende Kriege, Katastrophen oder Seuchen ein. Alle aus den Sternen berechneten Vorhersagen stehen allerdings unter dem Vorbehalt, dass Gott jederzeit in das tatsächliche Geschehen eingreifen kann, sodass sich diese Vorhersagen nicht erfüllen mögen. Die zeitgenössischen Mathematiker ließen sich also nicht auf ihre Prognosen festnageln.

Die folgende kurze Übersicht beschränkt sich auf die für das Jahr 1540 gemachten und meist im späten Jahr 1539 zum Druck beförderten Vorhersagen. Es sind berühmte Gelehrte der Astronomie an der Erstellung dieser Vorhersagen beteiligt gewesen. Sie

sind aber, da sie sich an das gemeine Volk wenden, in deutscher Sprache abgefasst, oft erscheint auch das Wort »deutsch« im Titel, um sie der Gattung der »Bauernkalender« zuzuweisen.

So lieferte der Nürnberger Mathematiker und Astronom Johannes Schöner eine *Practica* (Vorhersage) auf das Jahr 1540 (Nürnberg, vermutlich 1539)³⁰³, eine andere *Practica teutsch* für 1540 schrieb Anton Breloch (Nürnberg, vermutlich 1539)³⁰⁴, eine weitere *Practica deutsch* (Wien, vermutlich 1539) verfasste der berühmte Wiener Mathematiker Johannes Vögelin³⁰⁵. Zwei weitere Vorhersagen für 1540 unter dem Titel *Practica teutsch* hatten Gregor Saltzmann zum Verfasser, von denen eine in Augsburg (8 Blätter in 4°)³⁰⁶, die andere in Salzburg (6 Blätter in 4°)³⁰⁷ gedruckt wurde. Eine weitere Vorhersage aus der Feder von Dionysius Siebenbürger wurde in Salzburg gedruckt³⁰⁸. Konrad Mithobius gab eine *Practica Deudsch* für 1540 (12 Blätter in 4°, ohne Angabe des Druckorts)³⁰⁹ in Druck. Der Wittenberger Mathematiker und Chronist Johannes Carion wagte es, solche Vorhersagen für größere Zeiträume von zehn Jahren zusammenzufassen: eine Vorhersage für 1530/40 (Wittenberg um 1530, 23 Blätter in 4°)³¹⁰ und eine für 1540/50 die in zwei Auflagen bei verschiedenen Druckern erschien: eine unter dem Titel *Bedeüttnus vnnd offenbarung warer himlicher influentz in Nürnberg 1540* bei L. Milchtaler (16 Blätter in 4°)³¹¹, die andere in Nürnberg 1540 bei G. Wachter (16 Blätter in 4°)³¹². Der Münchner Mathematiker und Wahrsager Magister Matthias Brotbeihel verfasste zwei Vorhersagen für 1540, eine *Practica teutsch* (München 1539, 6 Blätter in 4°)³¹³ und eine *Practica Tütsch* (München 1539, 8 Blätter in 4°)³¹⁴. Sein Name ist im Bodenseeraum nicht unbekannt, denn es wird von ihm berichtet, wie er 1543 im Schloss zu Meersburg den Bischof von Konstanz mit Wahrsagen aus den Handlinien in eine arge Verlegenheit gebracht hat³¹⁵.

Ergänzt werden diese Vorhersagen noch durch zwei Wandkalender für 1540 in deutscher Sprache von Georg Seyfridt (Nürnberg)³¹⁶ und Valerius Anshelm (Bern)³¹⁷. Schließlich darf noch ein deutsches Flugblatt mit merkwürdigen Himmelserscheinungen, beobachtet in Worms am 26. und 27. November 1540³¹⁸, erwähnt werden.

ZEITGENÖSSISCHE DEUTUNGEN

Renward Cysat spürt und preist die göttliche Vorsehung, die er darin sieht, dass durch den Tau zwar das Viehfutter nur in geringeren Mengen angefallen ist, dass dieses aber dafür umso nahrhafter war. Gott habe damit bewiesen, er könne einen mangel mit anderm so gnädig compensieren³¹⁹.

In Ulm begannen die Prediger von der Kanzel aus den Regen herbeizubeten und die Menschen zu ermahnen, das man hertzlich zu gott schreyen sollte vnd gott um regen bitten sollte³²⁰. Dass Gott die Gebete um Regen erhört hat, klingt auch in den beiläufigen Dank-sagungen an, etwa in einer Formulierung der Gebweiler Chronik: Es kham gar ein guter regen, Gott sey gelobt³²¹. Auch Heinrich Bullinger stimmt in diese Dankgebete ein: Gott sye

eer, lob und dank, wenn auch weniger für den Regen als für den hervorragenden Wein. Ich verkouft etlich Eimer win von disem jar, etlich umb 8, etlich umb 12 Pfund den Eimer³²².

Viele Menschen waren 1540 von einer Endzeitstimmung erfasst. Martin Luther hat in seiner »Supputatio annorum mundi« 1540 die Ansicht geäußert, dass mit dem Jahr 1540 die Welt genau 5 500 Jahre alt geworden und daher das Ende der Welt zu erhoffen sei; denn das sechste Jahrtausend werde ebenso wenig vollendet wie die drei Tage des Sterbens Christi vollendet wurden, da Jesus in der Mitte des dritten Tages auferstanden sei, in der Mitte des ersten Tages aber gefangen genommen worden war³²³. In einem Tischgespräch bemerkte Luther am 5. November 1540, nachdem er den heißen Sommer erlebt und den köstlichen Weinjahrgang gekostet hatte, dass für den Herbst 1541 die Endzeit zu erwarten sei. Bei dem lieben Gott, die weldt ist böse! Sie kan nicht lenger besthen, es wer den die schrift falsch, doch sie ist alweg war blieben; ich glaub, sie werde auch jetzt war bleiben³²⁴. Entsprechend bezeichnete er den 1540er Wein als »Valetetrunk«, den Abschiedswein. Der Ausdruck Valetewein war am Bodensee aber auch sonst ein gängiger Begriff. In Überlingen beantragte der Amtmann des Konstanzer Domkapitels am 16. September 1524, Ex parte vini pro valete torcularibus Vberlingen dari consueti die für jeden Torkel übliche Abgabe von 6 oder 7 Eimern letzewyn (Abschiedstrunk) in diesem Jahr wegen der Knappheit des Weines zu unterlassen³²⁵. Luther sah in dem heißen Sommer eine Strafe Gottes.

In einer solchen Endzeitstimmung richtete man ein besonderes Augenmerk auf ungewöhnliche Himmelserscheinungen wie Kometen oder Sonnenfinsternisse oder auch Naturerscheinungen wie Erdbeben oder eben auch die extreme Dürre, die man häufig als Vorboten eines Weltuntergangs verstanden hat.

Auch im Bodenseeraum lebte man in dieser Endzeitstimmung und beobachtete deren Zeichen. So bemerkte 1533 der Konstanzer Reformator Ambrosius Blarer: »Wir hören hier täglich von Himmelszeichen, fallenden Sternen, gewappneten Reitern in den Wolken, fliegenden Drachen und Schlangen, Wundergeburten, Pestilenz, Hungersnot [...], was alles das Ende der Welt und den Richter vor der Türe ankündigt...«³²⁶.

Manche haben die Ursache für den »heißen Sommer« in einer Sonnenfinsternis gesehen³²⁷. Diese Sonnenfinsternis wurde 1527 von dem damals in Heidelberg wirkenden Mathematiker und Astronomen Sebastian Münster (1488–1552) im Anhang zu seinem »Kalendarium hebraicum« vorausgesagt: Anno Christi 1540 die 6. Aprilis hora 17, min. 2 postmeridi. eclipsabitur sol ad 12 puncta, hoc est, per totum: et erit dimidia duratio hora 1, minuta 2³²⁸. Die Memminger Chronik berichtet dazu ex post: Den 6. April war eine große Sonnen Finsternus, wehrete 2 Stund nach der Sonnen Auffgang; und im unmittelbaren Anschluss darin folgt die Darstellung des »heißen Sommers«³²⁹. Andernorts wird hervorgehoben, dass auf diese Sonnenfinsternis unmittelbar die Dürre und Hitze folgte³³⁰. Auch in Lindau wurde der Jahrhundert-Sommer als Folge einer Sonnenfinsternis gesehen: In diesem Jahr den 8. April ist die große grausam vnd erschreckliche Sonnen-Finsternus gewesen, welche im Zeichen des Widers nahe bey dem Drachen-Schwanz geschehen, dergleichen Finsternus sol in etlich hundert Jahren solcher Gestalt nicht vermerckt noch gesehen worden sein³³¹.

Andere führten den »heißen Sommer« auf einen Kometen zurück, der 1540 am Himmel sichtbar geworden war³³².

Schließlich erwähnt Fridolin Ryff auch ein Erdbeben, das am 18. Juli 1540, morgens um 5 Uhr, zu vernehmen war³³³. In unmittelbarem Anschluss daran beschreibt Ryff den »heißen Sommer«, ohne allerdings einen ursächlichen Zusammenhang von Erdbeben und Dürre ausdrücklich herzustellen.

Der Basler Chronist Wurstisen fasst seine Beobachtungen über den »heißen Sommer« in die Erkenntnis zusammen: *Damit dann der liebe Gott augenscheinlich anzeigen wöllen, das beide Hunger vnd Völle, Theurung vnd Wolfeile, in seiner Hand stehe, vnd er umb das täglich Brot allein zuo bitten sei*³³⁴. Für ihn war der heiße Sommer keine Strafe Gottes, wohl aber eine ernste Mahnung zu Gebet und Umkehr.

Das Jahr 1540 gehört in die Blütezeit des Humanismus. Lindauer Humanisten haben versucht, den heißen Sommer in einen lateinischen Vers zu kleiden und damit für die Zukunft aufzubewahren:

*Exsiccata levis cur flumina cervere quivis*³³⁵.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Dr. Karl Heinz Burmeister, Am Stäuben 18, D-88131 Enzisweiler/Post Lindau,
k.h.a.burmeister@web.de

ANMERKUNGEN

1 GLASER, Rüdiger, Klimageschichte Mitteleuropas, 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen, Darmstadt 2001, S. 108.

2 DÜWEL-HÖSSELBARTH, Waltraud, Ernteglück und Hungersnot, 800 Jahre Klima und Leben in Baden-Württemberg, Stuttgart 2002, S. 52.

3 GLASER (wie Anm. 1), S. 108.

4 RYFF, Fridolin, Chronik 1514–1541, in: Vischer, Wilhelm/Stern, Alfred (Hg.), Basler Chroniken, Bd. 1, Leipzig 1872, S. 160.

5 GLASER (wie Anm. 1), S. 108.

6 WURSTISEN, Christian, Basler Chronick, hg. v. Burckhardt, Andreas, Genf 1978, S. 617.

7 RYFF (wie Anm. 4), S. 158.

8 Annales Lindavienses Kroelii, StA Lindau, Lit. 41, S. 166; Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.

9 VULPINUS, Theodor, Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach, Ein Lebensbild aus der Reformationszeit, Straßburg 1892, S. 137.

10 BULLINGER, Heinrich, Diarium (Annales vitae) der Jahre 1504–1574, hg. v. Egli, Emil (Quellen zur

schweizerischen Reformationsgeschichte, 2), Basel 1904, S. 28.

11 MÜLLER, Karl Otto, Der Hauskalender des Überlinger Chronisten Jakob REUTLINGER, in: Schrr VG Bodensee 47 (1918), S. 196–235, hier S. 216 (vor dem 1. Februar eingereiht); Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r (*haiß Summer*).

12 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 367, II, 603; KOCH, Johannes, Chronik, StA Lindau, Lit. 34, ohne Paginierung, sub anno 1540; Rumpfsche Chronik, StA Lindau, Lit. 35, I. Teil, S. 257; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.

13 SCHORER, Christoph, Memminger Chronick, Ulm 1660, S. 81.

14 Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r (*überhayßer Summer*).

15 BUCELIN, Gabriel, Raetia, Ulm 1666, S. 334.

16 BILGERI, Benedikt (Hg.), Die Chronik des Ulrich Im Graben von Feldkirch, in: Alemannia (1937), S. 33–46, S. 86–94, hier S. 88, Sonderdruck S. 16.

- 17 Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 212.
- 18 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 19 GRAF, Klaus, Gmünder Chroniken im 16. Jahrhundert, Texte und Untersuchungen zur Geschichtsschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Gmünd 1984, S. 298.
- 20 TEKAMPE, Ludger, Weinmuseum, hg. v. Grewenig, Meinrad Maria, Speyer 1993, S. 50.
- 21 ZÜRICHER, Gertrud (Hg.), Karl Friedrich Ludwig Lohners Chronik der Stadt Thun, Bern/Leipzig 1935, S. 87, S. 133.
- 22 STOLZ, Wolfram, Die Hans Stolz'sche Gebweiler Chronik, Freiburg i. Br. 1979, S. 373, S. 376 und S. 379.
- 23 PFISTER, Christian, Witterungsdatei Climhist, Bd. 1, Schweiz 1525–1863, Bern 1984, S. 41–44.
- 24 PFISTER, Christian, Klimageschichte der Schweiz 1525–1860, Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft, Bd. 1, Bern/Stuttgart 1984, S. 139.
- 25 Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58. Für den Hinweis auf diesen Artikel danke ich Herrn Stadtarchivar Mag. Christoph Volaucnik in Feldkirch.
- 26 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 27 RYFF (wie Anm. 4), S. 158.
- 28 BUCELIN (wie Anm. 15), S. 334.
- 29 BÄCHTOLD, Carl August, Hans Oswald Huber's Schaffhauser Chronik, in: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 8 (1906), S. 81–145 sowie S. 185–195 (Register), hier S. 86.
- 30 VEESENMEYER, Karl Gustav, Sebastian Fischers Chronik, besonders von Ulmischen Sachen, Ulm 1896, S. 55.
- 31 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 32 Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r.
- 33 Im THURM, Eduard und HARDER, Hans Wilhelm, Chronik der Stadt Schaffhausen, Schaffhausen 1844, S. 170.
- 34 KELLER, J. U. (Hg.), Chronik von Weinfelden, Weinfelden 1931, S. 75.
- 35 SCHORER (wie Anm. 13), S. 81.
- 36 Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58.
- 37 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 38 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 39 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 40 Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r.
- 41 KELLER (wie Anm. 34), S. 74.
- 42 SCHORER (wie Anm. 13), S. 81.
- 43 STOLZ (wie Anm. 22), S. 373.
- 44 BUCELIN (wie Anm. 15), S. 334.
- 45 KIEFER, Friedrich, Naturkunde des Bodensees, Sigmaringen ²1972, S. 38.
- 46 RYFF (wie Anm. 4), S. 160.
- 47 KICHLER, Johann B. und EGGART, Hermann, Die Geschichte von Langenargen und des Hauses Montfort, 2. Auflage, Friedrichshafen 1926, S. 231.
- 48 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 49 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 50 RYFF (wie Anm. 4), S. 160.
- 51 RYFF (wie Anm. 4), S. 158.
- 52 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 53 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 54 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86;
- 55 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 56 Bertlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 19, S. 463
- 57 GRAF (wie Anm. 19), S. 298.
- 58 Guss, Platzregen.
- 59 VEESENMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 60 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.
- 61 Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 62 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.; ähnlich Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 63 VEESENMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 64 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86; Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 213; RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 367; SCHMIDT, Fritz, Hausbuch, Wasserburg, 20. Jahrhundert, weitgehend von den Lindauer Chroniken abhängig; den Hinweis verdanke ich Herrn Studiendirektor Fridolin Altweck in Wasserburg (Bodensee).
- 65 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 66 Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99; RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.
- 67 Annales Lindavienses Kroelii, StA Lindau, Lit. 41, S. 166; RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau Lit. 33, I, S. 367; II, S. 185; KOCH, Johannes, Chronik, StA Lindau, Lit. 34, ohne Paginierung, sub anno 1540; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99; Rumpfsche Chronik, StA Lindau, Lit. 35, I. Teil, S. 257.
- 68 Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270; Rumpfsche Chronik, StA Lindau, Lit. 35,

- I. Teil, S. 257; RÖNICH, *Annales Lindavienses*, StA Lindau Lit. 33, I, S. 367; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 69 Bertlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 19, S. 463.
- 70 PFISTER (wie Anm. 23), S. 43, unter Hinweis auf Meyer, Ulrich, *Chroniken 1540–1576*, Stadtbibliothek Winterthur, Orig. Ms. 4° 102.
- 71 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 87;
- 72 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 73 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 74 VEESSENMEYER (wie Anm. 30), S. 54.
- 75 RÖNICH, *Annales Lindavienses*, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 367; Bertlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 19, S. 463; *Der Landbote von Vorarlberg* Nr. 4, 1890, S. 58.
- 76 Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 77 VEESSENMEYER (wie Anm. 30), S. 54.
- 78 KELLER (wie Anm. 34), S. 75.
- 79 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 80 Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270; RÖNICH, *Annales Lindavienses*, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368.
- 81 Bertlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 19, S. 463.
- 82 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86f.
- 83 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 84 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 85 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 86 VEESSENMEYER (wie Anm. 30), S. 54.
- 87 Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 212; RÖNICH, *Annales Lindavienses*, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 367; Rumpfsche Chronik, StA Lindau, Lit. 35, I. Teil, S. 257; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 88 Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 212; RÖNICH, *Annales Lindavienses*, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368; Rumpfsche Chronik, StA Lindau, Lit. 35, I. Teil, S. 258; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 89 KELLER (wie Anm. 34), S. 75.
- 90 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 87;
- 91 RYFF (wie Anm. 4), S. 159.
- 92 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 93 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 94 Ebenda.
- 95 Ebenda, S. 379.
- 96 VEESSENMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 97 RÖNICH, *Annales Lindavienses*, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.
- 98 BURMEISTER, Karl Heinz, Die »zweite Sündfluth«, Das Rhein- und Bodensee-Hochwasser von 1566, in: Schrr VG Bodensee 124 (2006), S. 111–137, hier S. 125.
- 99 Unbekannt, könnte aber auf Aeschach (Stadt Lindau) hindeuten, wo es die Flurnamen im Zug, im Zügle und Zugacker gibt; vgl. dazu LUNGLMAYER, Alfred, Die Orts- und Flurnamen des Amtsgerichtsbezirkes Lindau, in: Schrr VG Bodensee 27 (1898), S. 37–130, hier S. 89.
- 100 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 101 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 102 WEITNAUER, Alfred, *Allgäuer Chronik*, Bd. 2, Kempten 1971, S. 76.
- 103 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 104 Gemeint ist hier der Hochrhein.
- 105 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 106 Ebenda.
- 107 RYFF (wie Anm. 4), S. 160.
- 108 CYSAT, Renward, *Collectanea Chronica und denkwürdige Sachen pro Chronica Lucernensi et Helvetiae*, 1. Abt., Stadt und Kanton Luzern, hg. v. Schmid, Josef, Bd. 1, 2. Teil, Luzern 1969, S. 929.
- 109 Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r.
- 110 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 111 Im THURM/HARDER (wie Anm. 33), S. 170.
- 112 GRAF (wie Anm. 19), S. 298.
- 113 RÖNICH, *Annales Lindavienses*, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368.
- 114 Cod. Pal. Germ. 304, *Historische Notizen aus Augsburg und München, zum Jahre 1540*.
- 115 PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 116 GRAF (wie Anm. 19), S. 298.
- 117 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 118 VEESSENMEYER (wie Anm. 30), S. 54.
- 119 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 87.
- 120 CYSAT (wie Anm. 108), Bd. 1, 2. Teil, S. 905.
- 121 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 122 PFISTER (wie Anm. 24), S. 139, besonders auch Anm. 38, unter Hinweis auf Zumbühl, H. J., *Die Schwankungen der Grindelwaldgletscher in den historischen Bild- und Schriftquellen des 12. bis 19. Jahrhunderts*, Denkschrift der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft 92, Basel 1980, S. 16.
- 123 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86f.
- 124 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 125 Ebenda, S. 379.
- 126 Ebenda, S. 376.
- 127 Ebenda, S. 374.
- 128 VEESSENMEYER (wie Anm. 30), S. 54.

- 129 Kimicher = Kümmelwecken, kleine Brötchen aus Weißbrot.
- 130 Werg, Flachs.
- 131 VEESNMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 132 SCHIESS, Traugott (Hg.), Briefwechsel der Brüder Ambrosius und Thomas Blaurer 1509–1548, Bd. 2, Freiburg i. Br. 1910, S. 58.
- 133 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.
- 134 BUCELIN (wie Anm. 15), S. 334.
- 135 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86.
- 136 RYFF (wie Anm. 4), S. 159.
- 137 Ebenda, S. 160.
- 138 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99; Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 139 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 140 VEESNMEYER (wie Anm. 30), S. 54.
- 141 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 142 Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270; RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 367.
- 143 PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 144 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 145 CYSAT (wie Anm. 108), Bd. 1, 2. Teil, S. 905.
- 146 BÄRTSCHI, A., Wetterberichte einer oberländischen Gemeinde vom 15. bis 19. Jh., in: Hardermannli Illustrierte Sonntagsbeilage zum Oberländer Volksblatt 1916, S. 2; zitiert nach PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 147 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 148 RYFF (wie Anm. 4), S. 160.
- 149 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 150 VEESNMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 151 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133; Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58.
- 152 Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r.
- 153 Stumpf 1554, S. 282, zitiert nach PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 154 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 155 RYFF (wie Anm. 4), S. 161.
- 156 Kapelle auf der Rheinbrücke. Anm. der Herausgeber VISCHER und STERN.
- 157 Kartause in Kleinbasel. Anm. der Herausgeber VISCHER und STERN.
- 158 Gatter mit denen die an den Rhein stoßenden Gärten vor der Stadt abgesperrt waren. Anm. der Herausgeber VISCHER und STERN.
- 159 Der Salzturm unterhalb der Rheinbrücke auf der Großbasler Seite. Anm. der Herausgeber VISCHER und STERN.
- 160 Gasthaus zur Sonne, jetzt Rheinsprung Nr. 1. Anm. der Herausgeber VISCHER und STERN.
- 161 RYFF (wie Anm. 4), S. 160 f.
- 162 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 163 STUMPF 1554, S. 282, PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 164 WEITNAUER (wie Anm. 102), S. 76.
- 165 VEESNMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 166 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86 f.
- 167 RYFF (wie Anm. 4), S. 161.
- 168 »Die Welt« vom 29. Juli 2006, S. 11.
- 169 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 170 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368.; ähnlich die Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 171 GLASER (wie Anm. 1), S. 108.
- 172 BURMEISTER, Karl Heinz, Schiffsunglücke auf dem Bodensee, in: Montfort 53 (2001), S. 153–166.
- 173 Gemeint sind hier die bis zu 50 cm langen lachsartigen Äschen, lat. Thymallidae, die im zweiten Jahr lser, im dritten Jahr Äsche genannt werden. Vgl. dazu MANGOLT, Gregor, Fischbuch, Zürich 1557, Bl. B5. *wird er genannt ... im andern jar ein Knab oder Yser, im dritten Jahr ein Aesch.*
- 174 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86 f.
- 175 KELLER (wie Anm. 34), S. 74 f.
- 176 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 87 und S. 133.
- 177 Im Thurm/Harder (wie Anm. 33), S. 170.
- 178 RÜEDI, Ernst, Brunnen und Brunnenwesen im alten Schaffhausen, in: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 21 (1944), S. 98–135, S. 129 f.
- 179 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 180 Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58.
- 181 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 182 Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58.
- 183 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 184 sinnen = eichen, visieren, lat. signare.
- 185 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 186 Ebenda.
- 187 Das zum reichsstädtischen Territorium von Lindau gehörige Festland.
- 188 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368.
- 189 Neukommsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 190 PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.

- 191 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 192 Beute.
- 193 CYSAT (wie Anm. 108), Bd. 1, 2. Teil, S. 905.
- 194 SIEGRIST, J. J., Ruppertswil, Ein aargauisches Bauerndorf im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Aarau 1971, S. 65.
- 195 RUPPERT, Philipp (Hg.), Die Chroniken der Stadt Konstanz, Konstanz 1891, S. 224.
- 196 VLA Bregenz, Hds. u. Cod., Bibl. gut 113A (= Chronik des Jakob Lynn, Annales Lindavienses, um 1759), vgl. auch StA Li Lit 18), Bl. 78 recto et verso
- 197 Neukomsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 198 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368.
- 199 Im THURM/HARDER (wie Anm. 33), S. 176 f.; vgl. dazu RÜEDI (wie Anm. 178), S. 129.
- 200 Im THURM/HARDER (wie Anm. 33), S. 176 f.
- 201 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 202 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 203 VEESENMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 204 GRAF (wie Anm. 19), S. 298.
- 205 Ebenda.
- 206 VEESENMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 207 PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 208 Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58.
- 209 BUCELIN (wie Anm. 15), S. 334.
- 210 Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r.
- 211 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368.
- 212 Ebenda.
- 213 Ebenda.
- 214 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 215 SCHORER (wie Anm. 13), S. 81.
- 216 WEITNAUER (wie Anm. 102), S. 74.
- 217 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 218 ZÜRCHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 219 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 220 PFISTER, Christian, Wetternachhersage, 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen, Bern/Stuttgart/Wein 1999.
- 221 Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 212.
- 222 BUCELIN (wie Anm. 15), S. 334.
- 223 Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58.
- 224 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368.
- 225 Im THURM/HARDER (wie Anm. 33), S. 170.
- 226 KELLER (wie Anm. 34), S. 74 f.
- 227 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 228 STUMPF, Johannes, Schwytzer Chronica, Zürich 1554, S. 82, zitiert nach PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 229 VISCHER, Daniel L., Schiffmühlen auf Alpenrhein und Hochrhein, in: Wasser Energie Luft 99 (2007), S. 82–86, hier S. 85; Vischer, Daniel L., Schiffmühlen auf dem Alpen- und Hochrhein, in: Schrr VG Bodensee 125 (2007), S. 55–66, hier S. 64.
- 230 PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 231 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 232 RYFF (wie Anm. 4), S. 161.
- 233 Nicht verzeichnet bei GRÄF, Daniela, Boat Mills in Europe from Early Medieval to Modern Times, Dresden 2006.
- 234 STOLZ, Wolfgang, Die Hans Stolz'sche Gebweiler Chronik, Freiburg i. Br. 1979, S. 373.
- 235 STOLZ (wie Anm. 22), S. 379.
- 236 GRAF (wie Anm. 19), S. 298. Die dort in Anm. 25 vorgeschlagene Lesart »an allem« dürfte kaum zutreffen.
- 237 BÄCHTOLD (wie Anm. 29), S. 86 f.
- 238 VISCHER (wie Anm. 229), S. 82 bzw. S. 55 f. (jeweils mit Abb. der Ufermühlen).
- 239 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368; Neukomsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270. Vgl. dazu BURMEISTER, Karl Heinz, Erst 1802 versteigert: Zum Lindauer Stadtbild gehörte durch viele Jahrhunderte eine Rossmühle, in: Lindauer Zeitung vom 29. November 1980. 1546 wurde die Rossmühle im Chor des 1528 aufgehobenen Barfüßerklosters von 8 Pferden bedient, sie war später auf dem Brettermarkt und wurde im 17. Jahrhundert im Schichtbetrieb von 48 Männer und 24 Rössern betrieben, die man stündlich auswechselte.
- 240 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.
- 241 LUTHER, Martin, Werke, Kritische Gesamtausgabe, 2. Teil, Tischreden, Bd. 5, Weimar 1919, S. 60, Nr. 5326 (5. November 1540).
- 242 VULPINUS (wie Anm. 9), S. 137.
- 243 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 244 Stadtarchiv Überlingen, REUTLINGER Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r.
- 245 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 246 Im THURM/HARDER (wie Anm. 33), S. 170.
- 247 BUCELIN (wie Anm. 15), S. 334.
- 248 Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 212; Rumpfsche Chronik, StA Lindau, Lit. 35, I. Teil, S. 258; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 100.

- 249 Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 212.
- 250 ZÜRICHER (wie Anm. 21), S. 133.
- 251 STOLZ (wie Anm. 22), S. 379.
- 252 virn = alt
- 253 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 254 Zu Felix Hünlin, Sohn des Joachim Hünlin, vgl. STOLZE, Alfred O. (Hg.), Die Genealogia Lindaviensis des Jacob Heider (Exemplar im Stadtarchiv Lindau), Bd. 2, S. 148a (sein Siegel); Wolfart, Bd. 2, S. 301 (stiftete eine jährliche Spende von Nördlinger Loden).
- 255 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 100.
- 256 KOCH, Johannes, Chronik, StA Lindau, Lit. 34, ohne Paginierung, sub anno 1540.
- 257 DUBLER, Anne-Marie, Masse und Gewichte im Staat Luzern und in der alten Eidgenossenschaft, Luzern 1975, S. 43.
- 258 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 259 GLASER (wie Anm. 1), S. 108.
- 260 Ebenda.
- 261 Bertlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 19, S. 463.
- 262 Neukomsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270; Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 100.
- 263 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 264 Ebenda.
- 265 GLASER (wie Anm. 1), S. 108.
- 266 TEKAMPE (wie Anm. 20), S. 50.
- 267 FREIHOLD, Jochen, Kunstvoller Fassboden kündigt von Jahrtausenden, in: Das Bayerland 74, München 1972, Heft Nr. 3, S. 56.
- 268 »Die Welt« vom 28. Juli 2006, S. 3.
- 269 SEE, J. (Hg.), Stoltz, Hans, Ursprung und Anfang der Statt Gebweyler, Colmar 1871, S. 77; PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 270 DÜWEL-HÖSSELBARTH (wie Anm. 2), S. 52.
- 271 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.
- 272 Zitiert nach der Abb. 33 bei GLASER (wie Anm. 1), S. 109; vgl. auch FREIHOLD (wie Anm. 267), S. 56.
- 273 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, II, S. 603.
- 274 VEESENMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 275 In Wangen im Allgäu waren bereits 1539 bei einem Stadtbrand 130 Häuser abgebrannt; vgl. dazu GOETZINGER, Ernst (Hg.), Johannes Kesslers Sabbata, Chronik der Jahre 1523–1539, 2. Teil (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, 7/10), St. Gallen 1868, S. 568–570.
- 276 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 369.
- 277 Wohl zu mhd. zihen, zeihen, beschuldigen.
- 278 Albuch, dicht bewaldete Landschaft auf der Schwäbischen Alb westlich des Brenztals.
- 279 GRAF (wie Anm. 19), S. 298.
- 280 WEITNAUER (wie Anm. 102), S. 74.
- 281 Goetzinger (wie Anm. 275), S. 569f.
- 282 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 283 RÖNICH, Annales Lindavienses, StA Lindau, Lit. 33, I, S. 368; Neukomsche Chronik, StA Lindau, Lit. 25, S. 270.
- 284 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376, S. 381.
- 285 SCHEDLER, Die Schutzmantelbruderschaft in Markdorf und deren Kirche, in: Schrr VG Bodensee 16 (1887), S. 57–67, hier S. 62.
- 286 STEINEGGER, Albert, Die Pest, in: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 15 (1938), S. 96–127, hier S. 101.
- 287 MARTENS, Wilhelm, Geschichte der Stadt Konstanz, Konstanz 1911, S. 236; MEISEL, Peter, Die Verfassung und Verwaltung der Stadt Konstanz im 16. Jahrhundert, Konstanz 1957, S. 102, Anm. 44.
- 288 Hünlinsche Chronik, StA Lindau, Lit. 22, S. 213, wobei sich die 500 Toten ohne Kinder, Mägde und fremde Personen verstehen; SCHMIDT (wie Anm. 64), zu 1541; AUER, Rosmarie, »Sterbende Läuft«, Pestepidemien in und um Lindau, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 12 (1997) S. 28–34, hier S. 29.
- 289 HAFNER, Tobias, Geschichte der Stadt Ravensburg, Ravensburg 1887, S. 414.
- 290 KEYSER, Erich, Badisches Städtebuch, Stuttgart 1959, S. 394; vgl. auch StA Überlingen, Reutlinger Kollektaneen, Bd. XVI, I. Hälfte, Bl. 19r.
- 291 KEYSER (wie Anm. 290), S. 378.
- 292 KEYSER, Erich, Württembergisches Städtebuch, Stuttgart 1962, S. 480.
- 293 BURMEISTER, Karl Heinz, Geschichte der Stadt Tettngang, Konstanz 1997, S. 336.
- 294 LUTHER (wie Anm. 241), S. 60, Nr. 5326.
- 295 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 296 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 99.
- 297 Cod. Pal. Germ. 304, Historische Notizen aus Augsburg und München, zum Jahre 1540.
- 298 GLASER (wie Anm. 1), S. 108.
- 299 HORN, Adam und MEYER, Werner, Die Kunstdenkmäler von Schwaben, Bd. 4, Stadt und Landkreis Lindau (Bodensee), München 1954, S. 79f.
- 300 PFISTER (wie Anm. 24), S. 139.
- 301 FREIHOLD (wie Anm. 267), S. 56f.; FREIHOLD, Jochen, Würzburger »Schwedenfass« kündigt von

- Jahrtausendwein, in: Bocksbeutelkunde 59, Würzburg 1979, S. 20.
- 302 TEKAMPE (wie Anm. 20), S. 50 (mit Abbildung der Flasche).
- 303 ZINNER, Ernst, Geschichte und Bibliographie der astronomischen Literatur in Deutschland zur Zeit der Renaissance, Leipzig 1941, S. 197, Nr. 1762.
- 304 Ebenda, S. 195, Nr. 1740.
- 305 Ebenda, S. 197, Nr. 1766.
- 306 Ebenda, S. 197, Nr. 1760.
- 307 Ebenda, S. 197, Nr. 1761.
- 308 Ebenda, S. 197, Nr. 1764.
- 309 Ebenda, S. 196, Nr. 1753.
- 310 Ebenda, S. 171, Nr. 1402, auch S. 196, Nr. 1741.
- 311 Ebenda, S. 196, Nr. 1742.
- 312 Ebenda, S. 196, Nr. 1743.
- 313 Ebenda, S. 193, Nr. 1712.
- 314 Ebenda, S. 193, Nr. 1713.
- 315 Barack, Karl August (Hg.), Zimmerische Chronik, 2. Auflage, Freiburg i. Br./Tübingen 1881/82, vier Bd. 3, S. 424 f.
- 316 ZINNER (wie Anm. 303), S. 197, Nr. 1763.
- 317 Ebenda, S. 195, Nr. 1733.
- 318 Ebenda, S. 196, Nr. 1747. Vgl. dazu Hess, Wilhelm, Himmels- und Naturerscheinungen in Einblattdrucken des XV. bis XVIII. Jahrhunderts, Leipzig 1911 (Reprint Nieuwkoop 1973), hier S. 107, Nr. XI sowie Abb. 17 und 18 nach S. 20.
- 319 CYSAT (wie Anm. 108), Bd. 1, 2. Teil, S. 905.
- 320 VEESNMEYER (wie Anm. 30), S. 55.
- 321 STOLZ (wie Anm. 22), S. 376.
- 322 BULLINGER (wie Anm. 10), S. 28.
- 323 LUTHER, Martin, Supputatio annorum mundi, Wittenberg 1541, Bl. Aa 3 recto.
- 324 LUTHER (wie Anm. 241), S. 60, Nr. 5326.
- 325 KREBS, Manfred, Die Protokolle des Konstanzer Domkapitels 1487–1526, in: ZGO 100 (1952) – 107 (1959), Nr. 8204.
- 326 SCHIESS (wie Anm. 132), S. 453 (Brief von Ambrosius Blarer an Martin Bucer in Straßburg, Konstanz 1533 Dezember 23).
- 327 WEITNAUER (wie Anm. 102), S. 74.
- 328 MÜNSTER, Sebastian, Kalendarium hebraicum, Basel 1527, S. 209.
- 329 SCHORER (wie Anm. 13), S. 81.
- 330 Der Landbote von Vorarlberg Nr. 4, 1890, S. 58.
- 331 Schnellsche Chronik, StA Lindau, Lit. 29, S. 100.
- 332 WEITNAUER (wie Anm. 102), S. 74.
- 333 RYFF (wie Anm. 4), S. 158.
- 334 WURSTISEN (wie Anm. 6), S. 617.
- 335 LYNN, Jakob, Annales Lindavienses, VLA Brengenz, Hds. u. Cod., Bibl. gut 113A, Bl. 78 recto et verso;; Lynn, Jakob, Annales Lindavienses StA Lindau, Lit 18; Rumpfsche Chronik, StA Lindau, Lit. 35, I. Teil, S. 258; Annales Lindavienses Kroelii, StA Lindau, Lit 41, S. 166. Der Vers ist in allen Handschriften fehlerhaft überliefert, da weder levis noch cervere einen Sinn ergibt. Man muss wohl Lesefehler der Chronisten unterstellen. Sinnvoll wäre: Exsiccata tellus cur flumina cernere queris (Die Erde ist ausgetrocknet, wozu suchst du Flüsse ausfindig zu machen). Während der Hitzewelle 2006 erschien ein Cartoon, der Badegäste beim Gesellschaftsspiel in einem ausgetrockneten Flussbett zeigt mit der Unterschrift »Lasst uns Stadt – Land – Flussbett spielen« (»Die Welt« vom 27. Juli 2006).

Eva-Martina Keller

AUF DEN SPUREN EINES SCHULDRAMAS DER NACHREFORMATIONSZEIT

Die Sankt Galler Bearbeitung
von Mathias Holtzwards ›Saul‹¹

Ms. 76 der Vadianischen Sammlung ist ein Kollektanband im Quartformat mit 189 Blättern, dessen Lektüre es dem heutigen Leser vergönnt, einen Blick in ein frühneuzeitliches Sankt Galler Schulzimmer zu werfen. Neben manch anderem findet sich in ihm der Text eines bislang kaum je beachteten, wohl für ein Schultheater gedachten geistlichen Spiels. Hierbei handelt es sich um eine Überarbeitung des Dramas ›Saul‹ (1571) des Elsässer Dichters Mathias Holtzward. Dem heute ebenfalls weit gehend vergessenen Autor und seinem Werk soll ein erster Blick gelten.

MATHIAS HOLTZWART (ca. 1540 – ca. 1577)

Holtzwards Geburtsdatum lässt sich unter Beizug seines 1568 gedruckten Werks ›Lustgart Newer deutſcher Poeteri‹ annähernd rekonstruieren.² Darin gibt der Dichter sein Alter mit 28 Jahren an; demnach wurde er um 1540 geboren. Er wuchs in Horburg (heute Harburg im Elsass) auf, wo sein Vater als Dienstmann Graf Georgs von Württemberg arbeitete. Georg, der Holtzwards Eltern versprochen hatte, für ihren Sohn zu sorgen, starb am 17. Juli 1558; kurz darauf verschied auch Holtzwards Vater.³ Der Tod seines Gönners hinderte Mathias Holtzward offenbar daran, weiter seine Studien zu verfolgen: Im ›Lustgart‹ gesteht die Muse Kalliope dem Dichter zwar zu, eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, doch Penia, die personifizierte Dürftigkeit, habe nicht zugelassen, dass er *Einer auß der gelerten orden*⁴ werde. Offenbar konnte Holtzward später aber doch noch einen akademischen Grad erwerben: In der Vorrede zum ›Saul‹ bezeichnet er sich 1571 erstmals als M. [Magister] Mathias Holtzward.⁵

Für die Zeit zwischen dem Tod von Vater und Gönner 1558 und der Vollendung des ›Lustgart‹ im Jahr 1567, als Holtzward gemäss eigenen Angaben bereits als Stadtschreiber

in den Diensten Egenolfs III. von Rappoltstein (1527–1585) stand, fand sich bis anhin in der Forschungsliteratur keine Nachricht von ihm. Holtzward selbst schreibt im ›Lustgart‹ nur, er habe sich eine Zeitlang in Innsbruck aufgehalten in der Funktion eines *deiner* [wohl: diener] *gheim Des Edlen Graffen zu Leichtenstein*.⁶ Bei den Recherchen zur Lizenziatsarbeit, die diesem Artikel zugrunde liegt, konnten einige Hinweise auf Holtzwards weiteren Verbleib gewonnen werden. So gibt ein vom 19. Juli 1561 datierender Brief Egenolfs von Rappoltstein an den Zürcher Reformator Heinrich Bullinger (1504–1575) Auskunft über eine protestantische Schule in Markkirch (Sainte-Marie-aux-Mines) im Lebertal (Val de Lièpvre).⁷ Dort habe Mathias Holtzward ein *zeitlang den dienst der Schulen jm Perkhwerkh vnnsrer oberkhait trewlich vnnd seins besten vermögens versehen vnnd die Jugent alda zue Markhirch vnderwisen*; nun aber habe er den Dienst *wegen geringe der besoldung* quittiert und wolle nach Zürich reisen, um zu versuchen, ob er *villeicht alda zue einer Correctur uff der trukherej komen vnnd erlangen. vnnd daselbst ferner ein zeitlang bei den studijs bleiben mocht*. Er, Egenolf, könne Holtzward im Augenblick keine passende Stelle anbieten, empfehle ihn aber Bullinger wärmstens: Er [Holtzward] *werd sich fleißig vnnd dankhbarlich gegen meniglich beweisen vnnd erzöugen*. Der Brief aus dem Zürcher Staatsarchiv enthält somit neue Informationen zu Mathias Holtzwards Lebenslauf: Er war vor 1567 eine unbestimmbare Zeit lang als Lehrer im Lebertal tätig, kündigte die Stelle jedoch wegen der geringen Besoldung und wollte in Zürich arbeiten und studieren.

HOLTZWART IN ZÜRICH

Tatsächlich kam Holtzward mit Egenolfs Empfehlungsschreiben ausgerüstet nach Zürich. Sein Aufenthalt ist unter anderem mit einem Eintrag vom 4. März 1563 in Konrad Gesners ›Liber amicorum‹ belegt, wo er sich unter der Nummer 171 verewigte.⁸ Gesner selbst versah zahlreiche Einträge mit eigenen Notizen, etwa mit Hinweisen darauf, welchen Beruf seine Gäste ausübten oder woher sie stammten. Zu Holtzward findet sich eine Anmerkung in äusserst flüchtigem Duktus, die vielleicht als *Pictor [...] Io. Vogleri (?) fuit* entziffert werden kann. Was bedeutet sie? Hierzu gibt ein Brief vom 17. Juli 1562 weiteren Aufschluss, dessen Inhalt zusammengefasst im ›Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses‹⁹ abgedruckt ist:

»Die Regierung zu Innsbruck sendet jener in Ensisheim die Rechnungen der Maler von Zürich, Hans Vogler und Matheus Holtzward, welche über Auftrag das Leberthal auf Lothring'scher Seite abkonterfet hätten, mit dem Bemerken zurück, dass auch sie die Forderung viel zu hoch finde, und verlangt, dass mit den genannten Malern comissionell auf einen billigeren Preis verhandelt werde.«

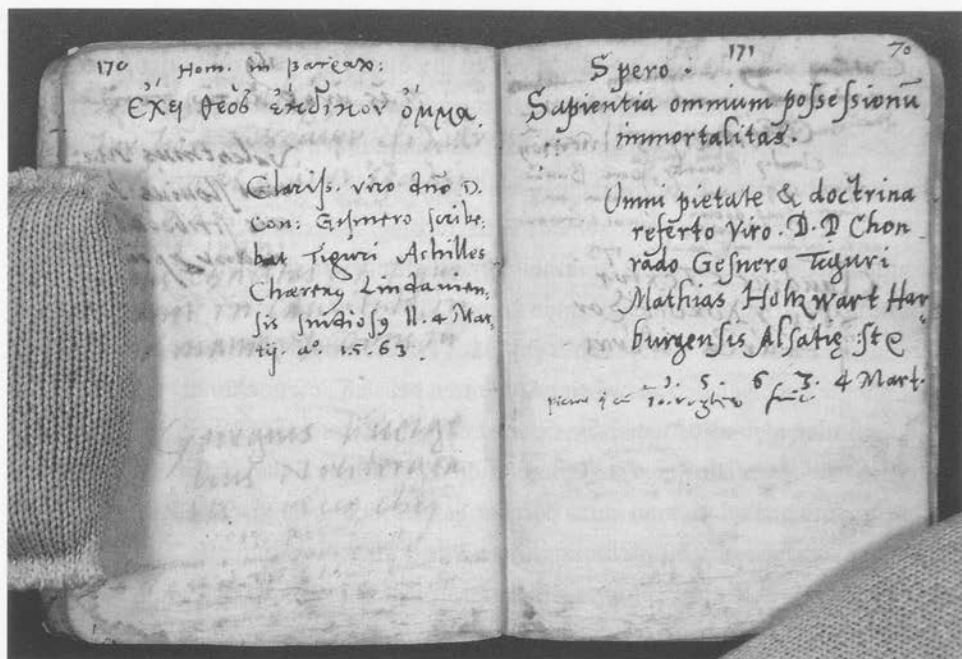


Abb. 1: Mathias Holtzwarts Eintrag als Nummer 171 in Konrad Gesners »Liber amicorum« (National Library of Medicine, Bethesda, Maryland, USA)

Wie der Lohnstreit in dieser Sache ausging, ist nicht überliefert; interessant ist jedoch, dass Holtzwart, der das Lebertal aus seiner Zeit als Schullehrer in Markkirch ja kannte, den Zürcher Maler Hans Vogler d. J. (1524–1574/75)¹⁰ dorthin begleitet und offenbar selbst beim Malen und Zeichnen mitgeholfen hatte. Holtzwart hatte Vogler wohl entweder in Zürich bei Bullinger, der eine Zeit lang Voglers Erziehung in die Hand genommen hatte, oder sonst durch seinen und Hans Voglers d. Ä. Dienstherrn, Egenolf III. von Rappoltstein, kennengelernt.

Nach diesem Exkurs zu Holtzwarts Tätigkeit in der bildenden Kunst soll nun sein Aufenthalt in Zürich näher betrachtet werden, wobei korrekterweise von mehreren Aufenthalten gesprochen werden muss. Diese lassen sich mit Briefen belegen. So schreibt etwa Matthias Erb (1494–1571), Pfarrer und Reformator in Rappoltsweiler (Ribeauvillé), am 11. August 1561 an Heinrich Bullinger, er habe ihn vor etwa einem Monat durch Mathias Holtzwart über gewisse Dinge in Kenntnis gesetzt.¹¹ Holtzwart fungierte demnach als Bote zwischen Zürich und dem Elsass. Es ist gut möglich, dass Holtzwart diesen Brief mit sich führte, als er mit Egenolfs Empfehlungsschreiben, welches ja vom 19. Juli des gleichen Jahres datiert, nach Zürich reiste. Ebenfalls als Überbringer eines Briefes taucht er in einem weiteren Schreiben Erbs vom 21. April 1562 auf; Erb berichtet Bullinger darin, er habe seine Briefe am 21. April erhalten, und gerade sei Holtzwart gekommen mit der Mitteilung, er breche jeden Moment in Richtung Zürich auf. Er, Erb, habe ihn gebeten, zu warten, während er Bullinger antworte, und Holtzwart sei einver-

standen gewesen.¹² Offenbar reiste Holtzwardt nicht nur zwischen Zürich und dem Elsass hin und her, sondern wohnte längere Zeit in Zürich. Dies lässt ein erhaltener Briefwechsel vom Mai 1573¹³ zwischen Holtzwardt und Heinrich Bullinger vermuten, in welchem die beiden Männer wie gute Bekannte miteinander verkehren. Besonders mit Bullingers Sohn Hans Rudolf scheint sich Holtzwardt gut verstanden zu haben, da er ihm in der Korrespondenz mit seinem Vater Grüsse ausrichten lässt. Man darf wohl annehmen, dass eine solche Vertrautheit eigentlich nur durch einen längeren Verbleib Holtzwardts in Zürich zustande kommen konnte. Es wäre sogar möglich, dass Holtzwardt während seines Zürcher Aufenthaltes im Haus Hans Rudolf Bullingers logierte, denn dieser pflegte nachweislich auswärtige Studenten bei sich aufzunehmen.¹⁴

Es finden sich mit Ausnahme der genannten Briefe und Gesners Freundschaftsbuch keine weiteren Hinweise auf einen Studienaufenthalt Holtzwardts in Zürich. So ist etwa seine Immatrikulation an einer Zürcher Schule nicht belegbar.¹⁵ Auch finden sich, abgesehen von Egenolfs Empfehlung, keine Belege für eine eventuelle Tätigkeit Holtzwardts als Korrektor in einer Zürcher Druckerei.¹⁶

WEITERE STATIONEN

Ebenso wortkarg wie zu Holtzwardts mutmasslicher Zürcher Zeit geben sich die Quellen auch sonst, so dass über sein Leben zwischen 1558 und 1567 fast gar nichts bekannt ist. Wahrscheinlich ist ein Aufenthalt in Basel, zumindest Kontakte zu Basel sind belegbar. In der Vorrede zum ›Saul‹ spricht Holtzwardt davon, *ein ehrsam̃e | lobliche | junge burgerschafft diser weitberü̃mten Statt Basel | meine zum theil alt bekãnte | günstige | liebe Herr̃e | Schül̃gefelln vnd g̃üte freund*¹⁷ hätten ihn aufgefordert, das Spiel zu schreiben. Gemäss eigener Aussage im ›Lustgart‹ kehrte er vom Tirol ins Elsass zurück, *als die sterbenden leüff [die Pest] im Elsaß sehr vberhand genommen hatten, vnd ich also aller anderer geschefften (ohne mein nutz) ledig war*¹⁸. Die Pestepidemie der 1560er-Jahre ist historisch belegt. Sie zog durch ganz Europa und wütete auch in Zürich, wo sowohl Christoph Froschauer der Ältere als auch Konrad Gesner ihr erlagen.¹⁹ Da die Epidemie fast ein Jahrzehnt andauerte, ist es schwierig, Holtzwardts Rückkehr in die Heimat genauer zu datieren. Vielleicht erfolgte sie 1564/65, als die Seuche im süddeutsch-schweizerischen Raum offenbar ihren Höhepunkt erreichte. Fest steht nur, dass Holtzwardt den ›Lustgart‹ im August 1567 vollendete und damals schon in den Diensten Egenolfs von Rappoltstein stand.²⁰ Wann er zum Rappoltswiler Stadtschreiber ernannt wurde, ist nicht klar. Seinen Magistertitel und sein Amt nennt er erstmals 1571 in der Vorrede zum ›Saul‹.²¹ Rappoltswiler Stadtschreiber blieb er wohl bis zu seinem Tod.

1573 vermählte sich Holtzwardt offenbar mit einer Elisabeth, deren Familienname nicht überliefert ist.²² Dieselbe Elisabeth heiratete am 3. März 1579 einen gewissen Martin Haemmerlin (Malleolus).²³ Mit einiger Sicherheit ist deshalb anzunehmen, dass

Holtzward zwischen 1577 – am 2. September dieses Jahres unterschrieb er als Stadtschreiber einen Ehevertrag²⁴ – und 1579, dem Jahr der Wiederverheiratung seiner Frau, verstarb. Diese Annahme wird gestützt durch die Tatsache, dass ab 1578 nicht mehr Mathias Holtzward, sondern Theodoricus Fuoß als Rappoltswelder Stadtschreiber genannt wird.²⁵ Nach 1577 finden sich weder literarische oder amtliche Texte noch andere Hinweise darauf, dass Holtzward noch am Leben war.

HOLTZWARDS LITERARISCHES WERK

Neben seiner Tätigkeit in den Diensten Egenolfs war Holtzward immer auch literarisch aktiv. Im August 1567 vollendete er den ›Lustgart‹, 1568 wurde das Werk bei Josias Rihel in Strassburg gedruckt. Es handelt sich dabei um ein umfangreiches Gedicht in Knittelversen, das die Geschichte der Württemberger Grafendynastie in allegorischen Erzählungen darlegt. Wohl bald nach der Drucklegung dürfte Holtzward die Arbeit an seinem Bibeldrama ›Saul‹ aufgenommen haben, welches 1571 in Basel vor grossem Publikum aufgeführt wurde. Im Jahr 1573 erschienen zwei kleinere Arbeiten Holtzwarts in Strassburg. Es handelte sich dabei einerseits um das komische Versepos ›Flöh Hatz, Weiber Tratz‹²⁶ von Johann Fischart (ca. 1546/47–1590), welchem Holtzward eine über 800 Verse zählende ›Flohklage‹²⁷ voranstellte. In dieser beklagt sich ein Floh bei einer Mücke, wie grausam doch die Frauen ihm und den Seinen nachjagten. Im gleichen Jahr erschienen die ›Eikones‹²⁸, eine Sammlung von 15 Holzschnitten des gebürtigen Schaffhausers Tobias Stimmer (1539–1584).²⁹ Diese Holzschnitte, zu denen Holtzward lateinische Epigramme beisteuerte, bilden eine Art Ahnengalerie der sagenhaften germanischen Fürsten und Heerführer.

Erst postum, 1581, gab Johann Fischart Holtzwarts ›Emblematum Tyrocinia‹³⁰ heraus. Dafür hatte wiederum Stimmer die Holzschnitte geschaffen. Die an Graf Friedrich von Württemberg gerichtete Widmung des in deutschen und lateinischen Versen geschriebenen Emblembuchs – das Holtzward in seiner Vorrede ausdrücklich als Jugendarbeit (*Iuvenilia*) bezeichnet – datiert aber bereits vom 1. Juli 1576. Es ist sogar gut möglich, dass das Werk spätestens 1573 vollendet war: In einem an Heinrich Bullinger gerichteten Brief vom 7. Mai 1573 lässt Holtzward dessen Sohn Hans Rudolf, dem *jnsond's* günstigen Herrn vnd alten freündt, herzliche Grüsse ausrichten und schreibt weiter: *Will ob Gott will zu nechstē tagē jhm ein Exemplar od^s zweij von meinē Emblematibus zukommen lassē. mit solchen Figuren als niemalen gesehen worden.*³¹ Vielleicht hatte also Holtzward 1573 seine ›Emblemata‹ tatsächlich abgeschlossen und glaubte, die Drucklegung stehe unmittelbar bevor, was sich dann aber aus unbekanntem Gründen verzögerte.



Abb. 2: Die unterschiedlichen Titelblätter der Druckauflagen A und B von Mathias Holtzwards ›Saul‹ (A: Zentralbibliothek Zürich, Z 3.218/4; B: Biblioteka Jagiellońska Krakau, Y q 231: R)

MATHIAS HOLTZWARTS ›SAUL‹

Von Holtzwards ›Saul‹-Spiel existieren zwei verschiedene Druckauflagen. Die hier mit dem Kürzel A bezeichnete kann momentan in fünf Bibliotheken nachgewiesen werden, nämlich in der Zentralbibliothek Zürich³², den Universitätsbibliotheken Basel³³ und Regensburg³⁴, der Bibliothèque Municipale in Colmar³⁵ sowie der British Library in London³⁶. Von der davon abweichenden Druckauflage B ist nur ein einziges Exemplar bekannt, das bis zum 2. Weltkrieg in Berlin aufbewahrt wurde und heute in Krakau liegt³⁷. Während bei A Angaben zum Erscheinungsjahr und zur Offizin fehlen, nennt B auf dem letzten Blatt (O 8^a) zumindest den Drucker: *Getruckt zu Basel / bey / Samuel Apiario*. Ausgabe B, ein Oktav-Format wie A, zählt 112 Blätter, zwölf mehr als A. Dies lässt sich vorwiegend mit den nicht weniger als zehn hier zusätzlich verwendeten Holzschnitten sowie mit einer ebenfalls neu hinzukommenden Vorrede des Druckers erklären. Die Holzschnitte weisen keinen einheitlichen Stil auf. Sie wurden wohl ursprünglich für die Illustration anderer Werke hergestellt und für den ›Saul‹ mindestens schon zum zweiten Mal verwendet.

INHALT UND GLIEDERUNG

Holtzwards ›Saul‹ in Knittelversen hat zehn Akte, die auf zwei Tage aufgeteilt sind; es ergeben sich also pro Tag fünf Akte in Anlehnung an die klassische Dramenform. Eine Unterteilung in Szenen fehlt. Der Spielhandlung vorangestellt sind die Widmungsvorrede des Autors, das Rollenverzeichnis, welches nicht weniger als 110 Sprechrollen auflistet und zusätzlich auf stumme Statisten verweist, sowie die Reden des ersten Herolds und des Argumentators. Danach folgen die ersten fünf Akte, die stets von Musikstücken eingerahmt werden. Am Schluss des ersten Tages steht die Beschlussrede des ersten Herolds. Der zweite Herold sowie der zweite Argumentator eröffnen das Spiel am nächsten Tag wieder, und es folgen die Akte sechs bis zehn, die wiederum von Musik eingerahmt sind. Das Stück endet mit dem Beschluss des Herolds und einer Rede des Orators Mathathias.

Im eigentlichen Spiel wird die alttestamentarische Davidsgeschichte dargestellt, wie sie das 1. und 2. Buch Samuel erzählen, und zwar von der heimlichen Salbung Davids zum König bis zu seiner Krönung nach Sauls Selbstmord. Als Vorlage scheint Holtzward hauptsächlich die Lutherbibel verwendet zu haben.³⁸ Die einzigen bibelfremden Handlungen, die Holtzward einflicht, sind eine Szene, in der drei Soldaten und eine den Tross begleitende Frau den Plan aushecken, Bauernhöfe auszuplündern und es sich gut gehen zu lassen (k 4^{bf.}), sowie ein Gespräch zwischen Sauls Frau Ahinoam und der Tochter Michol, in dem die Mutter dem Mädchen vor der Heirat die weiblichen Tugenden in Erinnerung ruft (e 5^{bf.}).

SPRACHLICHE, STILISTISCHE UND MOTIVISCHE BESONDERHEITEN

Eine wirklich verbindliche hochdeutsche Sprachnorm existierte im 16. Jahrhundert noch nicht, weshalb auch bei Holtzward immer wieder Merkmale seines elsässisch-alemannischen Idioms begegnen.³⁹ Überhaupt bedient er sich gerne einer volkstümlichen Ausdrucksweise.⁴⁰ So finden sich im ›Saul‹ Verwünschungen und Flüche, Sprichwörter und Redensarten in Hülle und Fülle – und sogar ein Zauberspruch⁴¹ fehlt nicht. Vor allem die dargestellten Kriegsleute führen eine grobe Sprache – vom einfachen Soldaten bis hinauf zum Hauptmann. Satan und die übrigen im Spiel auftretenden Teufel sprechen zwar ebenfalls recht ungeschliffen, doch geht deren Sprache eher ins Humoristische denn ins Grobe hinein. Ein Paradestück für den Stadtschreiber Holtzward war sicherlich der in die Spielhandlung integrierte hochoffizielle Brief mit der Kriegserklärung der Philisterfürsten an die Israeliten. In der Bibel findet sich diese schriftliche Erklärung nicht, doch bereits Hans von Rüte flicht eine solche in sein Theaterstück ›Goliath‹ (1555) ein, welches Holtzward vielleicht kannte.⁴²

Als Motiv interessant ist die Darstellung verschiedener Teufel. Im Rollenverzeichnis figurieren Satan, Belial und Behemot, doch gibt es weitere Teufel, zum Beispiel Astaroth, der von Satan auf Saul gehetzt wird (f 5^b). Die Teufel symbolisieren den bösen Geist, der gemäss der Bibel über den König kommt, sobald Gott sich von ihm abgewendet hat, und versinnbildlichen so für das Publikum die Motivation für Sauls Handeln. Gleichzeitig sind die Teufel aber auch Ankläger, die den schuldig gewordenen König im Namen Gottes verfolgen, in den Selbstmord treiben und so für seinen Ungehorsam bestrafen. Analog dazu lässt Holtzwardt etwa auch die Zauberin Circe und ihre Magd Medea von den Teufeln holen und in die Hölle treiben; Behemot zählt die ihnen bevorstehenden Qualen auf: *wir wendt sy fieden broten brennen* (m 3^b).

DIE BASLER AUFFÜHRUNG

Holtzwards ›Saul‹ wurde 1571 in Basel aufgeführt.⁴³ So erinnert sich der Basler Gelehrte, Stadtschreiber und Chronist Christian Wurstisen (1544–1588) in seinem Diarium: »Uff den 6. und 7. August ist die gross prchtig comedia Saulis gespielet worden, darauff wider viel adels unnd frömbd volks gehen Basel kommen ist.«⁴⁴ Leider geht er nicht weiter auf die Aufführung ein. Eine andere Quelle liefert eine grössere Fülle an Details:

»Den 6. August ward hier eine prächtige Komödie agiert von dem König Saul und dem David, wie er den Goliath erschlagen. Ward ganz stattlich vollzogen, mit vielen Kosten der Burgern, so sich darin gebrauchen lassen, wie auch der Obrigkeit. Dazu wurden die Eidgenossen geladen und sie nach den Orten auf den Kornmarkt⁴⁵ gesetzt, wo die Komödie geschah. Es kamen viel ansehnlicher, stattlicher Leute, Grafen grosse Herren und vom Adel fremde Personen aus Städten und Schlössern. Da waren alle Dinge gar stattlich zugerichtet und angeordnet mit Brüginen, Häuslenen, stattlichen Credentzen u. s. w. in Gegenwart einer unsäglichen Menge Volks. Währt 2 ganze Tag und ist zu unterschiedlichen Malen den stattlichen fremden Leuten, so diesem Geschäft zuzusehen allein darum allhier gekommen waren und im Ring herum im Spielplatz ihren Sitz hatten, zu trinken geboten worden. Dazu dann die 2 silbernen Fässlein sammt Anderem, so zierlich aufgestellt, gebraucht worden.«⁴⁶

An weiteren Zeugnissen zur Basler Aufführung von Holtzwards ›Saul‹ liess sich nur noch ein Eintrag vom 11. August 1571 im städtischen Wochenausgabebuch finden, der sechs Posten zum Spiel umfasst, so etwa die Kosten fürs Wischen und Zetteln des kornmerckt.⁴⁷

An dieser Stelle soll noch einmal auf die beiden Druckauflagen des Stücks zurückgekommen werden. Überraschend ist, dass die zwei Drucke voneinander abweichende Aufführungsdaten nennen. Gemäss Druckauflage A wurde das Spiel *auff den 5 tag Augst-*

monats aufgeführt, während Druckauflage B den 6. und 7. tag Augftmonats vermerkt. Da es sich auf jeden Fall um eine zweitägige Inszenierung handelte, muss die Angabe von A wohl sinngemäss auf den »5. und 6. August« erweitert werden. Diese Daten fielen im Jahr 1571 auf Sonntag und Montag. Da die historisch verbürgten zweitägigen Spiele des 16. Jahrhunderts fast ausnahmslos an diesen zwei Wochentagen aufgeführt wurden, ist man geneigt, dem Zeugnis von A den Vorzug zu geben. Es ist aber auch zu erwägen, dass gerade die aus dem üblichen Rahmen fallende Angabe von B – im Sinne einer »lectio difficilior« – besondere Glaubwürdigkeit verdienen könnte.

Nun datieren die oben zitierten Augenzeugen die Inszenierung übereinstimmend auf den 6. (und 7.) August, und ihre Aussagen anzuzweifeln besteht grundsätzlich kein Anlass. Daran lässt sich folgende Überlegung anschliessen: Holtzwards Spiel könnte ursprünglich, wie es der Tradition entsprach, für Sonntag und Montag, 5. und 6. August, geplant gewesen sein, musste dann jedoch kurzfristig aus irgendeinem Grund um einen Tag verschoben werden, sei es witterungsbedingt⁴⁸ oder weil sich die Anreise hoher Gäste verzögert hatte. Demnach würde es sich bei der von B gebotenen »lectio difficilior« um eine nachträglich vorgenommene Richtigstellung handeln.

Interessant sind auch die unterschiedlichen Angaben zu den Statisten: A nennt deren 200, B hingegen 500. Auch diese divergierenden Angaben könnten ähnlich wie die Angaben zu den Aufführungsdaten entstanden sein: Während die Anzahl der Statistenrollen in Druck A (*mutarum quae appellant circiter 200*) vom grammatischen Tempus her unbestimmt bleibt, definiert die im Perfekt gehaltene Formulierung von B (*leind gewesen fünf hundert*) die Aufführung als ein bereits erfolgtes Ereignis. Die auffällige Differenz könnte man demnach damit erklären, dass der Autor ursprünglich rund 200 Komparsen als ausreichend betrachtet hatte, dann aber mehr Personen ins Stück beziehungsweise in dessen konkrete Realisierung integrieren musste, weil die unverhofft grosse Nachfrage spielfreudiger Bürger danach verlangte.

Wenn diese Überlegungen nicht völlig irreführen, müsste also Druck A der Erstauflage von Holtzwards »Saul« entsprochen haben, und alle erwähnten Beobachtungen legen nun den Schluss nahe, dass diese Erstaussgabe bereits einige Wochen vor der Basler Aufführung in die Wege geleitet worden sein dürfte, weil sie bei diesem – auch für eine traditionsreiche Universitätsstadt wie Basel offensichtlich höchst repräsentativen – Grossanlass wohl auch schon an das Publikum verkauft oder den hohen Gästen verschenkt werden sollte. Vielleicht wird eben deshalb der Druck A, wie man nach der Zahl der erhaltenen Exemplare wohl schliessen darf, in einer grösseren Auflage erschienen sein als Druck B, welcher mit seinem relativ aufwendigen Bilderschmuck eher eine nachträglich (zu nicht näher bestimmbar Zeitpunkt) eingerichtete »Liebhaberausgabe« darstellen könnte.

Der vorgängige Druck von Spieltexten, besonders wenn ein Stück schon für eine baldige Aufführung bestimmt war, ist, soweit die Quellenlage ein Urteil zulässt, ein ganz unübliches Verfahren. Bekannt sind im Voraus gedruckte Periochen, die sich norma-

erweise aber auf Akt- und Szenenübersichten sowie das Schauspielerverzeichnis beschränkten. Somit scheint Mathias Holtzward das für ihn gewiss epochale Ereignis der Basler Aufführung seines Werkes mit grosser Umsicht und beachtlichem Geschäftssinn geplant zu haben.

DER SANKT GALLER ›SAUL‹

Wie ist nun die Sankt Galler Bearbeitung des Holtzward'schen ›Saul‹ zustande gekommen? Erstmals erwähnt wird der Sankt Galler ›Saul‹ 1863 von Emil Weller: »Von Schulkomödien liegt noch David und Goliath handschriftlich auf der dortigen [sanktgallischen] Stadtbibliothek, lateinisch-deutsch, für 23 Personen berechnet.«⁴⁹ Eingehender hat Weller das Spiel offenbar nicht untersucht und es deshalb auch nicht als Bearbeitung von Holtzwards ›Saul‹ identifiziert. Dies gelang rund dreissig Jahre später Jakob Baechtold: »Dieselbe [Schulkomödie] ist nichts anderes als der erste Akt von Holtzwards ›Saul‹.«⁵⁰ Seither hat sich die Forschung mit dem Spiel in Ms. 76 der Vadianischen Sammlung nicht mehr befasst.

Das im ganzen Manuskript einheitlich begegnende Wasserzeichen, zwei klauenbewehrte Bären (ähnlich den Formenpaaren Lindt 35/36⁵¹ und Piccard 691/714⁵²), lässt sich der Berner Papiermühle des Jeronimus Halbysen und den Jahren 1555–1565 zuweisen. In jenem Zeitraum oder bald danach scheint Ms. 76 zunächst als Sammlung von loci communes angelegt worden zu sein. Darauf deutet ein alphabetischer Index, der auf die Blätter verweist, auf welchen Bibelverse zu bestimmten Stichworten zu finden sind. Allerdings wurde dieses ursprüngliche Konzept später wieder aufgegeben, wohl weil das »Notizbuch« den Besitzer gewechselt hatte. Da Papier ein Gut war, das man oft mehrfach nutzte, verwendete man die leergebliebenen Seiten des Büchleins für andere Eintragungen. Ausser der ›Saul‹-Bearbeitung (fol 37–48) findet sich in Ms. 76 ein buntes Sammelurium verschiedenster Texte: lateinische Gedichte von Josua Kessler (1527–1580), dem Sohn des Sankt Galler Reformationschronisten Johannes Kessler, eine Leichenrede, eine

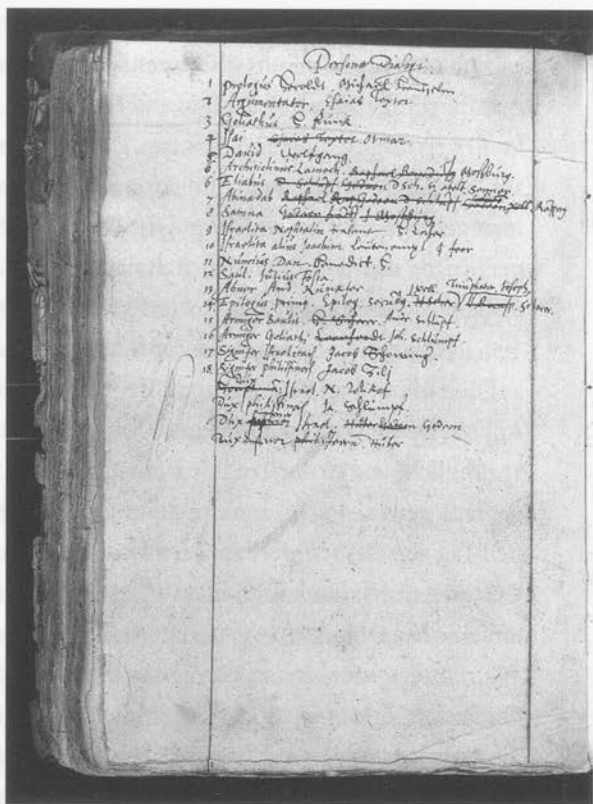


Abb. 3: Die Spielerliste des Sankt Galler ›Saul‹ (Kantonsbibliothek Sankt Gallen, Vadianische Sammlung, Ms. 76, fol. 37v)

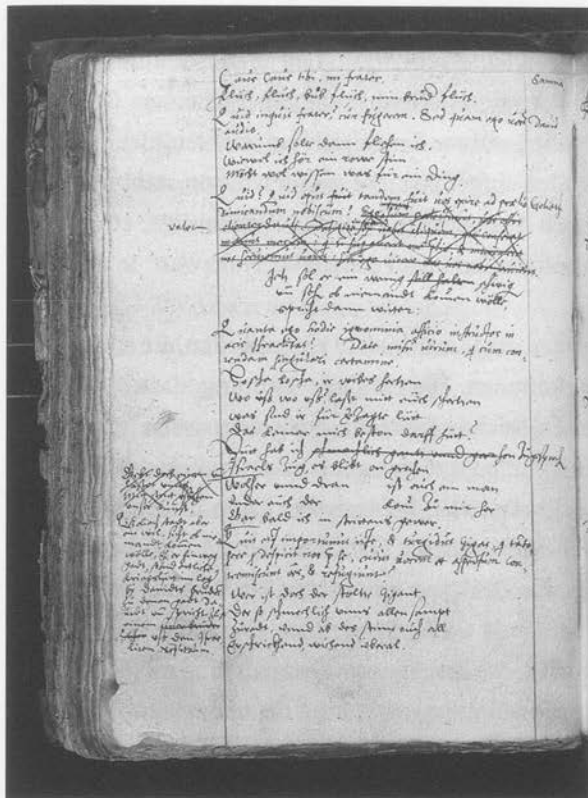


Abb. 4: Eine besonders eifrig bearbeitete Textseite aus dem Sankt Galler ›Saul‹ (Kantonsbibliothek Sankt Gallen, Vadianische Sammlung, Ms. 76, fol. 42v)

Sankt Galler und eine Bündner Schulordnung, zwei deutsche Lieder sowie mehrere Predigten und theologische Traktate. Die Einträge stammen von verschiedenen Schreiberhänden; soweit sie datiert sind, weisen sie in die Jahre 1581–1584.⁵³

Aufgrund des Textbestands kann Ms. 76 mit grosser Wahrscheinlichkeit einem schulischen Umfeld zugeordnet werden. Die Predigten und theologischen Traktate sind damit zu erklären, dass die Absolventen eines Theologiestudiums oft auf eine Pfarrerstelle warten mussten und während dieser Zeit in der Schule tätig waren. Einen weiteren Hinweis auf eine schulische Umgebung liefert Ms. 193 b der Vadianischen Sammlung, welches von einer der Hände von Ms. 76 geschrieben wurde. Es handelt sich dabei um eine Abschrift von Sigmund Wölflins (Lupulus)

›Erotemata Grammatices‹, einer damals äusserst bekannten Schulgrammatik. Hinzu tritt die erwähnte Sankt Galler Schulordnung, und da diese unter anderem so »sensible« Daten wie die Besoldung des Lehrpersonals enthält, erlaubt dies den weiteren Schluss, dass Ms. 76 wohl nicht von Schülern benutzt wurde. Dies alles führt zur These, dass der Verfasser des Sankt Galler ›Saul‹ dem Kreis der dort tätigen Lehrer zuzuordnen ist. Auf diesen Punkt wird nochmals zurückzukommen sein.

DER SANKT GALLER ›SAUL‹ UND SEINE VORLAGE

Wie ist nun das Verhältnis zwischen dem sanktgallischen ›Saul‹ und seiner Vorlage, dem Spiel von Mathias Holtzwardt, zu bewerten? Im Prinzip entspricht die Sankt Galler Version – wie schon Baechtold bemerkte⁵⁴ – dem ersten der zehn Akte von Holtzwardts Text. Doch es handelt sich nicht um eine reine Abschrift, sondern um eine freie Bearbeitung, in der diverse Kürzungen wie auch Erweiterungen – auch solche in lateinischer Sprache – vorgenommen wurden. Dem Spieltext vorangestellt ist in Ms. 76 eine überaus interessante Namenliste (fol. 37^v). Neben den Rollenbezeichnungen, die

teilweise durch die Funktion oder das Amt der zu spielenden Figur näher umschrieben werden, sind auch die Namen sämtlicher Darsteller vermerkt. Manche dieser Einträge wurden aber wieder durchgestrichen und korrigiert: Offenbar stand bei gewissen Rollen von Beginn weg fest, wer sie spielen sollte, während man sich bei anderen nicht so schnell einig wurde. Insgesamt sind 23 Rollen aufgeführt. Die meisten davon stammen aus Holtzwards ›Saul‹, doch finden sich auch Ausnahmen: Goliaths Waffenträger etwa, der in der Sankt Galler Version des Spiels auftritt, hat kein Pendant bei Holtzward. In der Bibel hingegen kommt er vor.

In der Sankt Galler Spielerliste begegnen dem Leser zudem einige Rollen, die nachher im Spieltext überhaupt nicht mehr vorkommen. Die mögliche Deutung, dass diese »überschüssigen« Rollen für einen späteren (nicht erhaltenen beziehungsweise nicht aufgeführten Akt) bestimmt gewesen sein könnten und demnach ursprünglich eine integrale Bearbeitung von Holtzwards ›Saul‹ geplant war, kommt aber kaum in Betracht. Denn dann sollte man wohl vor allem solche Rollen in der Liste erwarten dürfen, die im weiteren Verlauf der Geschichte eine tragende Funktion innehaben. Ein Beispiel dafür wäre etwa die Figur des Jonathas, die in der Sankt Galler Spielerliste aber fehlt. Was es nun mit diesen Rollen auf sich hat, lässt sich nicht abschliessend klären. Eine mögliche Erklärung ist, dass die reinen »Repräsentationsfiguren«, wie etwa die anonymen Waffen- und Bannerträger, im Spiel selber gar nicht zum Zug kamen, sondern einen Umzug anführten. Einen solchen gab es anlässlich des Sankt Galler Schulfestes im Hochsommer. Nach dem Festgottesdienst marschierten die Kinder klassenweise geordnet durch die Stadt, wobei an der Spitze jeder Klasse zwei Fähnriche und zwei Hauptleute gingen, bei den Mädchen eine Königin mit ihren Gräfinnen.⁵⁵

Dass der Sankt Galler ›Saul‹ anlässlich eines solchen Schulfestes aufgeführt wurde, ist zwar durchaus möglich, aber nicht schlüssig belegbar. Immerhin findet die Argumentation für einen schulischen Kontext eine weitere Stütze in der Prologrede, welche der Holtzward'schen Vorlage weitgehend folgt. Einige Zeilen wurden jedoch vom Sankt Galler Schreiber selbständig hinzugefügt, und in diesen wird explizit auf die Jugend angespielt:

Es ift ein alt loblich herkōmen
 Wie ir dz offt habend v^s nomen
 Das d'iuugend vfferzogen wirt
 Nach Gottes wort wie fuchs gebürt
 Jn tugend v̄n gottfelikeit
 Da mitt f̄y mögind albereit
 Och bliben kinder des Höchftē
 Vnnd sich also finen vertröftē
 Darzū dann erstlich sind erfunden
 Sölch Kurtzwyl damitt vffzemundren (fol. 39^v)

Diese Verse scheinen speziell ein junges Publikum (und wohl auch dessen Eltern) anzusprechen, während die folgenden darauf hinweisen, dass es sich auch bei den Darstellern um junge Leute handelte:

Nach vnrem kindtlichen verstand
 Dauidt vñ Goliath zûhand
 Ze ernüen, zû exemplen fin
 Wie wir vnns föllend schicken drin
 Vff dz wir gottfeliklich leben
 Vnnd vnns den Laftren nitt ergeben (fol. 39^v)

Dem Prolog folgt die Rede des Argumentarius, der in einer von Holtzwardt völlig unabhängigen Inhaltszusammenfassung das Publikum auf die Geschichte von Davids Sieg über Goliath vorbereitet. Auch in der Bibel hat diese Textpartie keine Entsprechung, weshalb man vermuten darf, dass der Sankt Galler Schreiber sie selbst verfasst hat.

Nach dem Auftritt des Argumentarius sieht die Regieanweisung ein Lied vor: *Jetzt fñngt man zwey Stuck vß den 46 psalmē Ein veste burg ist vnser Gott* (fol. 40^r). Hierbei handelt es sich um das bekannte, zwischen 1526 und 1528 entstandene Kirchenlied Martin Luthers, in welchem Gott beziehungsweise Jesus Christus als Erretter aus aller Not und als Bezwingen des Bösen gepriesen wird. Zur Geschichte von Davids Triumph passt dieser Liedtext geradezu optimal, denn die typologische Bibelexegese rechnete David seit jeher zu den prominentesten Präfigurationen Christi.

Beim nun folgenden David-Goliath-Geschehen hält sich der Sankt Galler Schreiber genau an die von Holtzwardt vorgegebene Chronologie (wobei er aber Nebenhandlungen wie das Gespräch zwischen Anna und Isai, die Reisevorbereitungen von David und Isaschar oder das Opfern eines Lammes beiseite lässt). Eine Ausnahme bildet das Canticum des Triumphators: Im Sankt Galler Text folgt dieses auf Sauls Frage nach Davids familiärer Herkunft, während es bei Holtzwardt gerade umgekehrt ist. Die Umstellung ist sicher mit Bedacht erfolgt, denn die Rezitation des Canticums schafft im Sankt Galler Spiel einen idealen Übergang von der eigentlichen Handlung zum Epilog des Stücks. Da zudem Sauls aufflammender Zorn gegen David (den Holtzwardt im direkten Anschluss an diese Stelle zeigt) ausgeblendet wird, kann das Stück hier enden, ohne beim Publikum das Gefühl zu wecken, es verpasse einen wichtigen Teil der Geschichte.

Der deutsche Text des Manuskripts ist also hauptsächlich aus Holtzwards Vorlage übernommen, doch hat der Sankt Galler Schreiber diese teilweise gekürzt, sie andererseits aber auch um mehrere – wohl selbstverfasste – Passagen erweitert. Ein schönes Beispiel eines solchen Einschubes bildet die Szene, in der David zum Zweikampf gerüstet wird, ihm die Rüstung aber gar nicht behagt. Bei Holtzwardt liest sich dies so:

Fürwar Herr Künig wolgethan
 inn der rüftung kan ich nit gan

Drumb will jn wider ziehen ab
weil ich deß nit gewonet hab⁵⁶

Diesen schlichten Vierzeiler schmückt der Sankt Galler Bearbeiter mit einer humoristischen Einlage aus, indem er den angehenden Riesenbezwinger über den drückenden Helm, das Gewicht und die Grösse des königlichen Harnischs lamentieren lässt:

Ob wol ich kein rüftung nie tragen
Wil ich doch föllichs nitt verlagen
vnnd sehen ob ichs bruchen köndt
Wie wol ich schwere schon empfind
Vff miner achflen trukts mich vast
Darzû der helm min haupt zerknapt
So hab ich vil zû kleine bein
Dann dz der harnifch gfüllt werd rein
Das schwerdt minr sitten nitt anftadt
Mann möcht mir vffrupfen die thadt
Vnnd sprechen Tegen wie gibst den man
So wurd ich dann mitt schanden bftan (fol. 45^r)

DIE LATEINISCHEN TEXTSTELLEN UND IHRE QUELLEN

Der Sankt Galler Schreiber hat aber nicht nur in deutscher Sprache gedichtet, sondern es stammen mit einiger Sicherheit auch gewisse lateinische Textstellen aus seiner Feder. Meistens gehen diese den korrespondierenden Passagen aus Holtzwards Spiel voraus, wobei der lateinische Text entweder aus der Bibel oder aus der ›*Monomachia Davidis et Goliae*›⁵⁷ des Zürcher Theologen und Autors Rudolf Gwalther (1519–1586) stammt oder eine meist recht freie Paraphrase zu Holtzwards Versen bietet. Manchmal dichtet der Sankt Galler Schreiber jedoch auch ganz selbständig, so beispielsweise, wenn er Holtzwards Regieanweisung *Hie sol aber ein rüftung vnnd getümel in einer Schlachtordnung*⁵⁸ in einen Monolog Davids umwandelt: *Hei quid uideo? Egreßum exercitum, ut acies inltruasse clasicum etiam canere audio ad pugnam* (fol. 41^v). Ein weiteres interessantes Detail in der Übersetzung des Sankt Gallers sind die Interjektionen, ein beliebtes Stilmittel sowohl der klassischen als auch der humanistischen lateinischen Komödie. So etwa ruft Goliath verärgert Jupiter an, als David sich ihm siegesgewiss in den Weg stellt: *Proh Jupiter* (fol. 46^v). David wendet sich mit einer Interjektion an Joachim, der ihm mitteilen soll, welchen Preis der König dem Bezwinger des Philisters verheisst: *Heus tu quo praemio afficiet Rex eum* (fol. 43^v). Es scheint, dass der Sankt Galler Bearbeiter nicht nur über gute Lateinkenntnisse verfügte, sondern sich auch in der antiken und mittellateinischen dramatischen Literatur auskannte.

PERSONELLE UND ZEITLICHE SITUIERUNG

Die Blätter 90 bis 95 von Ms. 76 enthalten eine Sankt Galler Schulordnung des Jahres 1584, in der verschiedene Persönlichkeiten des damaligen Schulbetriebs genannt werden. Einzelne dieser Namen erweisen sich für die Situierung der ›Saul‹-Bearbeitung als hilfreich:

- *Praeceptores* (Klassenlehrer): Wigand Spanheimer (Lateinische Schule) und Johannes Basthart (Deutsche Schule)
- *Collaboratores* (Hilfslehrer): Othmar Scheitlin (Lateinische Schule) und Heinrich Funk (Deutsche Schule)
- Prädikanten (Vorgesetzte der Schulmeister): Eusebius Weber, Christian Hofman und Johannes Hentzelman
- Hans Kessler und David Haller. Ihre Funktionen werden in der Schulordnung nicht genau umrissen. Pfarrer Hans Kessler war als Lateinlehrer in den unteren Klassen tätig, David Haller unterrichtete ab 1574 an der Mädchenschule, zuvor hatte er an der Deutschen Schule gelehrt.⁵⁹

Im Spielerverzeichnis des ›Saul‹ finden sich nun zwei der erwähnten Namen wieder. Eindeutig dürfte der Fall wohl bei H[einrich] Funk liegen, welcher als Darsteller des Goliathus verzeichnet ist. Ihn wird man mit dem für 1584 bezeugten gleichnamigen Hilfslehrer identifizieren dürfen. Daran anschliessen lässt sich die Vermutung, hinter dem für die Rolle des *Isai* vorgesehenen *Otmar* verberge sich Heinrich Funks Amtskollege Othmar Scheitlin. Die beiden Hilfslehrer, die ja bestimmt ein wenig älter waren als ihre Schüler – Scheitlin wurde 1563 geboren, für Funk sind die Lebensdaten nicht eruierbar⁶⁰ –, wären im Übrigen gerade für diese beiden Rollen altersmässig geeignet gewesen, muss sich doch der Riese Goliath vom Jüngling David abheben, und auch der Darsteller des *Isai* sollte den alten Vater Davids möglichst glaubwürdig verkörpern. All dies passt auch gut zur oben geäusserten These, dass Ms. 76 mit einiger Sicherheit in Sankt Galler Lehrerkreisen zu situieren sei. Demzufolge kämen Funk oder Scheitlin auch als Verfasser der ›Saul‹-Bearbeitung in Frage.

Heinrich Funk wird in der Schulordnung als Gehilfe des *Praeceptors* der Deutschen Schule, Johannes Basthart, erwähnt. Mit seinem Vorgesetzten, der wegen seines schwierigen Charakters 1580 im Ratsprotokoll gerügt worden war, lebte er in Zwietracht. Auch noch in den 1590er-Jahren herrschte in der Deutschen Schule zwischen den Lehrern Basthart, Weber und Funk kein gutes Einvernehmen: Das Ratsprotokoll vermerkt 1593, es herrsche eine bedenkliche Unordnung im Sankt Galler Schulwesen, besonders aber in der Deutschen Schule.⁶¹ Mehr ist zu Heinrich Funk nicht bekannt.

Über Othmar Scheitlin (1563–1622), der in der Schulordnung als Hilfslehrer an der Lateinischen Schule genannt wird, ist mehr überliefert. Er studierte 1579/80 in Basel, 1583 in Lausanne. Am 20. Februar 1584 trat er in den Sankt Galler Schuldienst ein, 1593

verliess er ihn wieder und wurde einer der drei Hauptpfarrer der Stadt. 1602/03 bekam er vom Rat den Auftrag, die Kirchen Sankt Mangen und Sankt Laurenzen mit Bibelsprüchen zu schmücken. 1610 wurde er Dekan und leitete die sanktgallische Kirche bis zu seinem Tod. Offenbar war er auch wissenschaftlich interessiert: So erbat er sich 1588 die Erlaubnis des Rates, die Bibliothek des verstorbenen David Wetter zu benutzen. Ab 1600 war er Bücherzensor und Visitator der Schulen, ab 1615 Inspektor der Wetter'schen Bibliothek.⁶²

Mit dem Junglehrer Scheitlin war der Rat aber nicht immer zufrieden: Tadelnd wurde festgestellt, dass er gelegentlich auf Kosten des Lateins »Tütsch schriben, Lesen und Rechnen« unterrichte.⁶³ Diese Bemerkung aus dem Rat könnte vielleicht bei der Suche nach dem Bearbeiter des Sankt Galler ›Saul‹ ein Indiz abgeben. Darf man die lateinischen Textpassagen, die meist unvollständig und etwas ungeschickt zwischen den deutschen Versen eingezwängt erscheinen, als eine »Alibi-Übung« des Lateinlehrers Scheitlin interpretieren, der eigentlich lieber Deutsch unterrichtet hätte, aber so seinem Lehrauftrag wenigstens pro forma nachkam? Von seiner Biographie und seinen Interessen her wäre Scheitlin als Verfasser des Sankt Galler ›Saul‹ eher denkbar als sein Kollege Funk. Ausserdem hatte er in Basel studiert und vielleicht von dort Holtzwards Spiel mit in die Heimat gebracht. Nimmt man also Othmar Scheitlin als den Verfasser der Bearbeitung an und vermutet gleichzeitig in der Rolle des Triumphator einen gewissen Joseph Dennenberg, von dem gleich anschliessend die Rede sein wird, würde dies eine relativ enge zeitliche Eingrenzung der Niederschrift des Sankt Galler ›Saul‹ erlauben: Scheitlin trat im Februar 1584 in den Schuldienst ein, Dennenberg verstarb 1585 im Alter von nur zwanzig Jahren.⁶⁴ Somit könnte man den Sankt Galler ›Saul‹, wenn auch mit Vorbehalten, ins Jahr 1584 oder 1585 datieren.

Und wer waren die in der Spielerliste genannten Mitwirkenden? Sind sie zu identifizieren? Den Anfang soll der oben genannte Joseph Dennenberg machen, der die Rolle des Triumphator gespielt haben könnte und, wie die Basler Matrikel von 1580⁶⁵ und ein erhaltener Brief⁶⁶ der beiden an die Sankt Galler Obrigkeit bezeugen, Scheitlins Studienkollege in Basel (und auch in Lausanne) war. Durch ihre Studienzeit waren sich Dennenberg und Scheitlin sicher besonders verbunden, daher wäre es wohl auch kein Zufall, wenn tatsächlich sie es sein sollten, die in der Spielerliste des ›Saul‹ lediglich mit den vertraulichen Vornamen *Othmar* und *Josef* genannt werden.

Neben Scheitlin und Dennenberg nennt die Basler Matrikel von 1580 mit Esaias Weber (Textor) aber noch einen weiteren Sankt Galler Kommilitonen. Dieser kann hinter dem Darsteller des *Argumentator* vermutet werden. Weber wurde 1565 geboren und 1587 in den Schuldienst berufen. Er folgte dem Ruf, weil er sonst die von der Stadt erhaltenen Ausbildungsstipendien hätte zurückzahlen müssen. Obwohl er sich mehrmals an den Rat wandte mit der Bitte, man möge ihn vom Schul- in den Pfarrdienst wechseln lassen, wurde ihm diese Bitte erst 1610 erfüllt, als er das Amt des Pestpfarrers erhielt. In Ausführung seiner Pflichten wurde er angesteckt und starb noch im gleichen Jahr.⁶⁷

Schliesslich nennt die Spielerliste als Darsteller des David einen gewissen Wolfgang. Es ist möglich, dass sich dahinter sogar noch ein dritter Mitstudent Scheitlins verbirgt, nämlich Wolfgang Wetter. Auf Wunsch seines Vaters, Dekan David Wetter, studierte Wolfgang 1583 in Lausanne mit Scheitlin, Dennenberg und Weber, musste jedoch noch im gleichen Jahr wieder nach Sankt Gallen zurückkehren, weil sein Vater verstorben war.⁶⁸ Geboren wurde Wolfgang Wetter 1568, war also drei bis fünf Jahre jünger als die drei anderen Männer und zählte zum vermuteten Zeitpunkt der Niederschrift des Sankt Galler ›Saul‹ sechzehn oder siebzehn Jahre. Der Darsteller des Jünglings David durfte einerseits nicht zu alt sein, hatte aber andererseits eine gewichtige Rolle mit vielen Auftritten und einer beachtlichen Menge Sprechtext. Wolfgang Wetter, der zwar noch jung war, aber doch schon studiert hatte, wäre sicher eine gute Wahl für die Rolle gewesen. Nach einem weiteren Studium in Heidelberg (1588) übernahm er die Schulmeisterstelle im Sankt Galler Spital, 1593 die Leitung der Lateinischen Schule. Drei Jahre später verlangte er seine Demission mit der Begründung, er verdiene zu wenig, um seine Familie durchzubringen, und könne keine theologischen Studien betreiben. Er verliess Sankt Gallen mitsamt seiner Familie, was als eigentlicher Skandal gewertet wurde, und reiste nach Sinzheim in der Pfalz, wo er eine Pfarrstelle antrat, jedoch innert Jahresfrist verstarb.⁶⁹

Ob es sich bei den restlichen Personen auf der Spielerliste um Schüler handelt, ist schwierig zu beurteilen; in Sankt Gallen gibt es erst seit 1605 eigentliche Klassenverzeichnisse.⁷⁰ Es könnte sich – zumindest fallweise – auch um bereits aus der Schulpflicht entlassene Jungbürger handeln, die an der Aufführung teilnahmen. Vorstellbar wäre, dass die Jungbürger die wichtigen Rollen wie die auf der Spielerliste erwähnten besetzten, während die Schüler kleinere Rollen übernahmen oder als stumme Statisten ihren Auftritt hatten. Die Suche nach den auf der Liste verzeichneten Personen wird zusätzlich erschwert, da oft bloss die Nachnamen oder die Initialen der Vornamen erwähnt sind. Auch gehören viele der genannten Namen alteingesessenen Sankt Galler Bürgergeschlechtern mit unzähligen in der ›Stemmatologia Sangallensis‹⁷¹ aufgeführten Vertretern.

Ein paar Vermutungen sollen trotzdem angestellt werden. So könnte es sich etwa beim Darsteller des Abner, And. Kunkler, um Andreas Kunkler (1567–1607) handeln, der ab 1599 bis zu seinem Tod als Stadtrichter amtierte.⁷² Jacob Zilj, der Darsteller des Fahnenträgers oder Anführers der Philister, könnte jener in der Stemmatologia aufgeführte Jacob Zili sein, der den Zunamen »der Lange« (*dictus der Lange*) trug und von 1567 bis 1624 lebte.⁷³ Für die Rolle, für die er vorgesehen war, wäre eine gewisse Körpergrösse sicherlich vorteilhaft gewesen. *Gedeon fräck* kann wohl mit einem 1569 geborenen Gideon Frank⁷⁴ identifiziert werden, der damit wohl der jüngste unter den Mitspielern war und entsprechend bei der Rollenverteilung am meisten herumgeschubst wurde.

GAB ES EINE AUFFÜHRUNG IN SANKT GALLEN?

Es stellt sich abschliessend die Frage, ob es in Sankt Gallen je zu einer Aufführung des in Ms. 76 der Nachwelt überlieferten Spiels kam. Mit einiger Sicherheit ist zu sagen, dass der Sankt Galler Schreiber nicht vorhatte, Holtzwards ganzes Spiel aufführen zu lassen, da er die Schlussrede bereits ans Ende des ersten Aktes setzte. Fraglich bleibt auch, ob das Spiel mitsamt den lateinischen Passagen aufgeführt werden sollte. Zum einen sind die lateinischen Übersetzungen teilweise nicht fertiggestellt, zum anderen werden die deutschen Reimpaare oft durch den Einschub lateinischer Passagen auseinandergerissen, was im Rahmen einer mündlichen Realisierung, in der die Prägnanz der Reime wichtig war, wohl nicht wünschenswert gewesen wäre. Überhaupt stellt der Sankt Galler ›Saul‹ eine »Arbeitsfassung« dar; es finden sich durchgestrichene und etliche Male verbesserte Stellen sowie Passagen, die kaum lesbar sind. Die Frage bleibt also bestehen, ob der ›Saul‹ in Ms. 76 überhaupt als Vorbereitung für eine Aufführung niedergeschrieben wurde oder ob sich einer der Lehrer zur eigenen Übung oder zusammen mit seinen Schülern mit Holtzwards Spiel und der Übersetzung der Verse ins Lateinische beschäftigte.

Für eine Aufführung spricht die Existenz der Liste, auf welcher die Rollen den verschiedenen Personen zugewiesen werden. Einschränkend muss man allerdings anmerken, dass es sich dabei statt um eine Darsteller-Liste auch um eine Leser-Liste handeln könnte, die angab, wer die entsprechenden Textpassagen zu rezitieren hatte. Für diese These spricht, dass gewisse Bühnenanweisungen Holtzwards im Sankt Galler ›Saul‹ in Figurenrede übersetzt wurden, was ein Indiz dafür sein könnte, dass es gar nichts zu sehen, sondern nur etwas zu hören gab. Dem widerspricht aber umgekehrt, dass die Rollenverteilung immer wieder überarbeitet wurde, was doch eher ein grösseres Projekt, wie es eine Theateraufführung wäre, vermuten lässt. Zudem achtete man offenbar darauf, dass die Darsteller das entsprechende Alter oder die körperlichen Vorzüge mitbrachten, um eine bestimmte Rolle zu verkörpern, was ja auch vor allem dann sinnvoll gewesen wäre, wenn die Spieler wirklich physisch aufgetreten wären und den Figuren nicht nur ihre Stimmen geliehen hätten.

Eine Aufführung des ›Saul‹ in Sankt Gallen konnte bis jetzt nicht nachgewiesen werden. Keine der Aufarbeitungen der Sankt Galler Schul- und Theatergeschichte liefert einen Beleg, und auch in den Quellen, soweit sie eingesehen werden konnten, findet sich kein Hinweis. Im Jahr 1644, also über fünfzig Jahre nach dem mutmasslichen Zeitpunkt der Niederschrift der ›Saul‹-Bearbeitung, verbot der Sankt Galler Rat die Aufführung eines David-Saul-Spiels:

»Die Obrigkeit hat jeweilen einen ›verhältnismässigen‹ Beitrag an die Aufführungskosten geleistet oder die Aufstellung der Bühne – entweder in der Markt-gasse (Marktplatz) oder im Hof des Schulgebäudes (zu St. Katharina) – übernommen. Mehr als einmal musste das betreffende Stück dem Kleinen Rath im Rathaus vorgeführt werden und die Bewilligung ist zu verschiedenen Malen

(ohne nähere Begründung in den Ratsprotokollen) verweigert worden; so z. B. 1628, 1644 (Trauerspiel von Saul und David), 1647 (Urteil Salomonis) und nach 1666 römische Komödien.«⁷⁵

Prinzipiell wurde aber das Theater in Sankt Gallen durchaus begrüsst: Allein für die rund hundert Jahre zwischen 1550 und 1653 sind 27 Theateraufführungen nachweisbar. Bei diesen handelt es sich teils um Komödien, welche eigens für die Schule geschrieben und von Schülern aufgeführt wurden, teils um Spiele, welche die junge Bürgerschaft gab. Auch gemeinsame Aufführungen von Schülern und Jungbürgern kamen vor. So engagierten sich beispielsweise im Spiel ›Carle von Burgund‹ des Sankt Galler Kanzleisekretärs Josua Wetter im Jahr 1653 »50 Jünglinge und Gymnasiasten, 2 Kinder; das Ganze geführt von 6 Obmannen, darunter ein Zunftmeister, ein Mitglied des Grossen Raths und der Verfasser.«⁷⁶

Neben den grossen Aufführungen auf öffentlichen Plätzen wären aber auch kleinräumige Inszenierungen in öffentlichen Gebäuden wie beispielsweise Schulen oder Kirchen oder sogar in Privathäusern denkbar. Felix Platter (1536–1614) erinnert sich in seiner Autobiographie an Spiele, die in der Basler Augustinerkirche und in der Schule abgehalten wurden, sowie an Aufführungen, die nur für einen bestimmten Kreis von Personen, etwa für die Angehörigen der Universität, bestimmt waren.⁷⁷ Belege für solch private oder halbprivate Aufführungen finden sich in Sankt Gallen allerdings nicht.

Wie oben erwähnt, sind in Sankt Gallen jedoch zweitägige Schulfeste im Sommer nachweisbar. Dass während diesen auch Theateraufführungen stattfanden, ist nicht belegt, aber denkbar. Nach dem festlichen Umzug spendete der Rat den Kindern ein Essen auf dem »Brühl«, und am Nachmittag fanden dort Kinderspiele (wie etwa Ball- oder Murnelspiele, die den Sankt Galler Schülern ausdrücklich erlaubt waren) statt, die offenbar manchmal in wilde Schlachten ausarteten.⁷⁸

Als Theater im Rahmen eines solchen Schulfests wäre der Sankt Galler ›Saul‹ geeignet gewesen: Das Stück war nicht allzu lang, so dass genügend Zeit für anderweitige Vergnügungen geblieben wäre. Die Brühlwiese hätte einen genügend grossen Spielraum geboten, um das Geschehen darzustellen. Die verschiedenen Hauptleute und Fähnriche, die in der Spielerliste vorkommen, im Stück selbst aber nicht benötigt werden, wären vielleicht beim Umzug an der Spitze der Klassen zum Einsatz gekommen. Die anwesenden Eltern sowie die angesichts des offiziellen Charakters der Schulfeste vermutlich ebenfalls anwesende Stadtobergkeit hätten sich ein Bild über die Fortschritte der Sprösslinge, etwa in der Rhetorik, machen können. – Vielleicht findet sich ja eines Tages in den Tiefen der Sankt Galler Archive doch noch ein Beleg dafür, dass die Sankt Galler Lehrer und Schüler ihren ›Saul‹ tatsächlich aufgeführt haben.

Anschrift der Verfasserin:

Eva-Martina Keller, Tobelhofstrasse 10, CH-8044 Zürich, eva.keller@gmx.ch

ANMERKUNGEN

- 1 Dieser Aufsatz basiert auf der unpublizierten Lizentiatsarbeit »Mathias HOLTZWARTS ›Saul‹ (1571). Vnd fürwar nichts anders dann [piegel vnd con-
trafetungen menſchlichen lebens«, Zürich 2006. Die Autorin dankt Prof. Dr. Max Schiendorfer (Zürich) sowie Dr. Rudolf Gamper (St. Gallen) für ihre vielen wertvollen Anregungen und Hinweise.
- 2 Erstmals erwähnt bei MERZ, A.: Mathias HOLTZWART. Eine litteraturhistorische Untersuchung, Rappoltswiler 1885, S. 5–7.
- 3 Ebd. S. 5 f.
- 4 HOLTZWART, Mathias: Lustgart, fol. 95^a. ›Lustgart Newer deutlicher Poeteri, in fünff Büchern beschriben, vnd gedicht durch Matthiam HOLTZWART von Harburg. Zu Ehren dem Fürtllichen, Hochlöblichen, hauß Würtemberg. Auch allen liebhabern der alten Poetifchen Fabeln, sehr nützlich zu lesen«. Keine Autopsie; zit. nach MERZ (wie Anm. 2).
- 5 HOLTZWART, Mathias: Saul, a 6^b. Druck A: ›Ein ſchön / new|Spil / von König Saul / vnd|dem Hirten Dauid: Wie deß Sauls|hochmüt vnd |toltz gerochen / Dauids demü-|tigkeiſt aber ſo hoch erhaben worden. |Durch ein Erſamme Burger|ſchafft der loblichen Statt Baſel geſpillet // auff den 5 tag Augſtmonats // Anno 1571‹. (Druckort und Drucker unbekannt). Druck B: ›Saul. Ein Schön / new|Spil / von künig Saul / vnd|dem hirtten Dauid: Wie Sauls|hochmüt vnd |toltz gerochen / Des|Dauids demütigkeit aber ſo hoch|erhaben worden. |Durch ein Ehrſamē Burger|ſchafft der|Loblichen Statt Baſel geſpilt/vff den 6. vnd 7.|tag Augſtmonats / Anno 1571‹ (Basel, Samuel Apiarius). Es wird, wenn nicht explizit anders erwähnt, immer von der Druckauflage A (Exemplar Zürich, Zentralbibliothek: Z 3.218/4) die Rede sein, die im Rahmen der Lizentiatsarbeit, die diesem Artikel zugrunde liegt, hauptsächlich untersucht wurde. – Wo Mathias HOLTZWART seine Studien absolviert hat, ist bis heute ungeklärt. In der Matrikel der Universität Basel etwa, die als Studienort naheliegend wäre, fehlt sein Name (Die Matrikel der Universität Basel. Im Auftrage der Universität herausgegeben von Hans Georg WACKERNAGEL unter Mitarbeit von Marc SIEBER und Hans SUTTER. Zweiter Band: 1532/33–1600/01, Basel 1956).
- 6 HOLTZWART, Mathias: Lustgart, fol. 164^a.
- 7 Egenolfs Brief an Bullinger ist teilweise abgedruckt in: SÜSS, Louis: Geschichte der Reformation in der Herrschaft Rappoltstein. Erster Teil: Bis 1648 (Bau-
steine zur Elsass-Lothringischen Geschichts- und Landeskunde, Heft XIV) Zabern 1914, S. 41. Heute wird der Brief im Zürcher Staatsarchiv aufbewahrt: Zürich, Staatsarchiv: E II 361, 131.
- 8 Das Original des ›Liber amicorum‹ befindet sich heute in der National Library of Medicine, Bethesda (Maryland). Vgl. auch DURLING, Richard J.: Conrad Gesner's Liber amicorum 1555–1565. In: Gesnerus. Vierteljahresschrift, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 22 (1965) S. 134–159. Den Hinweis auf Holtzwarts Eintrag verdanke ich Rainer Henrich vom Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte der Universität Zürich.
- 9 Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, Bd. 11, Teil 2: Urkunden, Nr. 7603, Wien 1890. Das Dokument befindet sich heute im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck; keine Autopsie.
- 10 Vgl. zu Hans Vogler dem Jüngeren und seiner Familie: HENRICH, Rainer: Vom Luftikus zum Münzwerkregierer. Die Karriere Hans Voglgers d. J. von Zürich (1524–1574/75). In: Bächtold, Hans Ulrich (Hg.): Von Cyprian zur Walzenprägung. Streiflichter auf Zürcher Geist und Kultur der Bullingerzeit. Prof. Dr. Rudolf Schnyder zum 70. Geburtstag (Studien und Texte zur Bullingerzeit, Bd. 2) Zug 2001, S. 71–104.
- 11 Zürich, Staatsarchiv: E II 361, 212.
- 12 Zürich, Staatsarchiv, E II 361, 217.
- 13 Zürich, Staatsarchiv, E II 378, 1922 und 1923.
- 14 So wird Hans Rudolf Bullinger im Eintrag zum Jahr 1560 im ›Album in Schola Tigurina Studentium‹ als Kostherr genannt. Zürich, Staatsarchiv, E II 479. Vgl. auch MEYER VON KNONAU, Gerold: Das Album in Schola Tigurina Studentium. In: Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1883. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde, Zürich 1883.
- 15 Im ›Album in Schola Tigurina Studentium‹, welches Listen mit den Namen einheimischer und ausländischer Studenten enthält, sind zum Jahr 1563 zwar zwei Stipendiaten des Herrn von Rappoltstein verzeichnet, doch handelt es sich bei keinem der beiden um Mathias Holtzwart. Für die Einträge waren im Jahresturnus die Schulherren verantwortlich, und gerade Ludwig Lavater, der dieses Amt 1562 innehatte, verzeichnete offenbar ›den Ursprung [der fremden Studenten] weniger fleissig‹ (MEYER VON

KNONAU [wie Anm. 14] S. 146). Es könnte also auch sein, dass Holtzward aufgrund von Lavaters Nachlässigkeit nicht im ›Album‹ aufgeführt ist.

16 Zu dieser Zeit war die Offizin Christoph Froschauer die weitaus bedeutendste in Zürich, und Heinrich Bullinger war sowohl mit Christoph Froschauer dem Älteren (um 1490–1564) als auch mit dessen Neffen gleichen Namens (1532–1585), der 1564 nach dem Tod des kinderlos gebliebenen Onkels die Druckerei weiterführte, befreundet. Bullinger wurde des Öfteren für Korrekturarbeiten herangezogen und verfasste ausserdem Vorworte, Zusätze und dergleichen für die in der Offizin gedruckten Werke. Demnach war Bullinger für Egenolf die ideale Ansprechperson, um Holtzward eine Korrektorenstelle in der Offizin Froschauer zu vermitteln; es ist gut möglich, dass er dort ein Auskommen fand. In Leemann-van Elcks Standardwerk »Die Offizin Froschauer« taucht Holtzwards Name jedoch nirgends auf (LEEMANN-VAN ELCK, Paul: Die Offizin Froschauer. Zürichs berühmte Druckerei im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerkunst anlässlich der Halb-jahrtausendfeier ihrer Erfindung, Zürich 1940).

17 HOLTZWART, Mathias: Saul, a 5^b.

18 HOLTZWART, Mathias: Lustgart, Vorred.

19 LEEMANN-VAN ELCK (wie Anm. 16) S. 142.

20 HOLTZWART, Mathias: Lustgart, vermutlich in der Vorrede. Bei MERZ (wie Anm. 2), nach welchem ich zitiere, fehlen genauere Angaben.

21 HOLTZWART, Mathias: Saul, a 6^b.

22 LAILACH, Michael: »Der gelehrten Symbola« – Studien zu den ›Emblematum Tyrocinia‹ von Mathias Holtzward (Strassburg 1581). Diss. Tübingen 2000, S. 18. (Vgl. dazu auch die Online-Publikation: <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/LAILACH-michael-2000-07-05/PDF/Lailach.pdf>. [18.10.2005]). Lailach beruft sich auf BAILLET, Lina: Holtzward Matthias. In: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne, Bd. 17, Strasbourg 1991, S. 1660. Baillet erwähnt Holtzwards Vermählung ebenfalls, jedoch ohne Jahresangabe; woher Lailach diese bezogen hat, ist unklar.

23 BAILLET (wie Anm. 22) S. 1660.

24 MERZ (wie Anm. 2) S. 7 f.

25 Ebd., S. 8.

26 ›Flöh Hatz, Weiber Tratz. Der wunder vnrichtige, vñ ſpotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern: Ein New geläſſ auff das vber kurzweiligeft zübelachen, wo anders die Flöh mit ſtechen die kur-

tzweil nicht lang machen‹. Strassburg, Bernhard Jobin 1573. Das Werk erschien ohne Verfasserangabe.

27 ›Des Flohs klag, von der Weiber Todſchlag, in eim geſpräch mit der Mucken fürgebracht, züſehen wie vnſchuldig man ſie ſchlacht‹. Für die zweite Auflage des Werkes (1577) arbeitete Fischart Holtzwards ›Flohklage‹ vollständig um.

28 ›Eikones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum primariorumque, quos scire licet veteris Germaniae Heroum‹. Strassburg, Bernhard Jobin 1573. Da mir das Werk nicht vorliegt, zitiere ich den Titel nach HAUFFEN, Adolf (Hg.): Johann Fischarts Werke. Eine Auswahl. Erster Teil (Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe, erste Abteilung, Bd. 18) Stuttgart o. J., S. LXV. Die ›Eikones‹ wurden 1581 im Anhang zu den ›Emblematum Tyrocinia‹ mit deutschen Übersetzungen versehen erneut gedruckt. Hinzugefügt wurde auch ein deutscher Untertitel: ›Bildnuſſen oder Contrafacturen der XII. Erlten Alten Teutſchen Kônig oder Fürſten, welcher Tugend vnd Thaten für andern gerümt vñ gepreißt vnd bei den Geſchichtſchreibern gedacht wird. Sampt kurtzer beſchreibung jres Vrſprungs vñ herkomens mit anzeygung zu was zeiten ſie geregiert vnd gelebt haben‹.

29 Der Maler Tobias Stimmer, der Dichter Johann Fischart sowie der Strassburger Verleger und Formenschnneider Bernhard Jobin bildeten eine äusserst produktive Arbeitsgemeinschaft, durch deren zahlreiche Publikationen Jobin zu einem der bedeutendsten Verleger seiner Zeit aufstieg. Vgl. DÜFFEL, Peter von; SCHMIDT, Klaus: Nachwort. In: Dies. (Hgg.): Mathias Holtzward. Emblematum Tyrocinia. Mit einem Vorwort über Ursprung, Gebrauch und Nutz der Emblematen von Johann Fischart und 72 Holzschnitten von Tobias Stimmer (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 8555–57) Stuttgart 1968, S. 211 f. Eine Neuauflage ist in Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 18464, Stuttgart 2006, erschienen.

30 ›EMBLEMATVM|Tyrocinia: Sive|PICTA POESIS LATINOGERMANICA. Das iſt. |Eingeblümete Zierwerck / |oder Gemälpoefy. |Jnnhaltend|Allerhand GeheymnußLehren / |durch Künſtfündige Gemäl angepracht / |vnd poetiſch erkläret. Jedermännlichen / |beydes zu Sittlicher Beſſerung des|Lebens / vnd Künſtlicher Ar=|beyt vorſtändig vnd ergetzlich [...].‹. Strassburg, Bernhard Jobin 1581. Ein Nachdruck ist bei Reclam Stuttgart erschienen (vgl. Anm. 29).

- 31 Zürich, Staatsarchiv: E II 378, 1922. Holtzwards Aussage dürfte kaum auf die im selben Jahr erschienenen »Eikones« zu beziehen sein.
- 32 Zürich, Zentralbibliothek: Z 3.218/4.
- 33 Basel, Universitätsbibliothek: Am VII 24.
- 34 Regensburg, Universitätsbibliothek: 00/GG 0001 H758 S2.
- 35 Colmar, Bibliothèque Municipale: V 12 368 A/3.
- 36 London, British Library: 11745.a.22.
- 37 Krakau, Biblioteka Jagiellońska, unter der alten Berliner Signatur: Y q 231:R.
- 38 So urteilt Holtzward in seiner Widmungsrede ganz ähnlich wie Luther über die apokryphen Bücher, die nicht in den offiziellen Kanon der reformierten Bibel aufgenommen wurden: Er hält sie nicht für eigentlich *geſchehene hiſtorien* (Holtzward, Mathias: Saul, a 5^a), sondern für Fiktion, ganz wie Luther auch über das Buch Judith mutmasst: *Etliche wollen / Es ſey kein Geſchicht / Indern ein geiſtlich ſchön Geticht* (LUTHER, Martin: Biblia Germanica [1545], Vorrede zum Buch Judith. Vgl. auch die Vorreden zu den Büchern Esther und Daniel [Susanna-Kapitel]). Auch die Figur des Orators Mathathias ist übrigens einer – nach Luthers Definition – apokryphen Schrift entnommen (1. Makk. 2,1–70).
- 39 Vgl. zu Holtzwards Sprache: KOCH, Paul: Der Flöh-haz von Johann Fischart und Mathias Holtzward. Diss. Berlin 1892, hier besonders S. 24–27.
- 40 Vgl. auch dazu: ebd., S. 28–30.
- 41 HOLTZWART, Mathias: Saul, I 7^b.
- 42 RÜTE, Hans von: Goliath. In: Christ-Kutter, Friederike; Jaeger, Klaus; Thomke, Hellmut (Hgg.): Hans von Rüte. Sämtliche Dramen, Bd. 2 (Schweizer Texte Neue Folge, Bd. 14) Bern, Stuttgart, Wien 2000, V. 209–290 und V. 293–333. Auch Rütens »Goliath« wurde von Samuel Apiarius gedruckt, dies allerdings noch zu seiner Berner Zeit 1555.
- 43 Und nicht, wie in der Forschungsliteratur häufig zu lesen ist, im böhmischen Städtchen Gabel. Dieser Irrtum geht auf einen Lesefehler Gottscheds zurück, den bereits Goedeke bemerkte (GOEDEKE, Karl: Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweiter Band: Das Reformationszeitalter. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage, Dresden 1886, S. 351).
- 44 WURSTISEN, Christian: Diarium. Herausgegeben von R. Luginbühl. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1 (1901) S. 53–145, hier S. 119.
- 45 Heute der Marktplatz vor dem Rathaus.
- 46 Dieser Text ist abgedruckt unter dem Titel »Saul und David in Scene gesetzt. 1571 (Nach Handschrift)« in: BUXTORF-FALKEISEN, Carl: Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem 16. Jahrhundert. Heft 3: 1550–1600, Basel 1868, S. 76. Leider gibt Buxtorf-Falkeisen seine Quelle nicht bekannt, und sie konnte bis jetzt nicht eruiert werden.
- 47 Vgl. MOHR, Fritz: Die Dramen des Valentin Boltz. Diss. Basel 1916, S. 109. Zetteln, zetten: »in kleinen Theilen verthun, besonders in der Landwirthschaft die Heuhaufen mit der Gabel [...] verzetten, verzeteln [...]«. STALDER, Franz Joseph: Schweizerisches Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt. Samt einem Anhang der verkürzten Taufnamen. Herausgegeben von Niklaus Bigler (Reihe Sprachlandschaft, Bd. 14) Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg 1994, S. 647.
- 48 Musste man den Kornmarkt vielleicht aufgrund starker Regenfälle mit Gras oder Stroh »zetteln«, um ihn so (leicht verspätet) doch noch bespielbar zu machen?
- 49 WELLER, Emil: Das alte Volks-Theater der Schweiz. Nach den Quellen der Schweizer und süddeutschen Bibliotheken bearbeitet, Frauenfeld 1863, S. 251.
- 50 BAECHTOLD, Jakob: Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, Frauenfeld 1892, S. 98.
- 51 LINDT, Johann: The Paper-Mills of Berne and their Watermarks 1465–1859 (with the German Original) (Monumenta Chartae Papyraceae Historiam Illustrantia, Bd. 10) Hilversum 1964.
- 52 Wasserzeichen Raubtiere. Bearbeitet von Gerhard PICCARD (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg. Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. Sonderreihe: Die Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Findbuch XV: Wasserzeichen Vierfüßler, Teil 2: Raubtiere) Stuttgart 1987.
- 53 Vgl. auch die Beschreibung des Manuskripts in: SCHERRER, Gustav: Verzeichniss der Manuscripte und Incunabeln der Vadianischen Bibliothek in St. Gallen, St. Gallen 1864, S. 34 f.
- 54 BAECHTOLD (wie Anm. 50).
- 55 Vgl. BÄTSCHER, Theodor Wilhelm; STÜCKELBERGER, Hans Martin: Kirchen- und Schulgeschichte der Stadt St. Gallen. Von Vadians Tod bis zur Gegenwart. Erster Band: 1550–1630. Bearbeitet von Theodor Wilhelm Bätischer, St. Gallen 1964, S. 334 f.

- 56 HOLTZWART, Mathias: Saul, c 4^a.
- 57 GWALTHER, Rudolf: *Monomachia Davidis et Goliae*. Zürich: Christoph Froschauer [1541]. Vgl. die Online-Publikation: *Monomachia|Davidis et Goliae,|& Allegorica eiufdem expo|itio, Heroico carmi|=|ne def|cripta, una cum alijs quibuf|dam, quo=|rum catalogum |equens pagella|exhibet omnia. |Rodolpho Gwalthero|Tigurino authore. |Tiguri apvd Chri=|ltophorum Frof|chouerum*. <http://www.uni-mannheim.de/mateo/camena/gwalt11.jpg> (19.08.05). Der Katalog von Vadians Bibliothek, den Josua Kessler 1553 erstellt hat, belegt, dass die Gwalther'sche ›Monomachia‹ (offenbar sogar mit einer persönlichen Widmung des Autors) unter Vadians Büchern vorhanden war. Leider ist der Band heute verschollen. Vgl. SCHENKER-FREI, Verena: *Bibliotheca Vadiani*. Die Bibliothek des Humanisten Joachim von Watt nach dem Katalog des Josua Kessler von 1553. Unter Mitwirkung von Hans Fehrlin und Helen Thurnheer (Vadian-Studien, Bd. 9) St. Gallen 1973, S. 399, Nr. 1248. Für den Hinweis auf die Existenz der ›Monomachia‹ in Vadians Bibliothek danke ich Kurt Jakob Rüetschi (Luzern).
- 58 HOLTZWART, Mathias: Saul, b 6^a.
- 59 BÄTSCHER (wie Anm. 55) S. 299 bzw. 308f.
- 60 Ebd., Personenregister.
- 61 Ebd., S. 311 bzw. 322.
- 62 Ebd., S. 184–187.
- 63 Ebd., S. 302.
- 64 Ebd., Personenregister. Leider gibt Bättscher nicht an, welchen Quellen er Dennenbergs Lebensdaten entnimmt.
- 65 Die Matrikel der Universität Basel (wie Anm. 5) S. 278.
- 66 Stadtarchiv St. Gallen, Missiven. Statt einer Signatur findet sich darauf der wohl schon etwas ältere Vermerk »zu Raathsbuch 1583, 23. Mai, Seite 41«. Von diesem Brief spricht auch BÄTSCHER (wie Anm. 55) S. 184–186.
- 67 Vgl. BÄTSCHER (wie Anm. 55) S. 340–343.
- 68 Ebd., S. 303.
- 69 Ebd., S. 303–305.
- 70 Für die freundliche Auskunft danke ich Ursula Hasler vom Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde Sankt Gallen.
- 71 SCHERRER, Johann Jakob: *Stemmatologia Sangalensis*, Exemplar Sankt Gallen, Stadtarchiv.
- 72 Vgl. ebd., Bd. IV, S. 651.
- 73 Vgl. ebd., Bd. IX, S. 677.
- 74 Vgl. ebd., Bd. II, S. 705, wo er im Eintrag seines Vaters, Ulrich Frank, figuriert.
- 75 DIEM-BERNET, Ulrich: *Aus der st. gallischen Theatergeschichte*. Erster Teil: Der Kampf um den Einzug des Theaters in die Stadt St. Gallen und die Gründung der Theateraktiengesellschaft 1801–1805. Separatdruck aus dem Theateranzeiger der Stadttheater-A.-G., St. Gallen 1927, S. 7.
- 76 Ebd., S. 6f.
- 77 PLATTER, Felix: *Tagebuch*. Herausgegeben von Valentin Lötscher (Basler Chroniken 10) Basel 1976, S. 81–86.
- 78 BÄTSCHER (wie Anm. 55) S. 334f.

Beate Falk

TIROLER, TEUFELS-PLÄTZ UND SCHNECKENKÖNIG

Die Figuren eines barocken Konstanzer Karnevalsumzugs aus dem Jahr 1778 und ihr Weiterleben in der heutigen Fastnacht

In der schwäbisch-alemannischen Fasnet ist man seit Jahrzehnten bestrebt, seine Wurzeln zu finden. Wurden diese Wurzeln seit den 1930er Jahren durch die nationalsozialistische Ideologie in vorchristlicher Zeit definiert, in denen die angeblich germanischen Riten der Winteraustreibung eine zentrale Rolle spielten, so hat erst Dietz-Rüdiger Moser¹ 1986 den christlichen Ursprung der Fastnacht auf wissenschaftlicher Grundlage nachgewiesen. Bei dieser christlichen Auslegung der Fastnacht spielt der Dualismus der lasterhaften Welt einerseits mit der tugendhaften christlichen Lebensweise in der vorösterlichen Fastenzeit andererseits eine zentrale Rolle. Nachdem Werner Mezger 1991 seine Studien zum Fortleben des mittelalterlichen Fastnachtsbrauchs in der europäischen Festkultur vorgelegt hat², wird versucht, die überlieferten Figuren in der schwäbisch-alemannischen Fasnet auf das Mittelalter zurückzuführen. Das 18. und das 19. Jahrhundert werden dagegen kaum zur Kenntnis genommen, da man glaubt, die schwäbisch-alemannische Fasnet habe mit dem »Carneval« nichts gemein. Doch gerade im barocken Karneval des 17. und 18. Jahrhunderts, wie er an den Fürstenhöfen, Adelsresidenzen, beim städtischen Patriziat und an den Kloster- und Jesuitenschulen zusammen mit den Zunftbürgern der Städte im Sinne einer Maskerade mit *gezielten Anspielungen auf Sitten und moderne Torheiten*³ praktiziert wurde, liegen die gemeinsamen Wurzeln des so genannten rheinischen Karnevals wie auch der schwäbisch-alemannischen Fasnet.

Eine richtungweisende Quelle im Stadtarchiv Konstanz, die einen barocken Karnevalsumzug der Stadtbürger Ende des 18. Jahrhunderts überaus detailfreudig schildert, lässt bisher ungeahnte Rückschlüsse auf vermeintlich altbekannte Fasnetsfiguren zu. So wird sich nachfolgend unter anderem auch die Frage stellen, ob hinter dem Elzacher Schuddig, der als eine der Vorzeigefiguren in der schwäbisch-alemannischen Fasnet gilt, nicht ein barocker, karnevalesker Schneckenkönig steckt. Anhand der Quellen- und Literatúrauswertungen zum Karneval des 19. Jahrhunderts in den Städten Lindau, Über-

lingen, Konstanz, Tettngang, Ravensburg und Weingarten lässt sich nachweisen, dass der barocke Karneval mit seinen überlieferten Elementen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in ganz Oberschwaben eine ungebrochene Tradition aufwies⁴. Erst durch die Gründung der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte im Jahr 1924 und ihrer aus dem Dritten Reich erwachsenen Paraderolle erhielt die Fastnacht im südwestdeutschen Raum eine besondere Prägung, die darauf abzielt, sich in strikter Abgrenzung zum »rheinischen« Karneval als einzigartiges Fastnachtsbrauchtum zu begreifen. Dass dieses Selbstverständnis trägt, zeigen die nachfolgenden Ausführungen.

1. BESCHREIBUNG DES BAROCKEN KONSTANZER KARNEVALSUMZUGS AUS DEM JAHR 1778⁵

Im Jahr 1778 reichten Studenten und Bürger der Stadt Konstanz beim Magistrat ein Gesuch ein, zur Fastnacht einen maskierten Umzug veranstalten zu dürfen, der das Thema *Die umgekehrte Welt mit ihren fünf Sinnen* zum Motto haben sollte. Maßgeblich verantwortlich für den überaus subtilen inhaltlichen Aufbau des Umzugs dürften die Lehrer und Studenten des ehemaligen Jesuitenkollegs gewesen sein, das nach der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahr 1773 von der vorderösterreichischen Regierung als Lyzeum weitergeführt worden war. Die am Umzug teilhabenden Bürger der Stadt erwiesen sich als Konstanzer Zunfthandwerker, die in das Vorhaben der Gymnasiasten mit eingebunden waren. Die Thematik mit der Darstellung der fünf Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen) entspricht einer Allegorie des höfischen Karnevals, die hier mit der umgekehrten, also negativen Welt, kombiniert wurde. Die den fünf Sinnen zugeordnete lasterhafte Welt beinhaltete die Hoffart, die Untreue, die Falschheit, den Betrug, die Unmäßigkeit, die Verschwendung, die sexuelle Begierde und die Faulheit. Ziel des Umzugs war es also, belehrend auf die Mitwirkenden und Zuschauer einzuwirken, um ihnen die Folgen des Verfalls von Sitte und Moral vor Augen zu führen. Im Folgenden sollen die fünf Aufzüge des barocken Karnevalsumzugs im Einzelnen beschrieben werden:

VORTRAB

Im so genannten Vortrab, der die Spitze des Zuges einnahm, und dessen Aufgabe es war, den Weg durch die Menge freizumachen, ritt eine allegorische Gestalt hoch zu Ross, die die fünf Sinne verkörperte und von Paukern und Trompetern eskortiert wurde. Ihr folgten die Einzeldarstellungen der fünf Sinne in Gestalt des griechischen Philosophen Diogenes, der bei Kaiser Alexander dem Großen einen Wunsch frei hatte und ihn sogleich darum bat, er möge ihm aus der Sonne gehen (Fühlen)⁶. Ein Koch (Schmecken), ein Kellner (Sehen), ein Gärtner (Riechen) und ein Geiger (Hören) schlossen sich an. Unter diese fünf Sinne mischten sich die Masken der nachfolgend im Zug noch ausführlich dargestellten Laster: die Hoffart als großer Reifrock und der geflügelte Cupido mit



Abb. 1: Aus Holz geschnitzte, farblich gefasste Maske, Bayern, wohl 18. Jh. Im Karnevalsanzug bzw. -schauspiel und in der Fronleichnamsprozession wurde diese barocke Maske für die Darstellung alttestamentarischer/vorchristlicher Herrscher wie König Salomon, König Midas oder König Assurbanipal eingesetzt, war aber auch für die Verkörperung antiker Figuren wie den griechischen Philosophen Diogenes denkbar. Museum Europäischer Kulturen, Staatliche Museen zu Berlin, Inv. Nr. 31 M 77.

seinen Liebespfeilen zu Pferd als Sinnbild der sexuellen Begierde wurde begleitet von König Midas auf einem hölzernen Rössle, der die unmäßige Gier symbolisierte. Midas wäre fast verhungert und verdurstet, weil er sich gewünscht hatte, dass alles, was er berührt, in Gold verwandelt wird⁷.

Dem Vortrab folgten nun fünf Gruppen, die den fünf Sinnen entsprachen und denen sich die einzelnen Lasterdarstellungen unterordneten.

ERSTER SINN: SEHEN

LASTER: HOFFART, UNTREUE

Die erste Gruppe stellte das Sehen mit dem vieläugigen Riesen Argus zu Pferd dar. Argus, einer Figur aus der griechischen Mythologie, folgten 100 Augen, die wohl von einer großen Anzahl Verkleideter dargestellt wurden. Dem Sehen waren die Hoffart und die Untreue zugeordnet. Die Hoffart fuhr, prächtig herausgeputzt, in einer Kutsche vor und wurde dabei von zwei Teufeln flankiert. Ihnen folgten *der große Reifrock*, das Kammermensch (eine modisch herausgeputzte Kammerzofe), ein Modenarr, *die große Perücke*, Narren mit Gabeln, ein

Hoffartstor und eine Modesänfte. Ob mit der nachfolgenden Gruppe eines Vogelnests die Narrenbrut gemeint war, ist nicht ganz klar. Während ein Brillenhändler wiederum eine Allegorie des Sehens darstellte, galten der Perückenmacher, der Bediente (Diener) und der Hausierer als die unerschöpflichen Quellen der Putzsüchtigen.

Eine Frau zu Pferd als Personifikation der Untreue führte die nächste Gruppierung an, der Samson und Delilah folgten. Samson besaß durch seine langen, nie geschorenen Haare unbändige Kräfte, die er erfolgreich im Kampf seines Volkes Israel gegen die Philister einsetzte. Von seiner Geliebten Delilah der Haare beraubt und für Geld verraten, konnte er schließlich von den Philistern gefangen genommen werden⁸. Dieses beliebte Motiv der Untreue zeigten bereits die Jesuiten im Jahr 1568 anlässlich der Hochzeit Herzog Wilhelms V. von Bayern als Theaterstück, um die frisch Vermählten an ihr eheliches Treuegelöbnis zu erinnern⁹. Die Untreue zwischen Mann und Frau, hervorgerufen durch sexuelle Begierde, symbolisierten Männer, die in Hennengattern, Körben und Kochhäfen kutschiert und von ihren Frauen und Kindern lärmend verfolgt wurden. Ein Narr, der sich in einem überdimensionierten Herz tummelte, während eine wohl aufreizende Dame nebenherspazierte, wies auf die weiteren Gefahren der verbotenen Liebe hin, die in der Gestalt von Frauenzimmern (Stadtbürgerinnen) und Bäuerinnen sowie zwölf rei-

tenden Weibern mit Kunkeln in den Händen folgten. Sie symbolisierten die Kunkel- oder Spinnstuben in der Stadt und auf dem Land, in denen junge Burschen allzu leichtfertig mit Mädchen anbandeln konnten. Ein Schindlenmann, auf den später noch näher einzugehen ist (vgl. Kapitel 3.5.), und ein Weber sowie Kaiser Heliogabulus, eine vorchristliche und daher lasterhafte Herrscherfigur im Wagen bildeten den Schluss dieser Gruppe. Schindlenmann und Weber leiteten in diesem Fall schon zur nächsten Sinnes-Gruppe, dem Hören, über. Mit was der Weber im Umzug klapperte, wird nicht verraten, aber es sollte in diesem Zusammenhang sicherlich auf den klappernden Webstuhl hingewiesen werden, der den Alltag dieser Berufsgruppe begleitete. Beim Schindlenmann handelte es sich um einen Schreinergehilfen, der zur Fasnacht seinen Hut und die Kleidung in witziger Weise mit Schindeln benäht hatte, die beim Hüpfen ebenfalls klapperten.

ZWEITER SINN: HÖREN

LASTER: UNTREUE DER WELT, VERLOGENHEIT

Die zweite Gruppe, die den Hörsinn symbolisierte, wurde mit dem im Wagen fahrenden Apollon eingeleitet, der als antiker Gott der Musik von Musikanten begleitet wurde. Der Gruppe folgte in auffälliger Weise ein Geißbock (das ist der Teufel) mit einer Leier, der vermutlich Misstöne hervorbrachte, die auf ein nachfolgendes Laster aufmerksam machen sollten. Dieses Laster war die Untreue der Welt, die auf einem Triumphwagen daherfuhr. Ihr folgten mehrere Berufs-Gruppierungen, die sich durch Lärmen und Schreien ihr Geld verdienten. Darunter waren Marktschreier, Raritäten-Krämer, Kaufleute, Boten, Schiffsleute, Schuhwachs- und Zeitungshändler wie auch Zahnärzte, die damals ihre Kunst auf den Jahrmärkten anpriesen. Summende Bienen und ein schrill pfeifendes Murmeltier ließen subtil tierischen Lärm vernehmen. Zuletzt trat erneut das Laster der Untreue der Welt in Gestalt von Türken auf: ein türkischer Bassa zu Pferd, ein Sultan im Wagen mit zwölf Türken und türkische Musik erinnerten an die vorausgegangene instabile politische Lage im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, die durch die immer wieder neu aufflammenden Türkenkriege hervorgerufen worden war. Hinter den Türken ritt ein Hanswurst hoch zu Pferd.

DRITTER SINN: RIECHEN

LASTER: BETROGENE WELT

Die dritte Abteilung befasste sich mit dem Geruchssinn, der von Flora als antiker Göttin der Blumen und des Frühlings symbolisiert wurde. Ihr waren als Laster die betrogene Welt (*verspricht viel, hält nichts*) zugeordnet. Den Duft und den angenehmen Geruch stellten aufmarschierende Gärtner dar. Überschwänglich gefüllte Blumenkörbe waren vermutlich mit Papier- oder Seidenblumen gefüllt, während weniger angenehme Gerüche und der Gestank mit Hilfe eines Pfeifenrauchers, eines Schwefelhölzermanns, eines Zundelmanns und eines Lohmanns dargestellt wurden, wobei letzterer stinkende Gerberlohe transportierte. Der betrogenen Welt auf ihrem anschließenden Triumphwagen

folgten hinter dem Waldgott Faun zu Pferd Diana und Aktäon mit Jägern und Hunden. Dargestellt wurde mit dieser Gruppe die antike Sage von dem berühmten Jäger Aktäon, der die Göttin Diana auf der Jagd beim Baden beobachtete, wobei diese ihn in einen Hirsch verwandelte. Die Hunde des Aktäon erkannten daraufhin ihren Herrn nicht mehr und zerfleischten ihn nach dem oben genannten Motto: »er hat sich viel von der Situation versprochen und alles verloren«. Nun folgte auf einen *veränderlichen Baum* die Sonne im Wagen. Die abschließende Darstellung eines Vogelhändlers leitete zur nächsten und vierten Gruppe, dem Geschmack über, dem als Laster die Falschheit, der Betrug und die Unmäßigkeit zugeordnet waren.

VIERTER SINN: GESCHMACK

LASTER: FALSCHHEIT, BETRUG, UNMÄSSIGKEIT

Den Geschmack symbolisierten einschlägige Berufszweige wie ein Koch, Pasteten- und Kuchlbäcker, Gutelen- (Gutsle-) und Marzipankrämer sowie ein Tiroler mit einer Zitrone. Zitronen waren »die« Modefrucht des 18. Jahrhunderts und wurden zu dieser Zeit in den Limonengärten am Gardasee gezogen, wo sie einen bedeutenden Exportartikel darstellten. Eine Garküche ließ geschmackvolle Speisen erahnen, Jäger mit Hasen zeigten ihren erlegten Braten, bei dem einem das Wasser im Munde zusammenlaufen musste und der König aus dem Schlaraffenland fuhr auf einem Wagen vorüber. Das zugeordnete Laster der Falschheit triumphierte auf einem besonderen Wagen, dem ein Vogelhändler vorausging. Dass der Vogelhändler explizit die Falschheit symbolisiert, verdeutlicht ein altes, seit 1600 nachgewiesenes Sprichwort, das lautet: »Ein süßer Gesang hat schon manchen Vogel betrogen«¹⁰. Der Betrug wurde weiter thematisiert durch eine Gruppe Juden, die von einem Juden zu Pferd angeführt wurden. Diesen folgten Gewerbetreibende, denen im Alltag betrügerische Machenschaften unterstellt wurden. Zu diesen zählten die Müller, die angeblich mit dem abgezweigten Mehlstaub ihre Säue fütterten, Bäcker, die zu kleine Brötchen buken, Kornhändler, die ihr Korn überteuert verkauften, Wirte, die zu wenig einschenkten sowie Kessler als Landfahrer und Schuhmacher. Ihnen folgten als weitere dubiose Zunftbrüder eine Gruppe von Schneidern mit Scheren, die auf Geißböcken ritten und von einem Teufel zu Pferd mit einer Schneiderfahne angeführt wurden. Diese hochinteressante Gruppe, die eine umfangliche Erklärung benötigt, wird im Kapitel 3.11. ausführlich besprochen.

Eine verkaufte Katze, die als Hasenbraten deklariert wurde, und Mäuse für Vögel schlossen die Gruppe des Betrugs ab.

Zwei Zuckerhüte als Symbole für süße Leckereien, ein Milchbub mit einer Kuh, die süßen Rahm versprach, und die Darstellung eines Kaffeehauses demonstrierten noch einmal das Schmecken. Ihnen folgte der antike Gott Merkur im Wagen, der als Gott der Händler, Diebe und Betrüger die Thematik beschloss.

Die nachfolgende Gruppe der Unmäßigen führte die Trunkenheit zu Pferd an, der zwei Betrunkene folgten. Ihnen schlossen sich der für sein Unmaß bekannte assyrische,

vorchristliche Kaiser Sardanobel (Sardanapal/Assurbanipal) an, der wegen seines trunkenen Zustands in einem Wagen kutschiert werden musste¹¹. Auch der antike Gott des Weines, Bacchus, durfte nicht fehlen. Bei seinen in der römischen Antike mit Wein und Musik begangenen Festen, den so genannten Bacchanalien, fielen die Eingeweihten in ekstatische Zustände, die im 18. Jahrhundert nur noch als Übermaß des Weins gedeutet wurden. Deshalb schoben mehrere Diener ein riesiges Weinfass nach. Als Parodie auf die Trunkenheit traten nun sämtliche Berufsgruppen auf, die Trinkgefäße herstellten, mit Wein handelten oder ihn servierten: ein Glasmann, Krughändler, Branntweinhändler, Küfer und Kellner. Die Gruppe wurde durch einen Mohrentanz, einen Mohrenkönig zu Pferd und Musikanten beschlossen, die jedoch bereits zur nächsten Abteilung, dem Fühlen mit dem zugeordneten Laster der sexuellen Begierde überleiteten.

FÜNFTER SINN: FÜHLEN/GEFÜHL

LASTER: SEXUELLE BEGIERDE, FAULHEIT

Symbolisierten Mohren im höfischen Karneval in der Regel einen der vier Erdteile (Afrika), so hatten sie hier eine andere Bedeutung: sie galten in diesem Fall als die unmoralischen, nackten Wilden, die ihre uneingeschränkte sexuelle Freiheit ohne Scham genossen. Das Fühlen als fünfter Sinn wurde hier mit dem Gefühl interpretiert und mit der Liebe assoziiert. Deshalb wurde die Gruppe von Venus als Göttin der Liebe in einem Wagen eröffnet, dem der Liebesgott und neckische Sohn der Venus, Cupido/Amor, zu Pferd reitend folgte. Unmäßige Liebe führt zur Begierde, die auf einem eigenen Wagen folgte und von Jägern zu Pferd eskortiert wurde. Die sexuelle Begierde (Wollust) nahm nachfolgend einen breiten Raum ein, zu dem folgende Darstellungen aufgeboten wurden:

Sieben Jungfrauen schlugen sich um eine Männerhose, zwei Narren trugen einen verliebten Herrn. Ein alter, verliebter Narr ging mit dem Tod vereint und eine Maske mit der Bezeichnung *Tag und Nacht* ritt hoch zu Pferd. Interessant ist, dass es sich hierbei um eine klassische venezianische Maske unter dem Namen »Halbtag-Halbnacht« handelt (vgl. Kapitel 3.19.). Es trat der Mond als Symbol der Narrheit auf¹², dem ein Mann mit einer Laterne folgte, der als Geiler, Liebeskranker auf der Suche nach nächtlichen sexuellen Abenteuern umherirrte. Das gepresste Herz, näher bezeichnet als *Herz unter der Presse*, wohl ein auf einem Wagen geführter Aufbau, verdeutlichte den Seelenzustand dieser lasterhaften Gestalten. Ein öffentlicher Handel mit Ochsenhörnern wies offenkundig auf gehörnte Ehepartner hin, während die Figuren *Halb-Mann-Halb-Weib* sowie *Schlaf und Traum* schließlich die große Gruppe der sexuellen Begierde abschlossen. Das sich anschließende Laster der Faulheit stand unter dem Motto *Faulheit vermehrt die Bettelei*. So fuhr die Faulheit selbst im Triumphwagen voraus, dem ein Bettelweib zu Pferd folgte. Die Bettelfuhre, mit der man missliebige Bettler auf Wagen durch den Bettelvogt aus der Stadtgemarkung zwangsweise entfernte, und zahlreiches fahrendes Volk, bestehend aus Zigeunerinnen und Bettlern, schloss die Gruppe der Faulheit ab, der die gerechte Strafe



Abb. 2: Aus Holz geschnitzte, farblich gefasste Maske eines Totenkopfs, die ebenfalls in barocken Karnevalsumzügen und Fronleichnamsprozessionen Verwendung fand. Deutschland, wohl frühes 18. Jh. Museum Europäischer Kulturen, Staatliche Museen zu Berlin, Inv. Nr. 31 M 83.

folgte: so trat nun der Zuchtmeister eines Zucht-hauses auf, der das Gesindel durch körperliche Züchtigungen abstrafte. Den Abschluss bildete ein Wagen mit faulen Weltmenschen.

ABSCHLUSS: ASCHERMITTWOCH

Der Fastnachtsumzug näherte sich seinem Ende mit der letzten Gruppe, der ein Schneckenkönig zu Pferd vorausritt. Dieser Schneckenkönig symbolisierte nichts anderes als den Aschermittwoch, der die österliche Fastenzeit einleitet und Gelegenheit zu Reue, Buße und Umkehr bietet. Schnecken waren und sind ein verbreitetes Fastenessen. Dem Schneckenkönig folgten weitere symbolische Hinweise auf Fastenspeisen, die alle dem Reich des Wassergottes Neptun entstammten: hinter Neptun zu Pferd ritten ein Stockfischreiter und ein Heringreiter. Diesen schloss sich die gesamte Konstanzer Fischerzunft an. Unter dem Motto des *Blauen Montags*, dem ehemals bis ins

18. Jahrhundert üblichen arbeitsfreien Tag der Handwerker, die dafür am Samstag arbeiteten, folgten alle Zunftmeister, Gesellen und Lehrlinge der Konstanzer Handwerkerzünfte. Schlussendlich markierte das *Wirtshaus im goldenen Fässle* den gebührenden Abschluss des Zuges.

2. WEITERE BAROCKE KARNEVALSUMZÜGE IN SÜDWESTDEUTSCHLAND

Der im Wesentlichen hier wiedergegebene Konstanzer Karnevalsumzug aus dem Jahr 1778 vermittelt auf subtile Art Inhalte, die uns durch den dargebotenen Symbolgehalt heute nicht mehr ohne Weiteres geläufig sind. Dem halbwegs gebildeten Publikum des 18. Jahrhunderts waren sie jedoch durchaus vertraut, da ihm sündige Triebverfallenheit und menschliches Fehlverhalten regelmäßig in geistlichen und weltlichen Theaterdarbietungen mahnend vor Augen gestellt wurde. Solche Theaterstücke spielten nicht nur die Schüler der Ordensgymnasien der Jesuiten, Benediktiner, Dominikaner, Karmeliter und Franziskaner, sondern auch bürgerliche Theatergesellschaften, wie sie uns aus Biberach, Ravensburg und Kempten bekannt sind. Selbst auf den Zunfthäusern wurden im 18. Jahrhundert Theaterstücke mit offensichtlich moralisierendem Inhalt dargeboten¹³ und so dürfen schließlich auch die Wanderbühnen mit ihren ebenfalls moralisierenden

Hanswurststücken¹⁴ nicht außer Acht gelassen werden. Vor diesem Hintergrund sind barocke Karnevalsumzüge nichts anderes als mobile Fastnachts-spiele, die natürlich ohne Weiteres auch mit einer Theateraufführung kombinierbar waren. Dass solche Karnevalsumzüge in vielen Orten Südwestdeutschlands gerade im 18. Jahrhundert keine Seltenheit waren, sollen die nachfolgenden Beispiele zeigen, die jedoch nur fragmentarisch sein können, da flächendeckende Forschungen zum Karneval des 17. und 18. Jahrhunderts fehlen.

1749 veranstalteten die Schüler des Benediktiner-Gymnasiums in Villingen einen *Auszug Heutiger Welt-Narren* mit erbaulichen Sitten-Lehren zu Ehrlicher Fastnacht-Ergözung. Der Umzug umfasste 11 Aufzüge, die teilweise mit dem Konstanzer Karnevalsumzug von 1778 identisch sind¹⁵:

Im erstem Aufzug folgte ein buntes Narrenregister einem blinden Führer, das heißt, Narren folgten einem Narren. Der zweite Aufzug stellte die betrogene


Welt dar unter dem Motto *Was d'Wahrheit singet, wird verlacht*. Der dritte Aufzug beschäftigte sich mit der Hoffart. Dem Hoffartsnarr auf Stelzen schloss sich Nebukadnezar an, der als König von Babylon zur Überwindung seiner hoffärtigen Überheblichkeit sieben Jahre ohne Verstand wie ein Tier zubringen musste¹⁶. Der vierte Aufzug widmete sich mit einem Weibernarren dem Laster der sexuellen Begierde. Es folgte der jüdische König Salomon mit einer Narrenkappe. Salomon hatte im Alter eine Anzahl ausländischer Frauen geheiratet und Gott damit gefrevelt, dass er zusätzlich deren Göttern diente¹⁷. Der fünfte Aufzug beschäftigte sich mit Eltern, die ihre Kinder nicht nach den zehn Geboten erzo-gen. Deshalb folgte dem Kindernarr ein Affenspiel als Symbol dafür, dass diese Kinder damit zu Kumpanen des Teufels wurden. Der sechste Aufzug war ein närrischer Musi-kantenchor. Der siebte Aufzug zeigte mit dem Fressnarr die Völlerei an, während der achte Aufzug die Trunkenheit zum Thema hatte. Der neunte Aufzug geißelte die Vergnü-gungssucht. Hier hatte auch ein Teufel seinen Auftritt. Der zehnte und vorletzte Aufzug

Auszug

Heütiger Welt = Narren

Mit
Erbaulichen Sitten = Lehren
Zu
Ehrlicher
Fastnacht = Ergözung

Von dem Löbl. GYMNASIO
P.P. Benedic. in Villingen
den 13. Febr. vorgestellt
Anno 1749.



Getruckt zu Rottweil bey J. Thaddäo Seyrer.

Abb. 3: Gedruckte Inhaltsangabe (Perioche) eines Karnevalsumzugs des Villingener Benediktiner-Gymnasiums unter dem Titel: »Auszug Heutiger Welt-Narren Mit Erbaulichen Sitten-Lehren Zu Ehrlicher Fastnacht-Ergözung«, Deckblatt, Rottweil 1749. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen Jb 27/Titel Nr. 24.

beschäftigte sich mit der Faulheit. Ein fauler Narr schlief im Mist. Der Mist (Unrat), als Gegenteil der sauberen Ordnung, zeigte auf diese Weise seine Nachlässigkeit und seinen Arbeitsunwillen an. Die nachfolgende Armut und ein Henker verdeutlichten die weiteren Folgen der Faulheit. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass auch im Konstanzer Umzug die Darstellung der Faulheit ebenso am Schluss des Umzugs rangierte.

1775 veranstalteten, wiederum in Villingen, Studenten des Benediktiner-Gymnasiums einen barocken maskierten Karnevalsumzug mit dem Thema *Die Torheit der Welt, des Fleisches und des Teufels in ihren schlimmen Folgen zur heilsamen Mahnung*¹⁸. 1776 zogen die Konstanzer Bürgersöhne mit einem Karnevalsumzug durch die Stadt¹⁹, der 1778 mit dem vorbeschriebenen, detailliert geschilderten Umzug im Kapitel 1 wohl bereits zur Tradition geworden war. In Basel fanden das gesamte 18. Jahrhundert hindurch Karnevalsumzüge statt²⁰, ebenso in Aachen und Köln²¹. In Stockach veranstaltete die dortige Narrenzunft vor 1791 vielbeachtete Umzüge, die einen großen Zulauf von nah und fern verzeichneten²² und es ist kaum zu glauben, dass eine in Rottweil nachgewiesene Narrenzunft, die 1754 etwa 200 Mitglieder aus allen bürgerlichen Schichten umfasste²³, weder Schauspiele noch Umzüge veranstaltet haben soll. Im Kloster Weingarten, das ein Benediktiner-Gymnasium unterhielt, fanden im 17. und 18. Jahrhundert ebenfalls Fastnachtsspiele statt, so 1630 unter dem Motto »Grobianus et Modestus in Begleitung

Erster Aufzug. Unter Vorgang eines blinden Führers folget das grosse Narren-Register.	7ter Aufzug. Dem Freß-Narr sein Bauch voll seyn muß /
2ter Aufzug. Auff d' Narren-Musik gibt man Acht / Sitten-Lehr. Was d' Wahrheit singet / wird verlacht.	Sitten-Lehr. Die Krankheit folgt ihm auff dem Fuß. 8ter Aufzug. Beym Sauff-Narr / von dem Wein ent- zündt
3ter Aufzug. Der Hoffarts-Narr auff Stelzen steht / Sitten-Lehr. Betrachte wohl wer * ihm nachgeht.	Sitten-Lehr. Cupido, Venus sich einfindt. 9ter Aufzug. Wo man frech tanzet / und wohl auff /
4ter Aufzug. Der Weiber-Narr bekommt zum Lohn Sitten-Lehr. Die Narren-Kapp wie Salomon.	Sitten-Lehr. Der Teuffel selbst oft spihlet auff. 10ter Aufzug. Der faule Narr im Mist da schlafft /
5ter Aufzug. Der Kinder-Narren gibts auch vil / Sitten-Lehr. Oftt komit heraus das Affen-Spihl. * Nabuchodonosor.	Sitten-Lehr. Armuth / und Hencker ihn bestrafft. Letzter Aufzug. Jedamoch bleibet in der That / Und ist allzeit ganz wahr : Der ein Todt-Sünd begangen hat / Der ist der größte NARR.
6ter Aufzug. Ein Narrscher Musicanten-Chor Spihlt andren Narren weiter vor.	E N D E.

Abb. 4: Gedruckte Inhaltsangabe eines Karnevalsumzugs des Villingener Benediktiner-Gymnasiums, Festzugsfolge in elf Aufzügen, Rottweil 1749. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen Jb 27/Titel Nr. 24

ihrer Schüler«. Hier wurde der unflätige, lasterhafte Grobian samt seinem Gefolge der Mäßigung mit ihrem Anhang gegenübergestellt²⁴. Neben diesen traditionellen Theaterdarbietungen hat es in Altdorf-Weingarten zusätzlich Karnevalssumzüge gegeben, die vermutlich von einer 1787 erstmals genannten Spielegesellschaft mitinszeniert worden sind²⁵. Abschließend sei noch darauf verwiesen, dass in Hüfingen bis zum Jahr 1800 barocke moralisierende Karnevalssumzüge überliefert sind, so 1781 zum Thema der sieben Todsünden²⁶.

In Bayern, wo die Quellenforschung auf volkskundlichem Gebiet weiter fortgeschritten ist, sind eine ganze Reihe von studentischen Karnevalssumzügen bekannt. So in Landshut, wo Theologiestudenten 1761 in einem Schlitten-Umzug die zwölf Monate darstellten, denen griechische Götter, verschiedene Nationen und Laster zuordnen waren. 1776 veranstalteten die Studenten des Priesterseminars in Freising einen Karnevalssumzug zum Thema »Gleich und Ungleich«, bei dem Gegensatzpaare der unterschiedlichsten Art zusammen mit Lastern und Tugenden vorgestellt wurden und 1784 zeigten Schüler in Straubing unter dem Motto der »nährischen Steckenpferde des Menschen« eine ganze Palette von Untugenden und Lastern auf, wie sie analog bei Abraham a Sancta Clara in seinen »Hundert ausbündigen Narren« erscheinen. Weitere gedruckte Programme solcher allegorischer Schlittenfahrten sind aus den Jesuitenkollegien in München, Dillingen und Ingolstadt überliefert. Dieselben Maskierungen konnten natürlich auch für Karfreitagsprozessionen eingesetzt werden. So erfolgte eine 1711 in Wurzach als Umzug inszenierte Geißelung, Krönung und Kreuzigung Christi durch die Lasterfiguren Neid, Unkeuschheit, Geiz, Hoffart, Zorn, Trägheit, Fraß und Völlerei, während der Tod, Teufel, Samson und Juden dort ebenfalls nicht fehlten.²⁷

3. WEITERLEBEN EINZELNER ELEMENTE DES KONSTANZER KARNEVALSUMZUGS VON 1778 IN DER FASTNACHT DES 19. UND 20. JAHRHUNDERTS IM BODENSEERAUM, IN OBERSCHWABEN, AM OBERRHEIN, AUF DER BAAR, IN KÖLN, IN TIROL UND INSBESONDERE IN DER SCHWÄBISCH-ALEMANNISCHEN FASNET

Präsentierte sich die städtische Bürgerelite des 18. Jahrhunderts mit diesen Karnevalssumzügen als Garant der kulturellen Tradition und der moralischen Ordnung, so ließ sich dieser Anspruch im 19. Jahrhundert nicht mehr fortsetzen. Durch die Schließung der jesuitischen Bildungsstätten im Jahr 1773 und die nachfolgende Aufhebung der Klöster im Jahr 1803 mitsamt ihren Gymnasien wurde die Fastnacht auch ihres moralisierenden Inhalts beraubt. Das aufgeklärte Bürgertum des 19. Jahrhunderts fand zwar weiterhin an den überlieferten Sujets Gefallen, war aber nun, ohne die unterstützende Rolle des

Klerus, auf Dauer nicht mehr in der Lage, den Sinn hinter den einzelnen, weiterverwendeten Darstellungen zu verstehen. So bestanden die Karnevalsdarbietungen, wie sie bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in den Vereinen und auf der Straße abgehalten wurden, nur noch aus rudimentären Versatzstücken des einst höfischen, adeligen und klerikalen Fastnachtsbrauchtums, dem nun nach und nach neue Elemente wie historische Aufzüge, politische Karikaturen oder auch Maskenimporte aus anderen Regionen hinzugefügt wurden. Es soll nun im Anschluss gezeigt werden, welche Elemente aus dem barocken Konstanzer Karnevalsumzug des Jahres 1778 bis ins 19. und 20. Jahrhundert in Südwestdeutschland fortlebten und in der schwäbisch-alemannischen Fasnet und in Tirol immer noch präsent sind.

3.1. MECHANISCHES RÖSSLE

Am Beginn des Konstanzer Karnevalsumzugs fällt König Midas auf hölzernem Rössle auf. Obwohl im Zug etwa 56 Reiter im Einsatz waren, ist dies die einzige Karnevalsfigur, die kein echtes Pferd zur Verfügung hatte. Vermutlich erforderte seine Rolle als königlicher Verschwender einen schnelleren Bewegungsablauf im Zug, der mit einem echten Pferd nicht zu bewerkstelligen gewesen wäre²⁸. Zu denken ist an ein hektisches, verschwenderisches Gabenauswerfen zu beiden Seiten der Zuschauerreihen. Für den Auftritt dieser, in der schwäbisch-alemannischen Fasnet als Fasnets(butza)rössle und in Tirol und in der Schweiz als Fasserrössl bzw. Fasnachtströssli überlieferten Figur seien hier

noch weitere, aufschlussreiche Belege aus dem 17. und 18. Jahrhundert angeführt: 1679 veranstaltete der Kurfürst von der Pfalz am Hof zu Neuburg ein ritterliches Rossballett mit hölzernen Rösslein, wobei über die Reiter in diesem Fall keine Aussagen überliefert sind. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sie dem höfischen Karnevalskontext entsprechend kosmische Allegorien wie Erdteile, Elemente oder aber griechische Götter oder Tugenden darstellten, denn 1667 fand zu Ehren Kaiser Leopolds I. ein Rossballett mit mechanischen Rössern statt, bei dem die Reiter als Allegorie der Elemente Luft und Wasser auftraten²⁹. Auf einer Jahrmarktszene in Southwark/



Abb. 5: Mechanisches Fastnachtsross, Fasnets(butza)rössle oder Fasserrössl in einer barocken Darstellung aus dem Jahr 1784. Kupferstich von J. F. von Goetz. Staatliche Graphische Sammlung München, Inv. Nr. 159 985 D.

England wartete 1733 ein Harlekin am Rand der aus Holz gezimmerten Schaubühne auf seinen Einsatz als possenhafter Rösslereiter³⁰. 1796 traten zur Fastnacht im Salzburger Land zwei Reiter auf, einer auf einem richtigen und einer auf einem künstlichen Pferd, die als Vater und Sohn bezeichnet wurden und in einem öffentlichen Dialog die Schwächen und komischen Vorfälle innerhalb der Dorfgemeinschaft rügten³¹. Ein derartiger Rügebrauch ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch für Altdorf-Weingarten überliefert, wo das Fasnetbutzarössle bis heute ein fester Bestandteil der Fasnet ist. Der Altdorf-Weingartner Reiter ist mit einer französischen Generaluniform des 18. Jahrhunderts überliefert³². Erstaunlicherweise war im Katalog der Maskenfabrik Nick in Sonneberg noch 1885 ein solches mechanisches Rössle im Angebot, auf dem ein Polichinell ritt³³. Mit diesen wenigen Beispielen wird deutlich, dass nicht das Ross, sondern der Reiter das Thema der Darstellung vorgab, d. h. der Reiter die eigentliche Hauptfigur war. In der schwäbisch-alemannischen Fasnet ist dieser Traditionsstrang abgebrochen. Dort steht das Rössle allein im Mittelpunkt, das mit einem unbenannten Reiter ausgestattet ist und heute meist als Platzmacher im Umzug eingesetzt wird. Dem berittenen Rössle wurden in neuerer Zeit sogar noch Treiber beigegeben, die das wild ausgeilende Tier zu bändigen versuchen, als ob es keinen Reiter trüge.

3.2. DER GROSSE REIFROCK

Der große Reifrock symbolisierte die Hoffart, die von Modeteufeln und Modenarren begleitet wurde. Der Reifrock war im Zeitalter des Rokoko »das« Kleidungsstück der Damen bei Hofe und erreichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur überdimensionale Ausmaße, sondern war auch noch überbordend mit Seidenstickereien, Spitzen, Federn und Bandschleifen dekoriert. Zum Reifrock gehörte eine kunstvoll über Kissen gesteckte Hochfrisur, in die ebenfalls Seidenbänder, Federn, Kunstblu-



Abb. 6: Mechanisches Rössle mit einem Polichinelle als Reiter aus dem Maskenkatalog von Carl Josef Nick, Sonneberg 1885. Stadtarchiv Ravensburg X 147.



Abb. 7: Figurine zur Darstellung des «großen Reif-
rocks» mit zugehöriger Rokoko-Hochfrisur. Kostümie-
rungshilfe im Karneval für Kölner Bürger, Ausschnitt,
um 1835. Kölnisches Stadtmuseum, Graphische
Sammlung.



Abb. 8: Rokokodame in höfischer Kleidung mit Page,
der ihre immense Hochfrisur mit einer Gabel abstützen
muss. Umzeichnung von Rosalinde Giwollies nach einer
Originaldarstellung aus dem Jahr 1780 (Repro aus:
Hansen, Henny Harald: Knaurs Kostümbuch. Die
Kostümgeschichte aller Zeiten mit 750 Bildern. Zürich
1954, Abb. 479).

men, Spiegelchen, Gaze, Perlschnüre und Fruchtkörbchen, ja sogar Modell-Segelschiffe, eingearbeitet waren. Zeitgenössische Darstellungen zeigen solche Damen in der höfischen Mode, denen hinterhergehende Diener mit zweizinkigen Gabeln die überdimensionierte Hochfrisur abstützen müssen³⁴. Genau diese Situation stellen die zwei Narren mit ihren offenen Gablen im Konstanzer Karnevalsumzug 1778 dar.

Vor allem der Wiener Kaiserhof hielt noch bis in die 1780er Jahre an dieser Aufmachung für Damen fest, während am französischen Hof längst schon legerere Kleidung Eingang gefunden hatte. In diesem Aufzug nun eine offen dargestellte Kritik an der Putzsucht des habsburgischen Kaiserhauses oder des hohen Adels sehen zu wollen, entspricht nicht der absolutistisch geführten Staats- und Gesellschaftsform im Zeitalter des Barock. Es stand außer Zweifel, dass dieses pompöse Auftreten ausschließlich der höfischen Gesellschaft zustand – jeder andere aber, der nach einer solchen Aufmachung strebte, würde sich straffällig machen und wäre damit der Hoffart anheimgefallen, denn die Menschen des 18. Jahrhunderts lebten unter dem strikten Zwang von Kleiderordnungen. Ziel des von den städtischen Magistraten und den Landesherren erlassenen streng gehandhabten Reglements war der fürsorgliche Schutz vor dem Ruin und vor der Verschwendung, aber auch die Erziehung der Untertanen und Bürger zur Demut – einer christlichen Tugend.

Das Motiv des Modeteufels findet sich auch an Fürstenhöfen. So wurde zum Karneval 1652 am Hof zu München »die französische Mode der Jungen contra die deutschländischen Kostüme der alten Churfürsten« dargestellt³⁵. Bereits 1629 hatte sich Johann Ellinger, Kaplan zu Allerheiligen in Schaffhausen in seiner Schrift über den A-la-modischen Kleiderteufel über die seit 1628 in Frankreich aufgekommene »Pludertracht« ereifert, die die Soldatenkleidung zum Vorbild hatte und mit Schleifen und Bändern überladen war. Für ihn bedeutete dieser neue Dämon ein schändliches Werk wider Gott und Gottes Wort und er bezeichnete ihre Träger als Halbnarren³⁶. Die Darstellung der Hoffart bzw.



Abb. 9: Imster Scheller mit prächtigem Kopfputz, der die höfische Hochfrisur des 18. Jahrhunderts imitiert. Haus der Fasnacht Imst.

der Modetorheit ist in der Fastnacht derart beliebt geblieben, dass sie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in den Karnevalssumzügen und in den prunkvollen Vereinsbällen fortlebte. 1806 trat zum Karneval in Köln eine Modenärrin auf³⁷ und 1832 war im Kölner Karnevalsanzug ein Wagen unter dem Motto »Pariser Mode« zu sehen, auf dem falsche Waden, Brüste und Culs de Paris vorgeführt wurden³⁸. 1842 trat, wieder im Kölner Rosenmontagsanzug, ein Hochmutsteufel auf Stelzen auf³⁹, wie wir ihn im Villinger Umzug aus dem Jahr 1749 als Hoffartsnarr, ebenfalls auf Stelzen, bereits kennen gelernt haben (vgl. Kapitel 2.). Da Stelzen den Stelzenläufer naturgemäß vom Erdboden entfernen, entbehrt er einerseits der Bodenhaftung (Hochmut) und andererseits sorgt ein leicht herbeizuführender Sturz für dessen tiefen Fall. Das ist der eigentliche Symbolgehalt, der hinter dieser Hoffarts- und Hochmutsdarstellung des Stelzenläufers steckt.

1860 führte die Narrengesellschaft Unteruhldingen *Die neue Mode mit Hüten und Reifrocken vor*⁴⁰, während Rokokokostüme 1813 in Rottweil⁴¹ und 1858 und 1863 in Lindau ein beliebtes Fastnachtsutensil waren⁴², die 1885 bei einem Vereinskarnaval in Ravensburg immer noch im Mittelpunkt standen⁴³. Natürlich war mit dem Ende des alten Reiches der »große Reifrock« kein moralisierendes Instrument mehr, sondern wurde eher als wehmütiger Rückblick auf die »guten alten reichsstädtischen Zeiten« begriffen. Mit der Gründung der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte kamen solche Fastnachtsmotive, die nach ihrem Verständnis nicht alt sein konnten und außerdem dem geringschätzig bewerteten »rheinischen Karneval« zugeordnet wurden, als *verflachtes Fastnachtstreiben* auf den Index⁴⁴. In Tirol, das noch sehr viele barocke Elemente in seiner Fast-

nacht bewahren konnte, ist das Laster der Hoffart in den Thaurer Altar- oder Spiegeltuxern präsent, die mit ihrem rund einen Meter hohen Kopfschmuck aus Spiegeln, Flitter, Seidenbändern und Gockelfedern jene höfischen Rokokofrisuren des 18. Jahrhunderts nachahmen. Auch das Telfser Schleicherlaufen, bei dem Hüte mit riesigen thematischen Aufbauten im Mittelpunkt stehen, weist in diese Richtung. Solche aufwändigen Requisiten waren ursprünglich wohl nur im städtischen Karneval des 18. Jahrhunderts beispielsweise in Innsbruck oder Hall denkbar, wo auch bedeutende Jesuitenniederlassungen angesiedelt waren und dürften erst im 19. Jahrhundert von den umliegenden Dörfern rezipiert worden sein, die dem nun exotisch wirkenden Kopfputz völlig andere Kostüme, wie Lederhosen und neue Masken hinzufügten. In denselben Zusammenhang gehören der auffallende Kopfputz der Imster Scheller und Roller. Auch die Schönperchten im Salzburgischen, insbesondere im Pongau und im Pinzgau, sind wohl Relikte der alten Hoffartsdarstellung. Die Tänze, die heute untrennbar mit diesen Figuren verbunden sind, haben sich, darauf verweist bereits Hans Moser in seinen Quellenstudien zum Perchtenbrauch⁴⁵, erst im 19. Jahrhundert entwickelt.



Abb. 10: Thaurer Spiegeltuxer mit ihrem über einen Meter hohen Kopfputz, der bis zu 14 Kilogramm wiegen kann und wohl ebenfalls höfische Rokokohochfrisuren imitiert. Die heutigen Aufbauten bestehen analog zu den aufwändigen Damenfrisuren des 18. Jahrhunderts immer noch aus Flitter, Spiegelchen, Seidenbändern und Hahnenfedern. Erich Steinlechner/Dr. Hans Gapp, Telfs.

3.3. HÄNDLER UND HAUSIERER

Die Darstellung von Händlern und Hausierern hat sich in der schwäbisch-alemanischen Fasnet in Gosseltingen erhalten.

Im barocken Konstanzer Karnevalsumzug begleiteten diese Händler nicht nur die Hoffart, sondern auch die Trunkenheit mit den Glas- und Krughändlern und waren ebenso in großer Zahl den fünf Sinnen untergeordnet. Auch im venezianischen Karneval, der einen bedeutenden Einfluss auf den barocken Karneval in Südwestdeutschland hatte, spielten Händler eine zentrale Rolle. Da der venezianische Karneval mit einer bedeutenden Messe in Venedig zusammenfiel, stellten dort Händler aus allen Nationen mitsamt ihren Nationaltrachten per se ein Karnevalssujet dar. Herzog Carl Eugen von Württemberg, der diese venezianische Messe jahrzehntelang in seinen Residenzstädten Stuttgart und Ludwigsburg nachstellte, ließ dort u. a. Händler aus der Schweiz und Tirol auftreten. (vgl. Kapitel 3.16.1. und 6.1.).

3.4. KUNKELSTUBEN

Auch das Sujet der Kunkel- oder Spinnstuben als Ort der sexuellen Begierde lebte im oberschwäbischen Karneval des 19. Jahrhunderts noch relativ lange fort, allerdings nun nicht mehr als Lasterdarstellung, sondern verkannt und nicht mehr verstanden unter anderen Motiven. So inszenierte das Bürgermuseum in Ravensburg 1859 einen Umzug unter dem Motto der vier Jahreszeiten, in dem im Segment des Winters eine sittsame(!) Spinnstubengesellschaft auftrat⁴⁶. Dieser Umzug der vier Jahreszeiten war so beliebt, dass er 1864 in Tettngang bis ins Detail kopiert⁴⁷ und 1886 noch einmal vom Turnverein in Ravensburg aufgeführt wurde. 1901 firmierte das Thema dann noch einmal bei einem Vereinskarneval des Ravensburger Turnvereins unter dem Motto »Das Volkslied in der



Abb. 11: Darstellung einer Kunkelstube in Pfarrer M. Daniel Pfisterers barockem Welttheater, Köngen 1716. Die Kunkelstube wird dort als Ort der sexuellen Begierde beschrieben, während die Spiegel, in die die Mädchen schauen, als Zeichen der Hoffart ausgewiesen sind. Landesmuseum Württemberg, Stuttgart.

Spinnstube«. Im Kölner Karneval trat 1837 eine Spinnstube mit einer Spinnstubengesellschaft auf. Die nähere Erklärung, »dass die Spinnstube ein Geheimnis für sich allein bewahre« zeigt, dass dort noch die Assoziation zur sexuellen Begierde lebendig war⁴⁸.

3.5. SCHINDELNMANN

Der im Konstanzer Karnevalsumzug 1778 unter dem Hörsinn verzeichnete Schindelmann wurde bereits als Schreiner Geselle vorgestellt. Wolf-Henning Petershagen weist in seiner Abhandlung über das Ulmer Fischerstechen darauf hin, dass sowohl in Ulm als auch in Frankfurt am Main die Schreiner Gesellen bereits im 16. Jahrhundert Fastnachtskostüme trugen, die mit Hobelspänen (»Spenkleidung«) benäht waren. Am Ende der Reichsstadtzeit trugen die Ulmer Schreiner Gesellen allerdings nur noch Hobelspäne an den Hüften. Mit dieser Verkleidung zogen sie auch vor die Häuser der Meister und heischten Gaben⁴⁹. Dem Konstanzer Umzug zufolge muss der mitmarschierende Schreiner Geselle nicht unerhebliche Geräusche verursacht haben, da er unter dem Motto des Hörsinns auftrat. Daher hatte er nicht Hobelspäne sondern die massiveren Schindeln am Gewand befestigt. Auf welche Weise der ebenfalls unter dem Hörsinn mitlaufende Weber Webstuhlgeräusche imitierte, wird in der Konstanzer Archivquelle nicht gesagt. Naheliegender wären Holzklappern. Dies wäre eine zumindest sinnvolle Erklärung für die heute noch existierenden Klappere-Kläpperle-Chefele-Bräuche und die so genannten Klötzlenarren in der Fasnet Südwestdeutschlands, der Schweiz, in Holland und Tirols. Dass 1859 in einem Karnevalsumzug in Karlsruhe-Durlach die dortige Schuljugend als Klappergarde auftrat⁵⁰, mag kein Widerspruch zur ursprünglichen Besetzung dieses Brauchs durch die Weber und Schreiner unter der Allegorie des Hörsinns im 18. Jahrhundert sein. Die Herleitung der Klappere-Bräuche in der Fastnacht von der Aussätzigenklapper oder gar von der Narrenklapper ist vor dem Hintergrund des Konstanzer Umzugs von 1778 nicht plausibel⁵¹. Anzuführen wäre in diesem Zusammenhang noch, dass bei einem Karnevalsumzug in Basel im Jahr 1754 die Küfer auf ihren Fässern lärmten⁵².

3.6. ANTIKE GÖTTER UND BLUMENCORSO

Die Darstellung antiker Götter im Karneval war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts üblich und hat ihren Ursprung im höfischen Karneval, wo einzelne Gottheiten oder der gesamte Götterhimmel den Kosmos symbolisierten und zur Verherrlichung der Fürstendienten (vgl. Kapitel 4.). Vom landsässigen Adel und dem Patriziat in den Städten kopiert, hatten auch die Konstanzer Bürger dieses Prinzip für ihren Umzug adaptiert. Der Auftritt griechischer Götter ist thematisch zumeist an die Elemente, Jahreszeiten, Sinne und Planetendarstellungen gebunden, wie dies auch im Konstanzer Karnevalsumzug von 1778 überliefert ist, kann aber auch als gesamter Götterhimmel inszeniert werden, wie das August der Starke 1695 in einem Dresdner Umzug öffentlich zur Schau gestellt hatte⁵³. Üblich war die Darstellung griechischer Götter auch im Hofballett und in der höfischen Oper. Carl Eugen inszenierte in seinem Schloss in Ludwigsburg anlässlich seines Ge-



Abb. 12: Der Griechische Götterhimmel, wie er im 18. Jahrhundert im höfischen Karneval üblich war, wurde am 23. Februar 1857 immer noch im Karneval in Altdorf-Weingarten präsentiert. Kolorierte Lithographie von Joseph Bayer. Stadtarchiv Weingarten.



Abb. 13: Karneval in Paris, 1856. Auf dem pferdegezogenen Festwagen sind neben dem in der Mitte stehenden, beliebten Prinz Carnaval eine ganze Reihe antiker Götter versammelt: als Wagenlenker fungiert Kronos, vor der Göttin Flora mit dem blumengefüllten Füllhorn schaut der neckische, geflügelte Sohn der Venus, Amor, in die Zuschauerengruppe. J.-L. Charmet, La Martinière, Paris.

burtstags, der zumeist mit dem Karneval zusammenfiel, 1763 und 1764 großartige Fest-schauspiele in Form von lebenden Bildern. So erhob sich im Zentrum der Schlossanlage der Olymp, der die herzoglichen Musiker als griechische Götter verkleidet zeigte. Sodann konnte die maskierte Hofgesellschaft durch Berge und Felswerk gehen, die künstlich im hinteren Schlosshof errichtete worden waren und dort die Höhle des griechischen Gottes Vulcanus erwandern, in der an etwa 13 Stationen u. a. die komplette Schmiede und die Wohnung des antiken Gottes zu besichtigen waren. Der Zauberpalast des Neptun war in-mitten eines riesigen Wasserbeckens platziert und lud die Hofgesellschaft anschließend zum Speisen ein, wozu eine »Musique Marine« erklang. Zum Schluss wurde vor dem in-teressierten Publikum der Wettstreit der Götter um ein vorgegebenes Thema initiiert⁵⁴.

Die Göttin Flora, die als Symbol des Frühlings, der Blumen oder des Geruchs auftrat, hat als Attribut stets Blumen um sich. Auf einem blumentumkränzten Wagen gefahren, folgte ihr im Konstanzer Umzug von 1778 ein großer Blumenkorb, in dem Hunderte von Kunst- bzw. Seidenblumen ihre Farbenpracht entfaltet haben dürften. Wohl ist mit der Zeit Flora abhanden gekommen, aber die blumengefüllten Körbe und Füllhörner schmücken vielerorts bis heute weiterhin die Festwagen, nicht nur im Karneval, sondern auch zu den regionalen Heimat- und Schülerfesten Oberschwabens.

In den Karnevalsumzügen des 19. Jahrhunderts sind antike Götter bis um 1900 vor allem in den Darstellungen der Jahreszeiten und Elemente vertreten. In Altdorf-Weingarten wurde 1857 ein griechischer Götterhimmel inszeniert, dessen Aussehen in gedruckter Form vorliegt⁵⁵ und 1824 wurde in Düsseldorf ein Karnevalsumzug unter dem Motto »Die Götter des Olymp« abgehalten⁵⁶. 1888 und 1889 zeigte ein Konstanzer Umzug den Jagdzug der Diana⁵⁷. Auch im Kölner Karneval waren die Darstellung des Olymp oder einzelner antiker Götter noch das gesamte 19. Jahrhundert in den Umzügen zu sehen⁵⁸.



Abb. 14: Vogelfängerdarstellung im Schlossgarten Weikersheim. Steinskulptur von Johann Jakob Sommer und Söhne, 1713. Strohgarben waren eine für den Vogelfang typische Tarnkleidung. Dass der dargestellte Vogelfänger zusammen mit der Figur des Vogelhändlers im allegorischen Gartenprogramm das Laster des Betrugs symbolisiert, ist bis heute wenig bekannt. Robert und Manfred Schuler, Weikersheim.

3.7. VOGELHÄNDLER/VOGELFÄNGER

Eine interessante Karnevalsfigur ist der Vogelhändler beziehungsweise Vogelfänger, der dem Laster der Falschheit zugeordnet ist. Der Figur liegt die Spruchweisheit zugrunde, dass der süße Gesang des Vogels im Käfig (des Lockvogels) weitere Vögel anlockt, die vom Vogelhändler gefangen werden können. Diese vorsätzliche Täuschung durch den vordergründigen süßen Gesang zeigt auch eine 1713 geschaffene Gartenskulptur im Schlosspark von Weikersheim⁵⁹. Obwohl man diesem

Sujet selten begegnet, tauchte es in einem Karnevalsumzug in Köln im Jahr 1838 auf⁶⁰. Die dort dargestellten Figuren eines Vogelfängers und einer Vogelfängerin waren zusammen mit Scharlatanen unterwegs. Diesen Negativfiguren, die allesamt den Betrug symbolisierten, folgten in der klassischen Manier des 18. Jahrhunderts Tugenden in Gestalt der Hoffnung und der Liebe. In Überlingen ist die Gestalt eines Vogelhändlers dann noch einmal in einem Karnevalsumzug im Jahr 1905 dokumentiert⁶¹. Angeführt von Prinz Carnival waren in dem Zug neben dem Vogelhändler ein Viehhändler aus Österreich, ein Bärenreiber, Fischer, Zigeuner, Hänselen, Lumpen und Gesindel zu sehen. Bemerkenswert ist auch hier der Kontext, in dem der Vogelhändler steckt: als negative Figur befindet er sich zusammen mit weiteren negativ besetzten Figuren (Viehhändler, Bärenreiber und Zigeuner als Fahrende bzw. faule Leute mitsamt Lumpenpack, Hänselen/Teufel und Gesindel) in erhellender Gesellschaft. Im Konstanzer Umzug von 1778 folgten dem Vogelhändler zwar keine Viehhändler, wohl aber Berufssparten, wie Müller, Bäcker und Kornhändler, denen man ebenfalls Betrug unterstellte. Dabei stellt sich nun die Frage, ob die Figur des Vogelhändlers in der Imster Fastnacht nur vordergründig Bezug auf den einst blühenden Kanarienvogel-Hausierhandel der Imster nimmt⁶², oder ob es sich hier um ein inzwischen unverstandenes Symbol der Falschheit handelt.

3.8. JUDEN

Auch Juden wurde im barocken Karneval ein Platz zuteil: unter dem Motto des Betrugs. Dort finden sich im Konstanzer Umzug Juden und ein Jude zu Pferd. Unter den Gartenskulpturen im Schlosspark von Weikersheim ist der Jude neben dem Vogelfänger Teil des barocken Gartenprogramms⁶³, das auf die gleiche Weise Laster, Tugenden und kosmische Allegorien widerspiegelt. 1723 wurde am kurbayerischen Herzogshof zu München ein Fastnachtsrennen auf Wagen ausgetragen, deren Protagonisten u. a. ein Jude mit Geldbeutel, Bacchus, bayerische Bauern mit Mistgabeln und französische Bauern mit Dreschflegeln waren⁶⁴.

Im 19. Jahrhundert, als die Städte am Bodensee nach jahrhundertlangen Judenverboten wieder Juden aufnahmen, finden sich unter den vielfältigen Nationalkostümen und Masken, die im Karneval angeboten wurden, keine Judendarstellungen. Es sei denn, dass sie unter den Masken enthalten waren, die die Händler als »Karikaturen« anboten. Immerhin führt Krünitz im Jahr 1809 unter den gängigen venezianischen Masken, die auch in Oberschwaben angeboten wurden, Judenmasken auf⁶⁵. Im Kölner Karnevalsumzug des Jahres 1834 waren Juden neben Zigeunern und Löwenbändigern zugegen⁶⁶. Mit der Zunahme der latenten Judenfeindlichkeit am Ende des 19. Jahrhunderts erschienen eine große Auswahl an Judenverkleidungen in den Maskenkatalogen, so bei der Firma Nick in Sonneberg im Jahr 1885, wo ein Pferdehändler und ein Bankier Meyer mit seinem Sohn explizit als Juden ausgewiesen sind. Auch die Firma Neumann u. Co. in Dresden führte um 1910 zahlreiche Judenmasken in ihrem Sortiment⁶⁷. 1935 wurden im Karne-

valssumzug der Faschingsgesellschaft »MILKA« in Ravensburg emigrierende Juden mit Koffern im Umzug dargestellt⁶⁸.

3.9. TEUFEL

In der schwäbisch-alemannischen Fasnet haben sich bis auf den Rottweiler Federehannes aus dem 18. Jahrhundert und einer Wilflinger Teufelsmaske aus dem frühen 19. Jahrhundert keine alten Teufelsmasken erhalten. Der Konstanzer Umzug von 1778 zeigt, dass in dem umfangreichen Repertoire des Zuges mit 5 Aufzügen insgesamt drei Teufel eingesetzt waren. In der Gruppe der Hoffart hatten zwischen der Hoffart in der Kut-sche und dem großen Reifrock zwei Teufel zu Fuß ihren Aktionsradius. Ein weiterer Teufel ritt hoch zu Ross in der Gruppe des Betrugs und trug die Schneiderfahne (vgl. Kapitel 3.11.). Während die beiden Hoffartsteufel zu Fuß durch furchterregende Gebärden aufgefallen sein könnten, kam dem fahmentragenden, hoch zu Ross reitenden Betrugs-Teufel ein mehr oder weniger hoheitsvolles, statisches Auftreten zu. Die zahlreichen Verbote der Obrigkeit, in Teufelskleidern zu laufen, hat nichts mit der generellen Ablehnung der Teufelsfigur zu tun. Vielmehr wollte man damit verhindern, dass es durch den wilden Gebrauch dieser Verkleidung zu Exzessen kam. Denn schließlich war die Figur nicht

dazu da, unbegründet Schrecken zu verbreiten, sondern sie sollte durch ihre Anwesenheit in einem Karnevals- bzw. Karfreitagsumzug oder im Theater deutlich sichtbare Hinweise auf besonders schlimme Laster geben, wie dies ebenso im Villingener Karnevalssumzug der Benediktinerschüler aus dem Jahr 1749 aufscheint, wo der Teufel die Vergnügungssucht brandmarkte (vgl. Kapitel 2.). Der Anreiz, diese im Schauspiel und im Umzug mitgeführten Teufelsmasken und -verkleidungen zu entwenden und damit Schabernack zu treiben, war besonders unter den Jugendlichen verbreitet. Im Alpengebiet und in Tirol entwickelte sich schließlich aus diesem Imponiergehabe junger Männer in Teufelshäusern im 19. Jahrhundert ein neuer Volksbrauch, der sich heute mit den Perchten-, Huttler- und Krampusläufen einer unge-

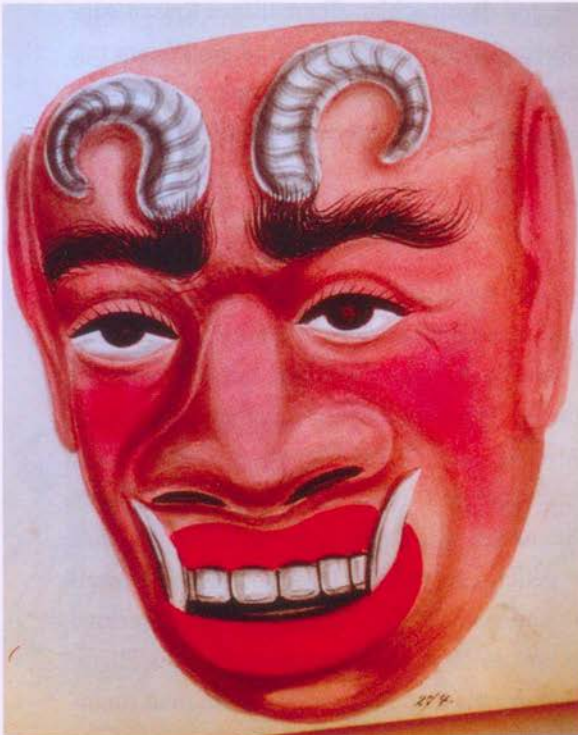


Abb. 15: Teufelsmaske aus dem Katalog der Ravensburger Maskenfabrik Carl Josef Nick, Gouache, Ravensburg 1864–1866. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg S V 27/c. Die Maske steht noch ganz in der Tradition barocker Teufelsmasken wie sie im Rottweiler Federehannes überliefert ist.

brochenen Popularität erfreut⁶⁹, während in Oberschwaben, im Bodenseeraum und im Schwarzwald einige wenige überlieferte so genannte Plätzle- bzw. Spätzlehansel wohl ebenfalls aus ehemaligen Teufelsfiguren herzuleiten sind (vgl. Kapitel 8.2.). Im Kölner Karneval trat im Umzug 1858 ein Infanterie-Musikkorps in Teufelsverkleidung auf und 1886 waren wiederum in Köln sechs Teufelstänzer auf der Straße zu bewundern⁷⁰. Im Maskenkatalog von Carl Nick in Sonneberg erschienen 1885 immerhin noch zwei Teufelsfiguren neben Mephisto und Faust im Angebot⁷¹.

3.10. KÖNIG AUS DEM SCHLARAFFENLAND

Der König aus dem Schlaraffenland, der im Konstanzer Umzug im Jahr 1778 auf einem eigenen Wagen die Fülle des Geschmacks symbolisierte und gleichzeitig eine starke Tendenz zur Unmäßigkeit aufwies, die in der nächsten Gruppe auch tatsächlich folgte, war auch noch im 19. und 20. Jahrhundert in der Fastnacht ein Thema. Zwei Beispiele aus Ravensburg in den Jahren 1865 und 1929 mögen dafür genügen. Im ersten Fall erschien im Gefolge des Prinzen Carneval ein Konditor-, Menage-, Hofküchen- und Banknotenfabrikwagen. Im letzten Fall fuhr eine Luxuseisenbahn durch die Stadt, die allen erdenklichen Komfort aufwies, der von der Bar mit Häppchen und alkoholischen Getränken über einen Schönheitssalon, eine Zahnklinik, einen Rasierstubenwagen und einen Musik- und Tanzdielenwagen reichte und damit schlaraffenmäßiges Reisen suggerierte⁷². Im Kölner Karneval fuhren 1866 ein Champagnerwagen und ein Wagen mit einer riesigen Schnupftabaksdose im Umzug mit, die von einem riesigen Maihumpen eskortiert wurden, der »die Lüste der Zecher entfachte« und damit ebenfalls Schlaraffia suggerierte.⁷³

3.11. SCHNEIDERSPOTT

Unter dem Motto des Betrugs nahmen im Konstanzer Umzug von 1778 Schneider mit Scheren, die auf Geißböcken ritten, sowie ein Teufel hoch zu Pferd, der eine Schneiderfahne trug, eine zentrale Stellung ein. Was es damit auf sich hat, ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten⁷⁴. Das Schneiderhandwerk war im 18. Jahrhundert stark überbesetzt. So gab es nicht nur zu viele Meister, auch die Zahl der Gesellen, denen ein Meisterbrief und damit die Gründung einer eigenen Familie ein Leben lang verwehrt blieb, war enorm hoch. Die Armut der Schneider war daher sprichwörtlich. So hieß der nicht sehr geschätzte und massenhaft gefangene Weißfisch »Schneiderfisch«, weil er vornehmlich auf dem Tisch armer Leute und der Schneider anzutreffen war. Heringe wurden als »Schneiderkarpfen« bezeichnet und die Jäger nannten schwache, unjagdbare Hirsche »Schneider«. Und schließlich war man »aus dem Schneider«, wenn man finanziell aus der Verlustzone kam⁷⁵. Flugblätter, die noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in Umlauf waren und die immer noch die altbekannten Attribute wie dürre Schneider, Schneiderfahne mit Bocks-Kopf, Geißbock und Schere aufwiesen, machten sich in Reimen über die Armut dieses Berufsstandes lustig: *Es war'n einmal die Schneider, die hatten gu-*

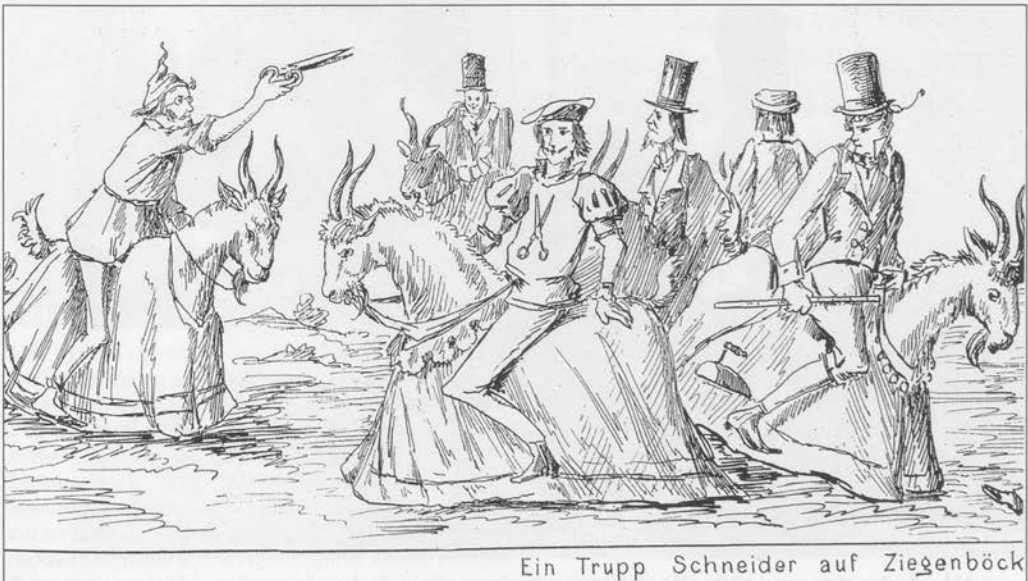


Abb. 16: Schneiderspott auf einem Gebäckmodell, erste Hälfte 18. Jh. Der als Narr dargestellte, auf einem Ziegebock reitende Schneider hält in den Händen eine Schneiderschere und ein Bügeleisen. Hinter ihm geht ein Mann mit Spottgebärde. Stadtarchiv Weinheim/Bergstraße.

ten Mut! Die tranken ihrer neunzig, neun Mal neunundneunzig aus einem Fingerhut. Und als der Wein zu Kopf gestiegen [...] da hielten sie einen Schmaus. Da aßen ihrer neunzig, neun mal neunundneunzig an einer gebacknen Maus⁷⁶.

Mit der Armut wurde dem Schneiderhandwerk latenter Betrug unterstellt. Man konnte offensichtlich nicht sicher sein, dass der für ein zu fertigendes Kleid ausgesuchte Stoff vom Schneider nicht zu reichlich bemessen war, damit er die Reste für sich weiterverwenden konnte. Deshalb wurde der Stoff vielfach vor der Verarbeitung gewogen. Die im Zuge der Weiterverarbeitung aufgebrauchten Borten und Spitzen stellten den Kunden

noch einmal vor dasselbe Problem. Außerdem verstießen so manche Schneider im Auftrag der Kunden gegen die geltende Kleiderordnung. Der Bock, auf dem die Schneider ritten, und der auch auf der Schneiderfahne abgebildet ist, galt daher als Symbol des Teufels, wobei der Teufel selbst diese Misere mit seinem persönlichen Auftritt hoch zu Ross noch zusätzlich anprangerte. Der Schneiderspott, der im 18. Jahrhundert in bürger-



Ein Trupp Schneider auf Ziegenböck

Abb. 17: Darstellung des Schneiderspotts durch die Konstanzer Karnevalsgesellschaft «Elefanten AG» im Jahr 1898 in Konstanz. Stadtarchiv Konstanz.

lichen Haushalten auf Gebäckmodeln und Ofenplättchen ein dankbares Thema war⁷⁷, wurde 1753 auch durch die Schüler des Benediktinerstifts St. Lambrecht in der Steiermark als Fastnachtstheater aufgeführt und ist dort unter dem Titel »Die Schneiderzunft mit ihrem Emblem, dem bebarteten Ziegenbock« überliefert⁷⁸.

Das Schneidermotiv findet sich noch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts so u. a. bei Wilhelm Buschs »Max und Moritz«, die den dünnen Schneider Böck(!) als Ziegen-Böck beschimpfen, ihn aus dem Haus locken und durch eine angesägte Brücke in den Bach fallen lassen. Darstellungen des Ulmer Flugpioniers Albrecht Berlinger, der als »Schneider von Ulm« 1811 in einem gescheiterten Versuch die Donau überfliegen wollte, zeigen noch bis 1908 die Attribute Geißbock und Schneiderfahne mit dem Bockskopf⁷⁹. Der Schneiderspott fand auch noch im Konstanzer Karneval des Jahres 1898 einen Nachhall, als die Faschingsgesellschaft »Elefanten« im Umzug »Einen Trupp Schneider auf Ziegenböcken« auf die Straße entsandte⁸⁰. In der schwäbisch-alemannischen Fasnet geht das so genannte Schneiderrösschen aus Sachsenheim im Landkreis Ludwigsburg auf diesen barocken Schneiderspott zurück. Bemerkenswert daran ist, dass die Sachsenheimer als deutschstämmige Vertriebene (Siebenbürger Sachsen) diesen Brauch nach dem Zweiten Weltkrieg aus Agnetheln, heute Agnita in Rumänien, mitgebracht haben⁸¹. In Siebenbürgen hat es unter der habsburgischen Monarchie im 18. Jahrhundert demzufolge solche moralisierende, im höfisch-kirchlichen Kontext verwurzelte Karnevalsdar-



Abb. 18: Das so genannte Schneiderrösschen aus Sachsenheim bei Ludwigsburg geht auf den barocken Schneiderspott zurück. Die Karnevalsfigur wurde von den Siebenbürger Sachsen aus ihrer alten Heimat Siebenbürgen (heute Rumänien) mitgebracht. Urzelnzunft Sachsenheim e. V.

bietungen gegeben. Dass der ursprüngliche Ziegenbock heute im Sachsenheimer Fasnetsumzug als Scheinpferd daherkommt und der Schneider eher einem Husaren ähnelt, zeigt, wie sich mit der Zeit unverstandene Figuren wandeln können. Auch der in Bräunlingen in der schwäbisch-alemannischen Fasnet auftretende so genannte Stadtbock könnte wohl ebenso auf die betrügerische Schneidendarstellung zurückgehen⁸². Dem Bräunlinger Stadtbock wurden, wie den Fasnetsrössle, in neuerer Zeit zwei Bocktreiber zugesellt, die den berittenen (sic!) Bock jagen und treiben. Zu erwähnen sei noch, dass in Tramin/Tirol in der Fastnacht als Schneider verkleidete Männer und junge Burschen

zusammenstehenden Frauen heimlich die Röcke zusammennähen⁸³. Auch dieser Fastnachtsbrauch ist sicher im Zusammenhang mit dem Schneiderspott zu sehen.

3.12. HASE UND KATZE

Im barocken Konstanzer Karnevals-umzug von 1778 werden unter dem Laster des Betrugs Eine verkaufte Katze vor Hasen dargestellt, desgleichen Mäus vor Vögel. Hase und Katze zieren als Häsmalerei den Kittel des Villinger Narro. Sollte die Tradition dieser aufgemalten Motive auf dem Häskittel wirklich ins 18. Jahrhundert zurückdatieren, dann wäre auf dem Oberteil ein bildlicher Lasterkanon dargestellt, der mit Hase und Katze den Betrug symbolisiert (Vgl. Kapitel 1./Vierter Sinn, Laster: Betrug). Die ebenfalls vorkommenden Motive eines Fuchses bedeuten die Hinterlist und die oft abgebildete Wurst die Unmäßigkeit/Fresssucht. Der Löwe auf dem rechten Hosenbein des Narro ist nach den Ausführungen des Pfarrers M. Daniel Pfisterer aus dem Jahr 1716 und nachfolgend bei Dietz-Rüdiger Moser als Zeichen des Hochmuts zu interpretieren, während der Bär auf dem linken Hosenbein des Narro die Faulheit bedeutet. (vgl. Kapitel 5.2). Mit dieser Vielzahl an Negativ-Symbolen repräsentiert der Villinger Narro den klassischen Typ eines barocken Lasternarren. (vgl. Kapitel 3.17.2)



Abb. 19: Villinger Narro, um 1900. Die Häsbemalung zeigt über dem Gschell einen Hasen, der mit dem Pendant einer Katze auf dem Rücken den Betrug symbolisiert (eine verkaufte Katze für einen Hasenbraten ausgeben). Der Löwe auf dem rechten Hosenbein bedeutet Hochmut bzw. Stolz. Auf dem linken Hosenbein erscheint, verdeckt vom herabhängenden Tuch, ein Bär, der im barocken Kontext die Faulheit darstellt. In der Barockzeit fungierten solche Narrenfiguren wie der Villinger Narro als Lasternarren, die besonders schlimme Laster im Karnevalssumzug oder im Theater augenfällig bloßstellten. Historische Narrozunft Villingen.

3.13. BACCHUS

Bacchus, als antiker Gott des Weins, entstammt dem höfischen Karneval, wo er als Teil der Götterwelt der römischen Antike häufiger Bestandteil der barocken Festkultur war. Anlässlich der Hochzeit Herzog Wilhelms V. von Bayern im Jahr 1568 war »Bacchus auf dem Weinfass« in ein Turnier integriert, das die Mitglieder des Hofes in Nationaltrachten bestritten⁸⁴. Einer fastnächtlichen Komödie mit dem Titel »Bacchus und seine Bacchantinnen« im Jahr 1652 folgte am selben Hof 1723 ein Fastnachtsrennen, in dem u. a. ein Wagen mit Bacchus gegen deutsche und französische Jäger beteiligt war⁸⁵ und am Dresdner Hof durfte bei einem Karnevalsumzug im Jahr 1695, der den gesamten antiken Götterhimmel umfasste, Bacchus ebenfalls nicht fehlen⁸⁶.

1721 veranstaltete der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth in Erlangen eine adelige Wirtschaft »Zum großen Fass«, bei der ein Satyr, Bacchantinnen und Gott Bacchus auftraten⁸⁷. Im Konstanzer Karnevalsumzug von 1778 diente Bacchus mit dem unvermeidlichen Weinfass zur Darstellung des Lasters der Unmäßigkeit bzw. der Trunkenheit. In Basel trat Bacchus 1754 in Zusammenhang mit den Karnevalsbräuchen der Küferzunft auf, wobei die Küfer auf ihren Fässern einen Höllenlärm verursachten, der sicher der Allegorie des Hörsinns zugeordnet war⁸⁸.

Im 19. Jahrhundert erfuhren die Bacchusdarstellungen vielfach eine Eingliederung in das Thema der vier Jahreszeiten, wo sie meist den Herbst mit der Weinlese verkörperten, wie es für Ravensburg im Jahr 1859 und für Tettngang im Jahr 1864 nachgewiesen ist⁸⁹. 1843 fand in Villingen hingegen noch ein Karnevalsumzug statt, der ganz unter dem Motto »Einzug des Bacchus« stand⁹⁰. Im Kölner Karneval war Bacchus 1878 unter dem Motto »König Wein« ein ganzer Umzug gewidmet. Erstaunlicherweise waren Bacchus und seine Bacchantinnen in den Kölner Umzügen des gesamten 19. Jahrhunderts stets in irgend einer Weise präsent. So saß Gott Bacchus 1865 in Köln auf einer spritzenden Champagnerflasche⁹¹.



Abb. 20: Bacchus auf einem Weinfass sitzend umgeben von Bacchantinnen und Küfern in einer Ravensburger Karnevalsdarbietung aus dem Jahr 1859. Die Figuren stellen unter dem Thema der vier Jahreszeiten den Herbst dar. Ihre ursprüngliche Bedeutung als Symbol für das Laster der Trunksucht haben sie hier bereits verloren. Lithographie von Joseph Bayer, Ausschnitt. Stadtarchiv Ravensburg Dk 38.

Mit der Zunahme des Bierkonsums ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, fand Bacchus häufig die Gesellschaft von Gambrinus, der in gleicher Pose auf einem Fass sitzend dargestellt wurde (Umzug in Überlingen 1885)⁹², und Bacchus dann schließlich mancherorts ganz verdrängte.

3.14. TÜRKEN UND MOHREN ALS NEGATIVFIGUREN

3.14.1. Staatsfeinde

Türken und Mohrendarstellungen haben im barocken Karneval ihren festen Platz. In Konstanz traten Türken 1778 unter dem Motto *Der Untreue der Welt* als Staatsfeinde des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation auf. Durch die Türkenkriege waren die Reichsstädte und Reichsstände verpflichtet, Soldaten für das kaiserliche Heer zu stellen. Die so genannte Türkensteuer, die die Untertanen nicht minder belastete, ermöglichte dem Kaiser, diese Abwehrkriege zu finanzieren. Deshalb verwundert es nicht, dass beim Besuch Kaiser Leopolds I. am herzoglichen Hof in München 1658 ein Turnier bzw. Stechen gegen einen Türkenkopf abgehalten wurde⁹³ und 1695 trat August der Starke im Karneval bei Hof als Türkenkämpfer auf⁹⁴.

3.14.2. Glaubensfeinde

Dass Türken als Muslime gleichzeitig auch Glaubensfeinde waren, verdoppelte das Feindbild und erklärt auch, warum in barocken Kirchen und Bibliothekssälen die vier Erdteile mit der Türkendarstellung für Asien als verbreitetes Motiv in den Deckengemälden vorkommen. Als Ungläubige und damit Anhänger des Teufels traten deshalb auch berittene Türken 1764 in einer Augsburger Karfreitagsprozession auf, wo sie vor dem Wagen mit der naturalistisch dargestellten Geißelung Christi ritten⁹⁵.

Dem Herrschaftsanspruch der katholischen Kirche über die nicht christlichen Völker des Orients, aber auch Afrikas und Amerikas wurde schließlich durch Missions-tätigkeit, vor allem der Jesuiten, Rechnung getragen. Die Jesuiten waren es auch, die den Karneval nach Brasilien und Argentinien brachten⁹⁶. In Rio de Janeiro ist es heute noch üblich, dass die verschiedenen Samba-Schulen im Karnevalsumzug ihre »Allegorie-Wagen« vorstellen. Dies zeigt, dass das barocke Karnevalsbrauchtum in Südamerika noch weitaus lebendiger ist als in Europa⁹⁷.

3.14.3. Unmoralische Wilde

Mohren, die im höfischen Karneval als Mohrenkönig und Mohrentänzer auftreten, werden in der Regel als Symbol für Afrika begriffen (vgl. Kapitel 3.15.). Im Konstanzer Karnevalsumzug von 1778 mimten sie allerdings eine weitere Variante, nämlich die der unzivilisierten Wilden, die den europäischen Normen der Moral und Sitte nicht entsprechen konnten, weil sie ihre sexuellen Triebe angeblich ungezügelt auslebten.

3.15. Türken, Mohren und Indianer als Bestandteil der Erdteile

Nicht nur die Kirche, auch der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation hegte einen Herrschaftsanspruch über die vier Erdteile, einschließlich des Orients, der explizit von Türkendarstellungen repräsentiert wurde. Diesem universellen Herrschaftsanspruch war Kaiser Karl V. am nächsten gekommen, der sich mit Erdteilen und Volkssippen ein nahezu weltumspannendes Reich geschaffen hatte (Europa mit Amerika). Bereits Maximilian I. hatte im Entwurf zu seinem Triumphzug im Jahr 1507 eine Gruppe Eingeborener aus Afrika, Südamerika und Indien darstellen lassen, die er selbst als lebenden Beweis der habsburgisch-spanischen Weltmacht bezeichnete⁹⁸.

Mit dem Sieg über die Türken vor Wien im Jahr 1683 konnte das Habsburgerreich zudem durch Ungarn und große Teile des Balkangebietes erweitert werden. Diese Kaiser- und Reichsideologie, in der die vier Erdteile mitsamt ihren zahlreichen Nationen eine zentrale Rolle spielten, trägt keine negative Imagination, sondern diente der Verherrlichung des Herrschers.

1619 wurde am Hof des Herzogs von Württemberg ein Karussellrennen veranstaltet, bei dem sich die adeligen Mitglieder des Hofstaats in vier Mannschaften aufteilten, die als die vier Erdteile (Afrikaner, Europäer/Römer, Türken, Indianer) verkleidet waren⁹⁹, was 1764 unter Herzog Carl Eugen eine Neuauflage erfuhr¹⁰⁰. 1658 wurde am kur-bayerischen Hof in München zu Ehren Kaiser Leopolds I. »Die Huldigung aller Erdteile unter dem Kaiser« aufgeführt. Der Kaiser wurde als Sonne, der Herzog als Mond dargestellt, weil die Sonne (Kaiser) dem Herzog seinen Glanz verlieh. Die vier Erdteile, die



Abb. 23 Entwurf für das Maskenkostüm eines Afrikaners am Hof Augusts des Starken in Dresden, der dort nach dem Vorbild König Ludwig XIV. von Frankreich Karussells, d. h. Ritterturniere oder Rossballette mit der allegorischen Darstellung der vier Erdteile veranstaltete, 18. Jh. Dresden, Kupferstich-Kabinett, Inv.-Nr. C 5787 in TZM I.



Abb. 24: Mohrenmasken aus dem Katalog der Ravensburger Maskenfabrik Carl Josef Nick, Gouache, Ravensburg 1864–1866. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg Inv. Nr. SV 27/c.

sich anschlossen, stellten für Asien Türken dar, die im Gefolge der vier Winde (darunter für den Orient der Ostwind Vulturinus) und den Tageszeiten (darunter für den Orient der Morgen mit Aurora, dem Morgenstern) auftraten¹⁰¹. 1721 waren im Karnevalsumzug des Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth vier Banden aufgestellt, die sich als Erdteile entpuppten. Dabei spielte der Markgraf den Romulus (Europa), die Markgräfin die Asia, die von Türken und Janitscharengarden umgeben war, Prinzessin Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth war die Mohrenkönigin (Afrika), der eine Hottentottenmusik folgte und die Kammerherrin der Markgräfin fuhr, ebenfalls im Wagen, als Königin Amerika mit Indianern im Gefolge¹⁰².

Im 19. Jahrhundert war die Darstellung der Erdteile mit Türken, Mohren und Indianern im Karneval noch sehr lebendig. 1809 traten in Basel Türken, Mohren und Indianer auf¹⁰³, 1830 präsentierte sich im Aachener Karnevalsumzug Sultan Saladin mit Gefolge¹⁰⁴ und 1832 verlieh eine Konstanzer Maskenverleiherin reich bestickte Damen-Türkenkleider¹⁰⁵. Auch das Titelbild des 1843 angelegten Narrenbuchs von Tiengen schmückt eine Allegorie der vier Erdteile in Gestalt eines Türken, Mohren, Indianers und Europäers¹⁰⁶ und 1857 fand in Donaueschingen ein Umzug unter dem Motto der vier Erdteile statt, bei dem nun bereits Australien als fünfter Kontinent integriert war¹⁰⁷. 1867 trat im Kölner Karneval sogar noch ein Mohrenkönig auf¹⁰⁸ und 1877 zeigte im Ravensburger Karneval ein Trupp Indianer gymnastische Übungen¹⁰⁹. 1885 war auf einem Basler Maskenball neben unterschiedlichen Volkstrachten und Göttinnen ein »Neger« vertreten¹¹⁰. Im Maskenkatalog von Carl Josef Nick, Sonneberg waren 1885 ein Kümmeltürke, sowie ein Neger und eine Negerin, ein Afrikaner mit Elefant und ein Zulukaffer im Programm. Während in der schwäbisch-alemannischen Fasnet Türken und Mohrendarstellungen mit Ausnahme als Häsmalereien auf Narrokleidern nicht mehr vorkommen, sind diese Figuren in der Tiroler Fastnacht noch sehr lebendig¹¹¹.

3.16. NATIONEN UND NATIONALKOSTÜME

Den Mikrokosmos der Erdteile spiegeln die Nationen wider, die im höfischen Karneval ebenso ihren festen Platz hatten. Bereits 1568 traten am bayerischen Herzogshof in München Nationaltrachten auf, die neben Türken und Mohren auch Bayern und Ungarn darstellten¹¹². Auch Umzüge der Nationen waren äußerst beliebt. 1719 ist ein solcher Nationenumzug am Hof Augustus des Starken belegt¹¹³. Schließlich definiert die 1809 herausgegebene ökonomisch-technologische Enzyklopädie von Johann Georg Krünitz Maskenkleider als von fremden Nationen entlehnte [...] Kleider zur Maskierung¹¹⁴. Unter diesen im Karneval und zu anderen Festlichkeiten getragenen Nationaltrachten fehlen Türken sowie Mohren aufgrund ihres malerischen Aussehens, die hier auch als Nation begriffen wurden, fast nie. Eine Spielvariante für die Darstellung der Nationen war die Abhaltung so genannter adeliger Wirtschaften (vgl. Kapitel 3.23.) zum Karneval, bei denen die Gastgeber und ihre Gäste in Nationaltrachten auftraten. So veranstaltete der Kurfürst von Bayern im Jahr 1670 eine Wirtschaft, in der er als Türke verkleidet 40 Nationen,

gespielt von Adligen des Hofes, in Nationaltrachten bewirtete, unter denen Römer, Chinesen, Böhmen, Tartaren, Perser, Spanier, Schweizer und viele andere Völker zu finden waren¹¹⁵. 1718 und 1719 sind ebendiese Nationenwirtschaften auch am Hof Augustus des Starken belegt¹¹⁶. Die Beliebtheit der Nationendarstellungen riss auch im Karneval des 19. Jahrhunderts nicht ab. Es kamen immer neue Nationaltrachten wie beispielsweise neapolitanische Fischer oder Preußen hinzu, wobei Tirolerdarstellungen die erste Stelle einnahmen (vgl. Kapitel 3.16.1. und 7.4.). Interessant und noch nicht weiter untersucht ist die Tatsache, dass auch die Kölner Karnevalsumzüge des 19. Jahrhunderts vornehmlich Nationendarstellungen waren, egal unter welchem besonderen Motto der Umzug firmierte. Dabei hatten 1828 neben Türken, Griechen und Abderiten auch Schwaben ihren Auftritt¹¹⁷. In den Maskenkatalogen der Firma Nick in Sonneberg finden sich 1885 und 1897–1900 immer noch eine große Auswahl an Nationalkostümen unter denen Spanier, Ungarn, Beduinen, Chinesen, Engländer, Schotten, Franzosen, Mexikaner, Tiroler und Niederländer zu benennen sind, wobei sich als Reminiszenz an die Moderne dort auch noch ein amerikanischer Farmer und ein amerikanischer Bürger dazugesellt hatten¹¹⁸. Durch die Westernfilme, die seit den 1950er Jahren zum Publikumsmagnet geworden waren, kam im Kinderfasching als Pendant zum Indianer schließlich noch der überaus beliebte Cowboy hinzu.

3.16.1. Tiroler

Als Allegorie des Geschmacksinns trat im barocken Konstanzer Karnevalsumzug von 1778 ein Tiroler mit einer Zitrone auf. Tiroler Wanderhändler, die mit Zitronen, aber auch mit Lothringer Spitzen, Kaffee, Mandeln, Weinbeeren, Öl, Eisenwaren und Federn umherzogen, waren nördlich der Alpen im 18. Jahrhundert ein vertrautes Bild. Während die Zitrone im Konstanzer Umzug den Geschmacksinn symbolisierte, gehört das Tirolergenie in den Kanon der Nationalkostüme. Unter dem Einfluss des venezianischen Karnevals, der im 17. Jahrhundert an den deutschen Fürstenhöfen maßgeblich wurde, bekamen die so genannten Nationaltrachten eine noch bedeutendere Stellung. 1775 verkauften in der von Herzog Carl Eugen von Württemberg in Ludwigsburg inszenierten venezianischen Messe u. a. Händler aus Tirol ihre Hausierwaren, wobei die in ihrer landestypischen Kleidung bzw. Tracht auftretenden Wanderhändler für sich als Karnevalsfiguren agierten. 1784 waren Tiroler Bestandteil des Ulmer Fischerstechens, das sich bei einer günstigeren Quellenlage zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Nationenkostümfest entpuppt¹¹⁹. In Basel wurden zum Karneval 1809 neben Tirolerkostümen auch Berner und Spanierinnentrachten angeboten, während dort schon 1783 im Karneval hessische Trachten, Schweizer, Berner, Markgräfler und (Hotzen-)Wälder eine Rolle gespielt hatten¹²⁰.

Mit dem Volksaufstand Andreas Hofers gegen die napoleonisch/bayerische Besetzung Tirols im Jahr 1809 und der nachfolgenden Entdeckung des Alpenraums als romantisches Naturerlebnis wurde das Tirolergenie schließlich zur beliebtesten Natio-



Abb. 25: Nationendarstellung im Maskensaal des ehemaligen Schlosses der Fürsten zu Schwarzenberg in Krumau/Böhmen (heute Český Krumlov), 1748. Dargestellt sind von links, neben dem Dottore aus der Commedia dell'arte, ein Tiroler, eine Chinesin und rechts außen ein Türke, der mit seiner Pfeife gleichzeitig die fünf Sinne (Riechen) verkörpert. Foto: Ing. Libor Sváček, České Budějovice.

Nationaltrachten und Kleidermoden der Weltbewohner wurden seit dem Ende des 16. Jahrhunderts als Drucke verbreitet und ab dem 17. Jahrhundert vom Adel als Verkleidungsvorlagen für höfische Feste benutzt.

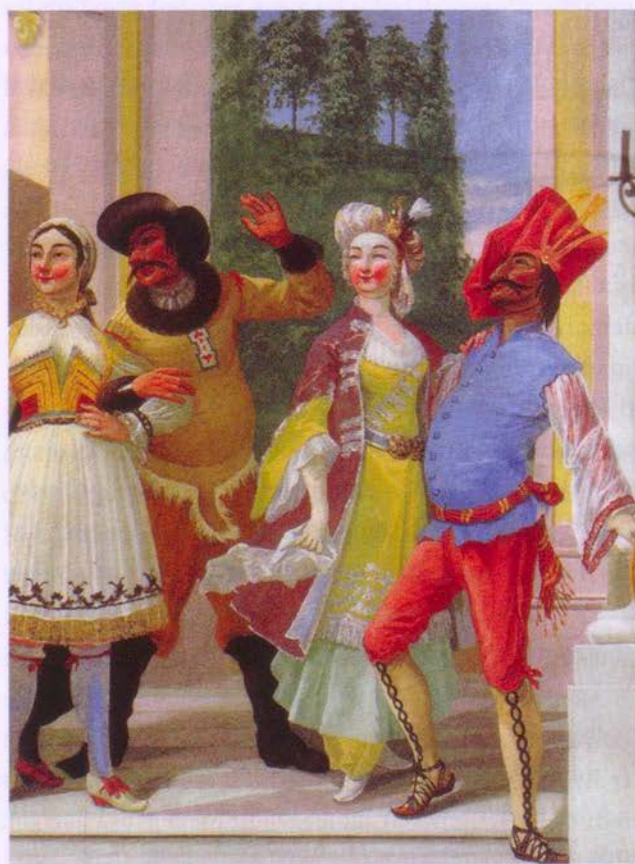


Abb. 26: Nationendarstellung im Maskensaal des ehemaligen Schlosses der Fürsten zu Schwarzenberg in Krumau/Böhmen (heute Český Krumlov), 1748. Dargestellt sind ein böhmisches Paar (links) und ein Janitschare mit einer Türkin (rechts). Foto: Ing. Libor Sváček, České Budějovice.

naltrachtendarstellung im Karneval des 19. Jahrhunderts. Dazu gehörten Tiroler Bauernhochzeiten bei Sandwirt Hofer »im Nationalkostüm kerniger Gebirgsbewohner«, Tiroler Schützenumzüge und die Zillertaler Tracht, die fortan als »die Tiroler Tracht« firmierte¹²¹.

Die erfolgreichen Tournen Tiroler National- und Natursängerfamilien, vornehmlich aus dem Zillertal, verbreiteten bereits schon 1777 in Mitteldeutschland Tiroler Liedgut¹²². Zu sensationellen Erfolgen brachten es die fünf Geschwister Rainer aus dem Zillertal, die zwischen 1839 und 1843 ganz Europa und Amerika bereisten. Seitdem waren Tiroler Sänger und Sängerinnen auch untrennbar mit dem oberschwäbischen Karneval verbunden. 1840 wurde zum Karneval in Konstanz die Oper *Der Tiroler Wasl* aufgeführt unter *Nachahmung der treuherzigen Tyroler Mundart*¹²³ und 1859, 1864, 1885/86 steckten sämtliche Darsteller zum Thema der vier Jahreszeiten im Ravensburger und Tettninger Karneval in Tiroler Nationalkostümen¹²⁴.

Das Motiv des Tiroler Krämers hat sich in der schwäbisch-alemannischen Fasnet bis heute in Gosseltingen erhalten. Im schweizerischen Unterägeri existieren ebenfalls Tirolerdarstellungen als eigenständige Fastnachtfiguren. Beide Relikte sind aus dem vorgenannten Kontext als Nationaltrachtendarstellung überliefert. Keinesfalls handelt es sich um die zeitgenössische Parodierung Tiroler Pilger, die nach Einsiedeln unterwesen gewesen sein sollen oder um die Darstellung von Tirolern, die sich bei Schweizer Bauern als Knechte verdingt hätten¹²⁵. Diese dem unvermittelten Spott zuneigende Denkweise wäre dem barocken Karneval, der das Welttheater im globalen Sinn darstellen wollte und daher in Allegorien dachte, gänzlich fremd gewesen. Auch im Karneval des 19. Jahrhunderts, der die Nationalkostüme weitertradierte und sogar noch um zahllose Varianten erweiterte, hat eine solche Argumentation keinen Platz. So ist im Maskenkatalog der Firma Nick, Sonneberg 1885 unter den zahlreich angebotenen Nationalkostümen selbstverständlich immer noch ein Tiroler dabei¹²⁶ und im Kölner Karneval steckte das Musikcorps 1862 ebenfalls in »Tyroler Nationalkostümen«¹²⁷.



Abb. 27: Tiroler Trachten in einer Ravensburger Karnevalsdarbietung aus dem Jahr 1859. Kol. Lithografie von Joseph Bayer, Ausschnitt. Privatbesitz. Foto: Thomas A. Weiss, Ravensburg.

3.17. HANSWURST UND LASTERNARREN

3.17.1. Hanswurst

Im Konstanzer Karnevalsumzug des Jahres 1778 ritt ein Hanswurst zu Pferd unter der Gruppe des Hörsinns. Sein Auftritt, direkt hinter den Türken, die die Untreue der Welt symbolisierten, könnte ihn veranlasst haben, lautstarke, reißerische Kommentare (Hörsinn!) über die vor ihm auftretenden Staats- und Glaubensfeinde abzugeben.

Die Figur des Spaßmachers, Vielfraßes, Kraftmeiers, Schürzenjägers und Großmauls Hanswurst war durch die vor allem im bayerisch-österreichischen und vorderösterreichischen Raum populären Hanswursttheaterstücke beliebt geworden, die nicht nur in fürstlichen Theatern, sondern auch in den Städten und durch umherziehende Schauspieltruppen im 18. Jahrhundert Verbreitung fanden. Diese Hanswurstiaden schöpften ihren Themenkanon aus der höfischen Festoper und aus dem Jesuitendrama, so dass ihr Inhalt meist moralisierend war¹²⁸. Die Figur des bereits 1519 bekannten Hanswursts bekam durch das erste, ständige Volkstheater deutscher Sprache in Wien im 18. Jahrhundert schließlich Kultstatus. Da der Theatergründer und Schauspieldirektor Josef Anton Stranitzky einen »fremden Harlequin« in seinem Programm ablehnte, schuf er 1711 den so genannten deutschen Hanswurst im Salzburger Bauernkostüm mit grünem Spitzhut, Narrenkröse, roter Jacke, blauem Brustfleck mit grünem Herz, roten Hosenträgern, gelber Hose und Holzpritsche¹²⁹. Der Name Hanswurst symbolisiert mit dem Wortteil »Hans« einen Menschen aus dem Pöbel, da »Hans« bereits seit dem Mittelalter der mit Abstand häufigste männliche Vorname im deutschsprachigen Raum war. Die Wurst galt im Gegensatz zum Fleisch als Arme-Leute-Kost, signalisiert aber gleichzeitig die Verfressenheit dieses Prahlschans« und »Hans«dampf in allen Gassen, bei dem Schmalshans« kein Küchenmeister sein durfte. In Italien und Frankreich entsprachen dem Hanswurst der Arlecchino oder Arlequin (deutsch Harlekin), sowie Pulcinello bzw. Polichinelle. Beide Figuren waren in den habsburgisch regierten Ländern, so auch in Vorderösterreich, im 18. Jahrhundert zugunsten des Hanswursts im Karneval verboten¹³⁰. Ähnliche Spaßmacher sind der französische Pierrot als »welscher Bauer« oder aber Jean Potage als »Hans-Suppe«. Der aus dem englisch-niederländischen Raum stammende Possenreißer Pickelhering hat seinen Namen ebenfalls von einem nicht gerade geschätzten Armenessen, nämlich dem Pökel- oder Salzhering.

Der zu Anfang noch anzügliche, grobianische Hanswurst wurde seit 1752 durch die aufklärerischen Reformen Maria Theresias domestiziert



Abb. 28: Hanswurst im Salzburger Bauernkostüm mit den Initialen W(urst) H(ans) auf der Brust. In den Händen hält er Narrenpritsche und Narrewurst. Kol. Kupferstich, Ende 18. Jh. Stadtarchiv Ravensburg Kb 165.

und endete schließlich im 19. Jahrhundert als völlig harmloser Kasperl im Handpuppentheater¹³¹.

Im Karneval des 19. Jahrhunderts bot ein Konstanzer Maskenverleiher im Jahr 1860 schöne Käsperlekleider an¹³² und im Kölner Karnevalsumzug des Jahres 1836 trat ein Hanswurst auf, der im Nest junge Hanswürste, also die neue Narrenbrut, ausbrütete. Dort war auch 1844 noch ein Pickelhering neben einem Harlekin zu sehen¹³³. Im Masken- und Theaterkatalog von Carl Josef Nick, Sonneberg, waren 1885 immerhin noch neben Hans Casperl auch Harlekin, Pierrot, Clown und sogar ein auf einem Scheinpferd reitender Polichinelle im Angebot¹³⁴.

3.17.2. Lasternarren – so genannte Weißnarren

Im Konstanzer Karnevalsumzug des Jahres 1778 wurden als besonders verabscheuungswürdig hervorgehobene Laster, wie beispielsweise die Hoffart und der Betrug, durch die Anwesenheit des Teufels kenntlich gemacht. Im Villingener Karnevalsumzug von 1749 mahnte der Teufel die Vergnügungssucht als besonders zu brandmarkendes Laster an. In ähnlicher Weise wie die Teufel sorgte ein zusätzlicher Kanon von so genannten Lasternarren für die eindringliche Ermahnung, den rechten Lebensweg einzuhalten.

Im Konstanzer Umzug traten zu diesem Zweck neun spezifische Narren auf: zwei Narren mit Gabeln, die die immense Hochfrisur einer Rokokodame stützten sowie ein Modenarr und ein Hoffartsnarr, die nachhaltig das Laster der Hoffart unterstrichen. Ein Narr im Herz symbolisierte die Untreue zwischen Mann und Frau. Zwei Narren, die einen verliebten Herrn trugen, ein Weibernarr und ein alter verliebter Narr verwiesen auf die sexuelle Begierde bzw. Wollust. Im Villingener Karnevalsumzug von 1749 waren es ein Hoffartsnarr auf Stelzen, ein Weibernarr, Kindernarren, ein Fress- und Saufnarr und ein fauler Narr, die nichts anderes als die Todsünden anmahnten (vgl. Kapitel 2.).

In einer aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschriebenen Fastnachtsskrippe aus Thaur in Tirol sind Darstellungen eines Hoffarts-, Sauf-, Ohrenbläser- und Weibsteufels überliefert¹³⁵ und Johann Ellinger führt in seinem 1629 verfassten Traktat über den *A-la-modischen Kleyder Teuffel* einen Spazier-, Tanz-, Huren-, Fraß-, Sauf-, Mord- und Diebsteufel an¹³⁶. In der Tradition Ellingers geißelt schließlich auch Abraham a Sancta Clara 1709 in seinen *Hundert ausbündigen Narren* ebendiese Laster oder Narrheiten in bebilderten Beschreibungen u. a. als Comedi-Narr, Fasnachts-Narr, Goldmacher-Narr, Kriegs-Narr, Mode-Narr, Sauf-Narr und Tobak-Luder-Narr¹³⁷.

Dass sowohl bei Ellinger als auch in der vorgenannten Thaurer Fastnachtsskrippe sämtliche Laster nicht mit einer Narrenbezeichnung, sondern mit einem Teufel verknüpft sind, ist kein Widerspruch an sich, da der Narr als Personifikation des gottlosen Menschen mit dem Teufel gleichgesetzt wird¹³⁸. In einem Kölner Karnevalsumzug des Jahres 1826 präsentierte sich mit einem Saufgeck, Tabaksgeck, Bildergeck, Jagdgeck, Pferdegeck, Spiegelgeck, Blumengeck, Vogelgeck und einem Brillengeck immer noch weitgehend die alte Lasternarrenidee des 18. Jahrhunderts¹³⁹.



Abb. 29: Pickelhering. Titelholzschnitt zu «Pickelherings Hochzeit», Holzschnitt, 1752. Privatbesitz. Der aus dem englisch-niederländischen Raum stammende Narr fand seit dem 16. Jahrhundert an den deutschen Höfen Eingang. Seine hier dargestellte Kleidung erinnert an die Stutzermode, die um 1628 aufkam und die im Übermaß mit Schleifen und Bändern dekorierte Soldatentracht des Dreißigjährigen Krieges zum Vorbild hatte. Am Hof Ludwigs XIV. entsprach dieser Aufzug dem so genannten Rheingrafenkleid, das der französische König selbst trug. An der Hose trägt der Pickelhering aufgenähte Wollfransen oder Bänder, wie sie am Rottweiler Fransenkleide zu beobachten sind.



Abb. 30: Galan in Stutzermode. Abraham Bosse, Ausschnitt, 1635. Tours, Musée des Beaux-Arts.

Man fragt sich nun, wie diese Narrengestalten im Karnevalsanzug des 18. Jahrhunderts dargestellt gewesen sein mögen. Auf den Kupfertafeln bei Abraham a Sancta Clara's Hundert ausbündigen Narren sind diese lasterhaften Narren mit entsprechenden Attributen, die direkt auf das Laster hinweisen, ausgestattet. Im Umzug müssen diese Lasternarren jedoch noch mit Hilfe einer bestimmten Kleidung besonders hervorgehoben worden sein.

In diesem Zusammenhang ist von Interesse, dass im Volkskunstmuseum in Innsbruck Teile einer so genannten Fastnachtskrippe aus Thaur ausgestellt sind, die drei barocke Narrentypen zeigt, die heute in der Tiroler Fastnacht nicht mehr vorkommen, wohl aber in der schwäbisch-alemannischen Fasnet als Einzelfiguren an verschiedenen Orten bis heute überliefert sind. Josef Ringler¹⁴⁰ bezeichnet diese um 1830 gemalten Narrenfiguren als »Schalksnarren« und klassifiziert sie nach der Art ihrer Gewänder in gestreifte, geblünte und gewürfelte Narrentypen, wobei in der schwäbisch-alemannischen Fasnet noch eine vierte Variante mit runden beziehungsweise sternförmigen Rosetten auf dem naturfarbenen, leinenen Narrenkleid vorkommt. Beim Vergleich der Thaurer

Schalksnarrengestalten mit den Narrenfiguren in der schwäbisch-alemannischen Fasnet ergibt sich folgendes Bild:

3.17.2.1. Das gewürfelte Narrenkleid

Dieser Narrentyp hat ein Gewand, auf dem Stoffrauten streifenförmig aufgenäht sind. Es könnte sich jedoch auch um aufgedruckte Rauten handeln. Die Hosennaht wird durch ein aufgenähtes Fransenband kaschiert. Der Thaurer gewürfelte Narrentyp trägt sogar noch eine spitze, nach hinten gebogene Narrenkappe, die dieselbe Musterung aufweist. Der Nagelgurt um die Taille muss als ursprünglich nicht zugehöriges Trachtenrequisit aus dem 19. Jahrhundert angesehen werden, ebenso wie die Peitsche. Diesem gewürfelten Narrenkleid aus Thaur entsprechen in der schwäbisch-alemannischen Fasnet die so genannten Haigerlocher Butzen, die im Volksmund auch als so genannte Grombieradrucker (Kartoffeldruck) bezeichnet werden¹⁴¹ sowie eine nahezu identische Figur aus Frittlingen¹⁴². In diese Gruppe gehört auch der so genannte Nüssler aus Unterägeri im Kanton Schwyz¹⁴³. Ein altes Narrenhäas aus dem Altmühltal, das sich heute im Bestand des Stadtmuseums Nürnberg befindet und das als Vorläufer der dort heute noch verbreiteten Fastnachtsfigur der Fasnicker gilt, zeigt Stoffrauten, die wiederum ein Rautenmuster bilden. Sind solche Rauten dicht an dicht gesetzt, ergibt sich das typische Harlekingsgewand, wie es bei den Laufenburger Narronen vorkommt¹⁴⁴.

3.17.2.2. Das gestreifte Narrenkleid

Eine weitere Narrenfigur aus der Thaurer Fastnachtskrippe zeigt ein Gewand, auf dem Wollfransen streifenförmig aufgenäht sind. Auch diese Figur trägt eine gleiche, dazugehörige Narrenkappe mit nach hinten gebogener Spitze. In der schwäbisch-alemannischen Fasnet entspricht diesem Narrentyp das Rottweiler Fransenkleid¹⁴⁵ und der so genannte Alte Blätzle aus Schömberg, der sich heute im Narrenmuseum in Donaueschingen befindet¹⁴⁶. Auch in Wellendingen ist eine ebensolche Narrenfigur im Fransenkleid bzw. gestreiften Narrenkleid noch kurz nach 1900 überliefert¹⁴⁷.

3.17.2.3. Das geblünte bzw. bemalte Narrenkleid

Eine weitere Narrenfigur aus der Thaurer Fastnachtskrippe trägt ein bemaltes Gewand, das ein rokokohaftes Blattmuster aufweist. Tirolerhut, Peitsche und Bauchgurt sind wohl auch hier als spätere Zutaten aus dem 19. Jahrhundert anzusehen, wobei bei allen Thaurer Schalksnarrenfiguren keine Schellen und Schellengurte dargestellt sind. Vermutlich waren sie um 1830 bereits abgegangen. In der schwäbisch-alemannischen Fasnet entspricht dieses geblünte Narrenkleid den so genannten Weißnarren mit ihren bemalten Häasern, wie sie im Donaueschinger Hansel¹⁴⁸, im Bräunlinger Blumenhansel¹⁴⁹, in den alten Löffinger Hanselen¹⁵⁰ und im so genannten Alten Harzer in Schömberg¹⁵¹ in ähnlicher Weise überliefert sind. Obwohl der Villinger Narro und die Figuren des Rottweiler Gschell und Biss andere Bemalungen aufweisen, gehören ihre Häaser ebenso in



Abb. 31



Abb. 32



Abb. 33



Abb. 34

Beispiele für einfach gewürfelte Narrenkleider:
Abb. 31: Narrenfigur aus Thaur/Tirol, um 1830. Tiroler
 Volkskunstmuseum, Innsbruck; **Abb. 32:** Frittlinger Narr.
 Geschichts- und Heimatverein Frittlingen; **Abb. 33:** Nüssler
 aus Unterägeri/Schwyz. Schweiz Tourismus; **Abb. 34:**
 Haigerlocher Butz (so genannter Grombieradrucker).
 Folke Weber, Haigerloch.



Abb. 35



Abb. 36

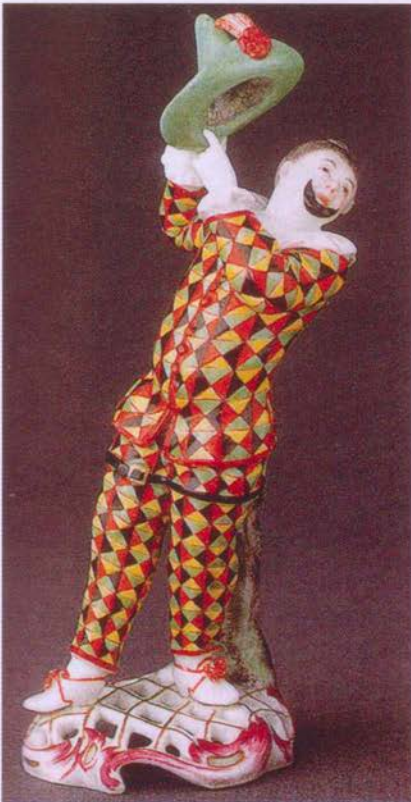


Abb. 37



Abb. 38

Beispiele für gewürfelte Narrenkleider in der Art der Harlekinsverkleidung:

Abb. 35: Narrenfigur aus Thaur/Tirol, um 1830. Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck; **Abb. 36:** Narronen aus Laufenburg, 1920er Jahre. Archiv Wulf Wager; **Abb. 37:** Harlekin, Tafelaufsatz, Porzellanmanufaktur Höchst, Mitte 18. Jh. Gerhard Röbbing, München. Im Laufe des 17. Jahrhunderts hatte sich der aus Flickern zusammengesetzte Bettlerkittel des Harlekin zu einem gut geschnittenen Kostüm aus verschiedenfarbigen Rhomben und Streifen gemauert. **Abb. 38:** Fasennickel aus dem Altmühltal, vor 1900. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.

diese Kategorie. Neben dem Hauptverbreitungsgebiet auf der Baar sind diese bemalten Weißnarrenhäser auch in Konstanz und in Basel als so genannte Hansele bekannt gewesen¹⁵².

3.17.2.4. Das rosettenverzierte Narrenkleid

Ein mit Sternchen, Rosetten und Kreisen verziertes Narrenkleid fehlt bei den Thaurer Figuren. Ob ein solches in Tirol nie existiert hat oder um 1830 bereits abgegangen war, sei dahingestellt. Ein sternchenverziertes Narrenkleid ist uns jedoch in einem französischen Kupferstich überliefert. Dort hat ein um 1720 dargestellter Kleiderhändler ein derartiges Narrenkostüm im Sortiment, das aus einer weißen Jacke und einer weißen Hose besteht, auf die rote Kreise, sowie gelb-grüne Sternchen und grüne Zackenbänder appliziert sind¹⁵³. In der schwäbisch-alemannischen Fasnet sind mit Rosetten, Sternchen und Kreisen verzierte Narrengewänder noch u. a. in Friedingen und Oberndorf erhalten. In Friedingen tragen diese Figuren ein ungebleichtes Leinengewand, das mit mehrfach übereinandergenähten runden und sternförmigen Rosetten appliziert ist¹⁵⁴. Auch der Möhringer Plätzlehansele trägt auf seinem Häs mehrfach übereinandergenähte, sternförmige Filzrosetten¹⁵⁵, während die Wilflinger Schellennarren Hunderte von kreisrunden Stoffapplikationen aufweisen¹⁵⁶.

Diese Vergleichsbeispiele für die vier Weißnarrentypen ließen sich weiter fortführen, was hier jedoch in diesem Zusammenhang nicht beabsichtigt ist. Vielmehr sollte aufgezeigt werden, dass die Gattung der so genannten Weißnarren nicht nur bemalte, sondern auch mit Wollfäden, Stoffrauten und -rosetten aufwändig applizierte Kleider vorzuweisen hat.

Interessanterweise verweist Reinhard Wais darauf, dass am Hof des französischen Königs Ludwig XIV. im 17. Jahrhundert derartige bemalte und applizierte Weißnarrenkleider als Theaterkostüme vorkamen. Auch waren diese Kostüme verschiedentlich mit über Brust und Rücken gekreuzten schmalen Bändern versehen, die mit kleinen Glöckchen besetzt gewesen seien¹⁵⁷. Da der Hof Ludwigs XIV. neben italienischen vor allem spanisch-flandrische Vorbilder des 16. Jahrhunderts kopierte, liegt die Vermutung nahe, dass diesen Weißnarrenfiguren der Pickelhering zugrunde liegt. Dieser aus England und den Niederlanden überlieferte Spaßmacher ist seit dem 16. Jahrhundert auch an den deutschen Hoftheatern nachgewiesen. Durch die Hofkultur Ludwigs XIV., die im 17. und noch im 18. Jahrhundert stilprägend in Europa wirkte, war es üblich, dass an den fürstlichen Residenzen, wie beispielsweise in Stuttgart und München, im 18. Jahrhundert vor allem das französische Theater mit den entsprechenden Figuren gepflegt wurde. Dieser bisher wenig beachtete Entwicklungsstrang stellt zumindest einen plausiblen Zusammenhang zwischen dem in der flandrisch-französischen Tradition stehenden Pickelhering und den hiesigen Lasternarren her.

Im Volksmund hat sich für die in der schwäbisch-alemannischen Fasnet überlieferten Weißnarren, egal ob sie nun bemalte, oder mit Stoffteilen applizierte Kleider



Abb. 39



Abb. 40



Abb. 41



Abb. 42

Beispiele für gestreifte Narrenkleider:

Abb. 39: Narrenfigur aus Thaur/Tirol, um 1830. Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck; **Abb. 40:** Altdeutscher Hanswurst aus Köngen, 1716. Landesmuseum Württemberg, Stuttgart; **Abb. 41:** Fransenkleide aus Wellendingen, 1925. Archiv Wulf Wager; **Abb. 42:** Rottweiler Fransenkleide, Chromolithographie 1911 nach einem Foto von 1864. Herrenkramerscher Fundus.



Abb. 43



Abb. 44



Abb. 45



Abb. 46

Beispiele für geblümete bzw. gemalte Narrenkleider:
Abb. 43: Narrenfigur aus Thaur/Tirol, um 1830. Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck; **Abb. 44:** Bräunlinger Blumenhansel, 1930er Jahre. Narrenzunft Bräunlingen; **Abb. 45:** So genannter Alter Harzer aus Schömberg, 1936. Narrenzunft Schömberg; **Abb. 46:** Donaeschinger Hansel, 1856. Narrenzunft Frohsinn 1853 Donaueschingen.



Habit de Fripier.

Habit de Adello, q. vende vestidos, a. 1720, Kupferstich bei L'Armessin, um 1720. Antiquariat Bierl, Eurasburg.

Abb. 47



Abb. 48



Abb. 49



Abb. 50

Beispiele für rosettenverzierte Narrenkleider:

Abb. 47: Barocker Kleiderhändler, angetan halb mit Männer-, halb mit Frauenkleidern, auf dem Kopf ein Kinderkleid. An der Stange offeriert er ein rosettenverziertes Narrenkleid. Umschrift: »Abit de Fripier/ Habito de Adello, q. vende vestidos«, Altkol. Kupferstich bei L'Armessin, um 1720. Antiquariat Bierl, Eurasburg;

Abb. 48: Friedinger Narr. Wilfried Dold, Vöhrenbach. **Abb. 49:** Möhringer Hansele, 1920er Jahre. Narrenzunft Möhringen. **Abb. 50:** Wilfingener Schellennarren. Archiv Wulf Wager.

tragen, überwiegend die Bezeichnung »Hansele« eingebürgert. Als »Hansele« werden jedoch auch ebenso Teufelsfiguren bezeichnet (vgl. Überlinger Hänsele, Alter Markdorfer Hänsele, Federehannes in Rottweil/Hannes=Johannes=Hans). Da der Teufel und der Lasternarr in den Karnevalssumzügen und im Theater des 18. Jahrhunderts dieselbe Funktion ausübten, nämlich bestimmte Laster besonders drastisch anzuprangern, ist die synonyme Verwendung des Begriffs »Hansele« für Teufel und Lasternarr hiermit logisch.

Die in der schwäbisch-alemannischen Fasnet, vor allem in Rottweil, Villingen und den verschiedensten Orten auf der Baar, überlieferten Hansele treten heute nicht mehr in Zusammenhang mit einem Laster in Erscheinung. Einen Hinweis auf ihre ursprüngliche Funktion als Lasternarren gibt nur noch die Häsmalerei auf dem Kleid des Villingener Narro. (vgl. Kapitel 3.12.), während der mit Schirmchen und Federbusch in koketter Manier ausgestattete Donaueschinger Blumenhansel an einen Hoffartsnarr erinnert.

3.18. TOD

Der Tod trat im Konstanzer Karnevalssumzug im Jahr 1778 beim Laster der sexuellen Begierde bzw. der Wollust einmal in Erscheinung. Dort hatte ein alter, verliebter Narr in Begleitung eines Weibernarren den Tod zur Seite. Dieses Vanitas-Motiv sollte aufzeigen, dass eine angebliche Scheinliebe, die nur auf reiner Triebhaftigkeit gründet, eine Lüge und damit nichtig ist. Im frühen 19. Jahrhundert scheint der Figur des Todes im Karneval kaum ein Platz zugekommen zu sein, da er vermutlich als »ekelhafte Maske« eingestuft war und damit vor allem von den Bällen ausgeschlossen blieb. Im Nick'schen Maskenkatalog von 1885 wird der Tod jedoch als Knochengestell mit Umhang, Schlapphut und Sense angeboten. Allerdings fehlt hier bereits der Bezug zu einem Laster, das heißt, der Tod agiert hier allein und es ist nicht mehr ersichtlich, was für eine verwerfliche Handlung er anprangert.

3.19. TAG UND NACHT, SCHLAF UND TRAUM, HALB-MANN-HALB-FRAU, HALBSCHWARZER

In Zusammenhang mit dem Laster der sexuellen Begierde bzw. der Wollust trat im Konstanzer Umzug 1778 eine Maske unter der Bezeichnung *Tag und Nacht zu Pferd* auf. Diese Maske findet sich in einer Liste venezianischer Karnevalsmasken, die Krünitz 1809 als die gängigsten seiner Zeit zusammengestellt hat und die ins 18. Jahrhundert tradieren. Dort heißen sie *Halbtag- und Halbnachtgesichter*⁵⁸. *Tag und Nacht* prangert Menschen an, die aus der Nacht Tag und dem Tag Nacht machen, das heißt, die bei Nacht ihre Wollüste pflegen und den Tag mit Schlafen zubringen⁵⁹. Im ehemaligen Schloss der Fürsten zu Schwarzenberg in Český Krumlov (Krumau/Böhmen) ist in dem 1748 ausgemalten so genannten Maskensaal diese Figur sogar bildlich dargestellt. Das Gesicht zeigt ein offenes Auge (Tag) und ein geschlossenes Auge (Nacht). Das Kostüm besteht aus einem halben Schlafrock und einem halben barocken Männerhabit.

Auf die Maske *Tag und Nacht* folgten im Konstanzer Umzug die Figuren *Schlaf und Traum* sowie *Halb-Mann-Halb-Weib*. Während *Schlaf und Traum* auf sündhafte Träume, die fleischliche Lüste zum Inhalt haben, anspielt¹⁶⁰, geißelt die Figur *Halb-Mann-Halb-Weib* die Homosexualität als weiteres Laster der sexuellen Begierde. Auch diese Figur ist im Maskensaal des Schlosses in Český Krumlov 1748 bildlich dargestellt worden. Die Maske besteht aus einem halben Männer- und Frauengesicht. Die Figur trägt dazu ein halbes Männerhabit und ein halbes barockes Damenkleid. Die Kopfbedeckung ist ebenfalls geteilt in einen halben Dreispitz und eine halbe Damenperücke. Zwei Jünglinge, die der männlichen Hälfte der Zwitterfigur sehr zugetan sind, verweisen auf die eindeutige Situation.

In der schwäbisch-alemannischen Fasnet hat sich in Schömberg eine Maske aus dem 18. Jahrhundert erhalten, die heute Halbschwarzer genannt wird, weil das Gesicht in der Farbe Schwarz-Weiß gespalten bemalt ist. Dieser Halbschwarze dürfte in einen ähnlichen Kontext gehören wie die oben erklärten Figuren. Die zweifarbige Maske assoziiert vermutlich das versteckte Böse bzw. die Heimtücke (Schwarz), neben der eine falsche Freundlichkeit (Weiß) nach Außen wirkt. Mit dem frivolen Lachen der barock anmutenden Karnevalslarve, die hinter der Oberlippe sämtliche Zähne entblößt, hat sich hier ein Negativ-Typus erhalten, der vielleicht den Verführer mimit.

3.20. MANN MIT LATERNE

Ein Mann mit einer Laterne, der auf das Laster der sexuellen Begierde hinweist, findet sich in unmittelbarer Nachbarschaft der vorbeschriebenen Tag-und-Nacht-Maske. Wie man sich diesen Laternenträger vorstellen muss, zeigt ein aus dem Jahr 1774 überliefertes Bild einer Ravensburger Täfermalerei im Haus Bachstraße 27. Dort ist in einer Stube, deren Täfer die 12 Monate zum Thema haben, mit dem Monat Februar ein Harlekin dargestellt, der ein betrübliches Gesicht macht und sich ratlos am Kopf kratzt, während hinter ihm ein kleines Männlein mit Spitzhut und überdimensionierter Laterne geht. Im Rücken des Laternenträgers befindet sich ein Liebespaar. Ganz offensichtlich hält der viel ältere Mann mit stolz geschwellter Brust eine junge Frau an seinem Arm.

Der Ravensburger Maler Franz Joseph Fischer, der die Täferstube 1774 im Auftrag eines reichen Färbers ausgeführt hat, hat als Motivvorlagen meist Augsburger Kupferstiche benutzt¹⁶¹. Dies zeigt, wie verbreitet solche im Konstanzer Karnevalsumzug dargestellten Sujets waren. Ein Mann mit einer Laterne war auch noch Teil eines Basler Karnevalsumzugs aus dem Jahr 1804. Dann verliert sich die Spur für dieses Genre. Das Thema der sexuellen Begierde wurde allerdings noch einmal 1836 in Basel aufgenommen. Dort umgarnte ein gehörnter, reicher Freier im Karnevalsumzug eine unbedarfte Braut. Narren im Hintergrund, sowie Scharlatane und Taschenspieler wiesen auf das unlautere Motiv des Freiers hin. Die Unterschrift der bildlichen, auf einem Wagen dargestellten Szene bekundet, dass es hier um Moral und Sitte schlecht bestellt sei¹⁶².

Der Mann mit der Laterne spielt in der Tiroler Fastnacht immer noch eine Rolle. Dort tritt er im Telfser Schleicherlaufen als Einzelfigur mit einer riesigen Laterne auf und wird heute als Fastnachtssucher interpretiert¹⁶³. Die Assoziation mit dem Laster der Geilheit, das er eigentlich repräsentiert, ist verloren gegangen. Ihm folgen ein Wirt und eine Kellnerin, ein Glasbua, eine Sennerin und ein Goaßer, die sich als Relikte einer adeligen Wirtschaft erkennen lassen (vgl. Kapitel 3.23.).

3.21. BETTLER, ZIGEUNER UND POLIZEIBÜTEL

Landstreicher, Bettler und Zigeuner gehörten im Zeitalter des Barock zum gängigen Erscheinungsbild des Alltags. Diese sozialen Randgruppen waren ortsfremd und versuchten, in den Städten ein Almosen zu ergattern. Dort wurden sie, als Plage angesehen, durch die städtischen Bettelvögte aufgegriffen und der Tore verwiesen oder zwangsweise durch die so genannte Bettelfuhr aus der Stadtmarkung verbracht. 1725 hatte der Schwäbische Kreis in Ravensburg ein Zucht- und Arbeitshaus errichten lassen, in dem Vaganten und Bettler, die im Gebiet Sigmaringen-Kempten-Biberach-Konstanz umherzogen, Strafarbeit verrichten mussten und regelmäßig körperlich gezüchtigt wurden. Da sie nach der Verbüßung der meist halbjährlichen Haftzeit wieder gezwungen waren, heimat-, arbeits- und mittellos umherzuziehen, drohte ihnen binnen kurzer Zeit eine wiederholte Einlieferung¹⁶⁴. Auf diese Situation weist der dargestellt Zuchthausmeister im Konstanzer Karnevalsanzug des Jahre 1778 hin.

Vor allem Bettler firmierten unter dem Laster der Faulheit bzw. der faulen Weltmenschen. Im Villinger Karnevalsanzug des Jahres 1749 trat, gleichfalls am Schluss des Zuges, dafür ein fauler Narr auf, dem statt der Zuchthausstrafe Armut und Henker drohten (vgl. Kapitel 2.). Die Faulheit findet sich auch als Laster-Allegorie in Gestalt eines



Abb. 51 Barocker Maskensaal im ehemaligen Schloss der Fürsten zu Schwarzenberg in Krumau/Böhmen (heute Český Krumlov/Tschechien). In dem 1748 von dem Maler Jörg Lederer ausgemalten Festsaal spielen neben den Figuren der Commedia dell'arte auch die kosmischen Allegorien der vier Erdteile mit ihren zahlreichen Nationendarstellungen, die fünf Sinne, die Lasterdarstellungen der Faulheit, Wollust und Homosexualität sowie die bildliche Repräsentation der barocken Ständeordnung eine zentrale Rolle. Die Ikonografie dieses Maskensaals entspricht damit weitgehend dem Programm vieler barocker Karnevalszüge.

Foto: Ing. Libor Sváček, České Budějovice.



Abb. 52 So genannter Halbschwarzer aus Schömburg, Mitte 19. Jh. Die Maske steht noch ganz in der barocken Tradition venezianischer Wachsmasken und stellt vermutlich einen Verführer dar (Laster der sexuellen Begierde). Wilfried Dold, Vöhrenbach.



Abb. 53: Der kleine Mann mit Laterne und Spitzhut weist auf das Laster der sexuellen Begierde hin. Dieses Laster wird mit dem hinter ihm stehenden Paar augenscheinlich: der viel ältere Liebhaber hält stolz eine offensichtlich viel jüngere Frau am Arm. Täfermalerei Ravensburg, 1774.

Foto: Thomas A. Weiss, Ravensburg.

Faulpelzes unter den barocken Gartenskulpturen im Weikersheimer Schlossgarten¹⁶⁵.

Neben Bettlern waren es vor allem Zigeuner, die als fahrendes Volk ebenso das Laster der Faulheit symbolisierten. 1656 gaben die Ravensburger Patrizier zur Fastnacht eine ländliche Wirtschaft in ihrem Gesellschaftshaus »Zum Esel«, wo neben einem Kuppler und einer Kupplerin auch eine Zigeunerin auftrat, die von Franziska Hyrus von Homburg gespielt wurde. 1884 gaben, ebenfalls in Ravensburg, Nationaltänzer einer berühmten fiktiven Zigeunergesellschaft im Gasthof Zum Hecht eine Karnevalsveranstaltung¹⁶⁶, wobei im selben Jahr im Konstanzer Karneval ein Zigeunerwagen vorfuhr¹⁶⁷. Zwischen 1894 und 1930 machten immer wieder maskierte Zigeunerbanden die Straßen im Ravensburger Karneval unsicher¹⁶⁸. 1905 bildeten in Überlingen Zigeuner, Lumpen und Gesindel ebenfalls noch in klassischer

Weise den Schluss des Karnevalssumzugs¹⁶⁹. Wie sich alte Traditionen wandeln können, zeigt ein besonderer Fall, der vor kurzem die Gerichte beschäftigte, weil bei einem Fastnachtsumzug in der Gemeinde Berg (Landkreis Ravensburg) im Jahr 2005 ein Wagen mit der Aufschrift »Zack, zack Zigeunerpack« mitfuhr. Die Anklage der Staatsanwaltschaft lautete auf Volksverhetzung¹⁷⁰.

Im Maskenkatalog der Firma Nick findet sich im Jahr 1885 das gesamte Programm der so genannten Müßiggänger als Bummler, Strolch, Zigeuner und (bettelndem) Handwerksburschen mitsamt einem Polizeidiener wieder. Wobei der Polizeidiener nichts anderes als die moderne Variante des 1778 im Konstanzer Umzug vorkommenden Bettelvogts darstellt¹⁷¹, der vielerorts in der schwäbisch-alemannischen Fasnet als Büttel weiterexistiert. In der Tiroler Fastnacht sind die *Faulen Weltmenschen* heute noch in den Laningern, Jenischen, Dörchern und Karnern (fahrendes Volk) präsent, die dort Teil der Fastnachtsumzüge in Fiss, Nassereith und Telfs sind¹⁷². In Gosselfingen, das auf eine alte Karnevalstradition zurückblicken kann, gehören die Gestalten des Geigers und des Wegräumers als Müßiggänger ebenfalls zur barocken Lasterdarstellung der Faulheit. Beide Figuren werden, sollte sich ein vor das dortige Narrengericht zitierter Delinquent loskaufen, anschließend an dessen Stelle abgestraft¹⁷³. Dieses Sujet leitet sich ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert her, wo den faulen Weltmenschen sowohl im Konstanzer Umzug von 1778 als auch im Villinger Umzug von 1749 gleichfalls Strafe angedroht wurde. In der Tradition der Bettlerfigur als Negativgestalt traten 1806 im Kölner Karneval Bettler



Abb. 54



Abb. 55



Abb. 56

Das Laster der Faulheit spielte in den Karnevalsanzügen des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle. Im Maskenkatalog der Firma Nick, Sonneberg 1885 finden sich diese Lasterfiguren immer noch in den Gestalten des Zigeuners (Abb. 54), der Figuren Bummler und Strolch (Abb. 55) sowie eines (betelnden) Handwerksburschen, während der Polizeidiener als zeitgenössischer Nachfolger des Bettelvogts (Abb. 56) für die gottgewollte, obrigkeitliche Ordnung zu sorgen hatte. Stadtarchiv Ravensburg X 147.

auf, die zwischen Bacchus und seinen Bacchantinnen sowie einer Modenärin zu sehen waren¹⁷⁴.

Jedoch sind nicht alle Bettlerdarstellungen automatisch als Personifikation der Faulheit zu verstehen. So sind aus fürstlichen Kunstkammern des 18. Jahrhunderts kostbare Elfenbeinstatuetten und Grafiken bekannt, die zerlumpte Bettler zeigen¹⁷⁵. Solche Bettler fehlen auch in den reichhaltigen neapolitanischen Krippenszenen nicht. Hier wird der Bettler als Tugend der Armut/Paupertas begriffen. Diese Armut definiert sich aus der Selbstbeschränkung und damit dem Dienst an Gott, wie dies die Einsiedler und Eremiten vorleben.

3.22. SCHNECKENKÖNIG-ASCHERMITTWOCH

Am Schluss des Konstanzer Karnevalssumzugs trat ein Schneckenkönig zu Pferd auf. Er verkörperte niemand anderen als den Aschermittwoch, an dem Reue, Buße und das Abschwören der Laster beginnen und der die 40-tägige Fastenzeit vor Ostern eröffnet. Da Schnecken ein traditionelles Fastenessen sind, wird er durch diese Allegorie versinnbildlicht. Der Schneckenkönig wird wohl Schneckenhäuschen an seinem Karnevalskleid befestigt gehabt haben. Da er zu Pferd ritt, mag er diese am Hut und am Kittel getragen haben, während die Hose nur entsprechend bemalt gewesen sein dürfte. Die Figur des barocken Schneckenkönigs ist heute noch im Elzacher Schuddig überliefert, der an seinem Hut nicht nur aufgenähte Schneckenhäuschen trägt, sondern auch direkt als »Aschermittwoch« bezeichnet wird, wie der Name Schurtag, Schaurtag oder Schuddig im lokalen Volksbrauch überliefert ist¹⁷⁶.



Abb. 57: Elzacher Schuddig mit einer Villinger barocken Maske, die sich freilich in der Zunft nicht durchsetzen konnte, um 1920. Die im 18. Jahrhundert einen Schneckenkönig bzw. den Aschermittwoch verkörpernde Figur muss, im Vergleich zu heute, ursprünglich auf jeden Fall eine freundliche Maske getragen haben. Die in Südwestdeutschland und in der Schweiz überlieferten Schneckenhüsli-Narren haben mit Sicherheit denselben Ursprung. Archiv Wulf Wager.

Heute trägt der Schuddig ein feuerrotes Plätzlehäs und wird als Wilder Mann fehlgedeutet. Zum Plätzlehäs sind um 1900 noch sieben unterschiedliche Masken geschaffen worden, die unter anderem einen Teufel und einen Bär darstellen. Die zugehörige barocke Maske des Schuddig scheint indes verloren gegangen zu sein. Sie muss, der Thematik entsprechend, freundlich-einladend ausgesehen haben. Als man 1920 versuchte, die um 1900 geschaffenen »wüsten Gfriser« durch Villinger Narromasken zu ersetzen, war man unbewusst auf dem richtigen Weg. Dieser konnte sich jedoch nicht durchsetzen¹⁷⁷. Im Gefolge des Schneckenkönigs traten im Konstanzer Barockumzug der antike Wassergott Neptun mit einem Stockfisch- und Heringreiter auf, denen die Mitglieder der Konstanzer Fischerzunft folg-

ten. Auch diese Figuren sind Allegorien auf die Fastenzeit und die Fastenspeise Fisch, der im Element des Wassergottes Neptun gefangen wird. 1905 war ein Teil dieser barocken Szene noch im Überlinger Karneval lebendig, als am Schluss des Umzugs die Überlinger Fischer mit einem Riesenfisch auftraten¹⁷⁸.

3.23. ADELIGE WIRTSCHAFTEN

Den Abschluss des Konstanzer Umzugs von 1778 bildete das Wirtshaus Zum goldenen Fässle. Dieses Genre geht auf die so genannten adeligen Wirtschaften zurück, die vor allem an Fürstenhöfen, aber auch beim städtischen Patriziat weit verbreitet waren. Das Motiv lässt sich erstmals 1573 am Wiener Hof als Bauernhochzeit nachweisen. Dabei schlüpfte die Hofgesellschaft in die Kleider der Domestiken und spielte »verkehrte Welt«. Zuweilen wurden die vornehmen Protagonisten vom befohlenen Auftritt echten Volkes unterstützt, wie das für den Dresdner Hof nachgewiesen ist¹⁷⁹. Eine schwäbische Variante ließ die Adelige in Handwerkerkostümen auftreten, wie dies beim Patriziat in Ravensburg dokumentiert ist¹⁸⁰. Verbreitet waren ebenso Nationenwirtschaften, bei denen die Karnevals-gesellschaft in Nationaltrachten verkleidet vom adeligen Gastgeber bewirtet wurde. 1670 hielt der Kurfürstenhof in München eine Nationenwirtschaft mit 40 verschiedenen Nationaltrachten ab¹⁸¹; auch August der Starke bewirtete 1718 200 Personen in seiner Nationenwirtschaft¹⁸² und der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth bediente 1723 in seinem Wirtshaus Zum großen Fass Mitglieder der Hofgesellschaft in sizilianischen, französischen, Nürnberger und Altenburger Bauernkleidern¹⁸³. 1691 fuhr der Schultheiß von Bräunlingen mitsamt seiner Gattin, hohen kaiserlichen Offizieren und deren Damen in Bauernkleidern nach Hüfingen zur Fastnacht, wo die gesamte Gesellschaft bei Herrn General von Stadel und dessen Gefolgschaft, die ebenfalls bäuerisch gekleidet auftraten, eingeladen war¹⁸⁴. Als Bauernhochzeiten lebten diese adeligen Wirtschaften des 17. und 18. Jahrhunderts das ganze 19. Jahrhundert im bürgerlichen Karneval fort. Äußerst beliebt waren dabei Tiroler Trachten aus dem Zillertal. In Konstanz wurde allerdings 1889 eine Hochzeit aus dem Hotzenwald als Umzug inszeniert¹⁸⁵. Als weitere Spielvariante der verkehrten Welt wurden im 19. Jahrhundert im Karneval Gesindebälle veranstaltet, bei denen honorable Bürger als Wäscherinnen, Bauernburschen, Köchinnen und Kammerzofen auftraten, wie beispielsweise in Ravensburg noch im Jahr 1903¹⁸⁶.

4. ELEMENTE DES HÖFISCH-BAROCKEN KARNEVALS IN DER FASTNACHT DES 19. UND 20. JAHRHUNDERTS IN SÜDWESTDEUTSCHLAND UND IN TIROL

Der Konstanzer Karnevals-umzug des Jahres 1778 deckt zwar weitgehend die Gruppe der klassischen Lasterdarstellungen ab, durch die thematische Festlegung auf

die fünf Sinne mussten jedoch weitere Möglichkeiten der Darstellung kosmischer Allegorien, die in der Barockzeit möglich waren, außer Acht bleiben. Da diese vielfältig möglichen Varianten im südwestdeutschen Karneval des 19. Jahrhunderts zum Teil ungebrochen fortlebten, soll hier ergänzend auf sie eingegangen werden.

Der Vorstellungswelt des Barock lag die Erkenntnis zugrunde, dass unveränderliche Gesetze die Erde beherrschen, die Welt also in eine festgefügte Ordnung eingebunden sei. So sind es vor allem die kosmischen Allegorien, die am häufigsten dargestellt wurden. Es handelt sich um die vier Jahreszeiten, die vier Elemente und die Erdteile mit ihren Bewohnern bzw. Nationen. Ebenso wurden die vier Menschenalter, die neun Musen, die sieben Planeten, die sieben freien Künste, die fünf Sinne, die Tugenden und der antike Götterhimmel als Abbild der Welt und des Universums begriffen. Dieses barocke Ideengebäude hat seine Wurzeln im Humanismus und wurde an den Fürstenhöfen der Renaissance bereits in vollem Ausmaß kultiviert. Fürsten und Adel, die sich als Teil dieses göttlichen Kosmos sahen, nutzten diese Allegorien, um sich selbst zu verherrlichen. Auf der anderen Seite zeigte ihnen diese Vorstellungswelt eigenes Verantwortungsbewusstsein auf, das sie als Herrscher gegenüber ihren Untertanen zu tragen hatten.

Die Anlässe, zu denen diese Allegorien dargestellt wurden, waren vielfältig und beschränkten sich nicht nur auf den Karneval. Ebenso kamen Hochzeiten, Tauffeierlichkeiten, Geburtstage, Sommerfeste und Triumphzüge für gewonnene Schlachten in Frage¹⁸⁷. Die Form, in der der Adel diese Allegorien präsentierte, war ebenso breit gefächert: sie konnten als maskierte Schlittenfahrten, Umzüge, adelige Wirtschäften, Ballette, Feuerwerke, Opernaufführungen, Schauspiele oder Karussellrennen (Turniere) inszeniert werden. Aber auch in der Malerei, in der Gartenskulptur und in den aus Porzellan gefertigten Tafelaufsätzen, die zum Galadiner die Festtafel schmückten, hatte das Abbild der kosmischen Welt seinen festen Platz. Natürlich kopierte das städtische Patriziat diese Ideologie, die sich schließlich auch beim Bürgertum auf Backmodeln, Ofenplatten und als Täfermalerei in den Wohnstuben wiederfinden lässt¹⁸⁸.

1731 veranstaltete das Ulmer Patriziat eine Prunkschlittenfahrt durch die Ulmer Innenstadt¹⁸⁹, während das Ravensburger Patriziat bereits im 17. Jahrhundert zur Fastnacht adelige Wirtschäften rezipiert hatte. Trotz der Mediatisierung der Reichsstädte und der politischen Umwälzungen nach 1802, versuchte eine neue tonangebende Bürgerschicht in den Städten des 19. Jahrhunderts, an die altüberlieferte Tradition des 18. Jahrhunderts anzuknüpfen und den barocken Karneval weiterzutradieren¹⁹⁰. So hielten die Mitglieder der besseren Gesellschaft in Ulm im Jahr 1829 wiederum eine maskierte Schlittenfahrt ab¹⁹¹, während in Luzern schon 1819 eine bürgerliche Liebhaber-Maskengesellschaft gegründet worden war¹⁹². Auch in Aachen wurde bereits wieder 1811 ein Karnevalsumzug veranstaltet¹⁹³, während man in Köln die alte barocke Karnevalstradition seit 1800 aufs Neue fortführte¹⁹⁴. 1823 bemühten sich dann dort die reichen und wohlhabenden Bürger, dem Karneval eine »ordnungsgemäße Form« zu geben, weil er durch die Vertreibung des Adels zum Spielball der »unteren Volksklassen« geworden war¹⁹⁵.

Die Entgleitung des Karnevals lässt sich nach der Säkularisierung der Klöster und der Aufhebung der alten Ordnung auch für andere Gebiete feststellen. 1811 baten die Geistlichen in den Dörfern des Oberinntals in Tirol die bayerische Landesherrschaft, die Fastnacht dort abzuschaffen, weil das Schemenlaufen außer Kontrolle geraten war: »In fürchterlich verstelltem Aufzuge, das Gesicht mit abenteuerlichen Larven bedeckt oder mit Ruß überzogen, in Gestalt wilder Männer, oft gar wilder Tiere laufen diese Unholden wütend auf den Gassen herum, fallen jeden Daherkommenden mit ihren Prügeln, Peitschen, Wassertöpfen, nassen und rußigen Hadern usw. an, und jener wird geschreckt, ein anderer geschlagen, dem dritten seine Kleider zerrissen oder besudelt, eine Raserei, von welcher Scham und Wohlstand schon von weitem zittert und von derer Misshandlung, wie beobachtet worden, selbst die Flucht auf dem geweihten Kirchhofe bis an die geschlossene Tür des Gotteshauses kein zureichendes Rettungsmittel ist; gewöhnlich sind diese Kerls schon beim Auszuge besoffen, darüberhin auf dem Wege mit der Branntweinflasche versehen, wo mit dem Maße ihrer Trunkenheit auch das Maß ihrer Wut so steigt, dass sie mehr Vieh als Mensch sind und ihre Feierlichkeit mit all erdenklichem Unfug, oft Raufhändeln und Schlägereien oder anderen schamlosesten Winkelwerken beendigen«¹⁹⁶.

1812 gestattete die Regierung des Großherzogtums Baden den Villingener Bürgern das Maskenlaufen in ihren traditionellen Narrenkleidern nicht mehr, mit der Begründung, dass den Hästrägern dort der »feinste Anstand fehle«, dass Getümmel und Beleidigung an der Tagesordnung seien und dass dort jede höhere ästhetische Idee und die historisch-moralische Deutung in der Kleidung fehle¹⁹⁷. Das heißt, dass dort seit der Aufhebung des Benediktiner-Gymnasiums, das wohl Schauspiele und mehr oder weniger regelmäßig moralisierende Karnevalsumzüge veranstaltet hatte, nun die einfachen Leute zum Teil mit den überlieferten barocken Masken wild narnten. Bis heute haben sich in Villingen barocke Karnevalsmasken erhalten, deren Anzahl 1812 ungleich größer gewesen sein muss.

1807 war auch über Basel ein Verlarvungsverbot verhängt worden, »weil die niedrigste Klasse des Volkes freien Spielraum mit verrufenen Gesichtern habe und ihr Schauspiel nicht zur Erbauung des gebildeten Teils des Publikums diene«¹⁹⁸. 1843 beklagte Josef Bader in seinen Trachten und Bräuchen Badens, »dass beim so genannten Hansel-Laufen auf der Baar in neuester Zeit Leute aus den niedrigsten Klassen sich des Hansel-Laufens bemächtigt hätten und daher die altgewohnten ergötzlichen Witze und Neckereien gemein und boshaft geworden seien«¹⁹⁹.

Anhand dieser wenigen Beispiele wird deutlich, dass dem Karneval, der in der Barockzeit weitgehend reglementiert, organisiert und kontrolliert war, zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch die politischen Umwälzungen die ordnende Hand abhanden gekommen war und er zu verwildern drohte. Anstelle der alten stabilisierenden Kräfte des Adels, des Patriziats, des Klerus und der Zünfte trat nun eine neue Schicht des gehobenen Bürgertums, die sich bemühte, dieses Vakuum zu schließen. Dabei bediente es sich

bis zum Ende des 19. Jahrhunderts der altüberlieferten Elemente aus der barocken höfischen Festkultur:

4.1. VIER JAHRESZEITEN

Die vier Jahreszeiten sind im 19. Jahrhundert im gesamten Bodenseeraum bis 1885 im Karnevals-geschehen nachweisbar. Interessant dabei ist, dass der Lithograf Joseph Bayer von der Karnevals-aufführung dieses Themas 1859 in Ravensburg eine Abbildung herstellte, nach deren exakter Vorlage ein Tettninger Umzug im Jahr 1864 ausstaffiert wurde. 1885 und 1886 griffen Ravensburger Vereine in ihren Karnevalsdarbietungen wiederum auf diese Lithografie von 1859 zurück²⁰⁰. Das Abbilden von Karnevalsumzügen in Form von Flugblättern oder Buchveröffentlichungen war im 17. und 18. Jahrhundert an den Fürstenthäusern verbreitet und wurde im 19. Jahrhundert vom Bürgertum nachgeahmt²⁰¹.

Bereits 1603 waren die vier Jahreszeiten am württembergischen Herzogshof als Schauessen in Form von vier dekorierten Pyramiden mitsamt der Göttin Fortuna auf der Festtafel präsentiert worden²⁰² und 1847 bzw. 1886 waren die vier Jahreszeiten immer noch ein Thema im Kölner Karneval²⁰³.

4.2. VIER ELEMENTE

Zu einer Taufe, wiederum am württembergischen Hof, wurde 1616 ein Feuerwerk inszeniert, das die vier Elemente auf Schiffen zeigte²⁰⁴. 1835 waren die vier Elemente beim Karneval in Basel zu sehen. Auch dieser Umzug wurde als Abbildung veröffentlicht²⁰⁵ und 1882 waren die vier Elemente im Kölner Karnevalsumzug immer noch präsent²⁰⁶.

4.3. SIEBEN FREIE KÜNSTE

Die sieben freien Künste wurden am Münchner Kurfürstenthof 1652 als Maskenball inszeniert²⁰⁷. 1835 waren sie im Basler Karneval zu sehen²⁰⁸ und wurden 1850 ebenso in Altdorf-Weingarten aufgeführt²⁰⁹. Zu beiden Karnevalsveranstaltungen des 19. Jahrhunderts existieren Bildvorlagen. Im Kölner Karneval huldigten die Künste 1889 dem Prinzen Carneval in einem eigenen Umzug²¹⁰.

4.4. VIER MENSCHENALTER

Die vier Menschenalter bzw. Lebensalter waren 1568 auf der kurfürstlichen Tafel in München als Tafeldekoration aufgebaut. Das Material bestand aus Wachs und essbaren Teilen²¹¹. 1847 finden sich die Stufenalter des Menschen beim Karneval in Altdorf-Weingarten wieder, wozu eine Bildvorlage angefertigt worden war²¹².



Abb. 58: Darstellung der vier Jahreszeiten anlässlich einer Karnevalsveranstaltung des Bürgermuseums Ravensburg im Jahr 1858. Die hier integrierten ursprünglichen Lastergestalten des Bacchus/Trunkenheit und des Spinnstubenmotivs/sexuelle Begierde wurden als solche nicht mehr verstanden und nun als Symbole für die Jahreszeiten verwendet. Kolorierte Lithographie von Joseph Bayer. Privatbesitz. Foto: Thomas A. Weiss, Ravensburg.

5. TIERGESTALTEN AUS DEM BAROCKEN KARNEVAL IN DER SCHWÄBISCH-ALEMANNISCHEN FASNET

5.1. ESEL

Als der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth zum Karneval 1722 seine adelige Wirtschaft »Zum großen Fass« für die maskierte Hofgesellschaft eröffnete, befand sich dort im Gefolge des Dionysos »Silen auf einem Esel«²¹³. Dieser Satyr, ein halbtierisches Wesen aus der griechischen Mythologie, mit spitzen Pferdeohren, Hörnern und Bocksbeinen, war einst der Erzieher des Dionysos. Er galt als lüstern und wird meist betrunken dargestellt. Die Figur des Silen auf dem Esel symbolisierte damit eine Lasterfigur (sexuelle Begierde und Trunksucht), die in der Regel in Begleitung von Dionysos (Trunkenheit) auftrat und damit auf subtile Art und Weise auf die Gefahren des ausgelassenen Festes hinwies.

In der schwäbisch-alemannischen Fasnet könnte die Figur des eselreitenden Silen dem Villinger Butzesel zugrunde liegen, der in seiner heutigen Form vermutlich

seines einstigen Reiters verlustig gegangen ist. Immerhin sind in Villingen 1749 und 1775 Karnevalsumzüge durch die Schüler des Benediktiner-Gymnasiums nachgewiesen, bei denen eine allegorische Szene mit einem Esel eine Rolle gespielt haben muss.

5.2. BÄR MIT BÄRENFÜHRER

1721 war in der adeligen Wirtschaft am Hof zu Erlangen ein Bärenführer mit einem Bär zugegen, der von Hanswurst, Harlekin und Scaramucco umschwärmt wurde²¹⁴. Der Bär wird der adeligen Festgesellschaft vermutlich seine Kunststücke gezeigt haben und der Bärenführer erhielt dafür einen Obolus. Es scheint, dass diese Bären-Gruppe neben Zigeunern, Bettlern und anderen fahrenden Leuten im kirchlichen Lasterkatalog des 18. Jahrhunderts der Faulheit zuzuordnen ist²¹⁵. Diese Annahme bestätigt eine Beschreibung der Telfser Fastnacht in Tirol aus dem Jahr 1830: dort traten Pfannen-flicker mit einem Bärenreiber und einem Affen auf und attackierten zum Gaudium des Publikums einen Bettelvogt²¹⁶. Genau dieses Motiv kommt auch im Konstanzer Karnevalsumzug von 1778 vor, das den Bettelvogt zusammen mit den faulen Weltmenschen (Bettlern und Zigeunern) darstellt (vgl. Kapitel 3.21.). Im Gefolge der Tiroler Pfannen-flicker- und Bärenführergruppe von 1830 erscheinen dann auch noch die Reste einer adeligen Wirtschaft mit Wirt, Kellner und Zil-lertaler Trachten.

Im oberschwäbischen Karneval des 19. und 20. Jahrhunderts war der Bär noch vielfach präsent. So trat er 1905 in einem Überlinger Umzug auf, während man dort 1885 eine interessante Variante gezeigt hatte, nämlich



Abb. 59: Als schlimme Leute und Betrüger charakterisierte Pfarrer M. Daniel Pfisterer 1716 Schausteller mit Tanzbären. Diese Wahrnehmung unterstreicht der Dorfbewohner, der sich beim Herannahen der Truppe zur Flucht wendet. Landesmuseum Württemberg, Stuttgart.



Abb. 60: Tanzbär mit Bärenführer und Meerkatze/Affe im Maskenkatalog der Firma Nick, Sonneberg 1885. Stadtarchiv Ravensburg X 147.

Im 18. Jahrhundert symbolisierte diese Landfahrergruppe verschiedene Laster: Bär = Faulheit, Bärenführer = Betrüger, Affe/Meerkatze = Bosheit und Betrug.

Eskimos mit Eisbären²¹⁷. Im Maskenkatalog der Firma Nick, Sonneberg werden 1885 ein Bär mit einem Bärenführer und ein dreihörgelspielender Affe angeboten, wobei der Bärenführer hier als Italiener ausgewiesen ist²¹⁸. Das negative Ansehen der Italiener, das diese offensichtlich um die Jahrhundertwende genossen, unterstreicht der Auftritt einer Scherenschleifergesellschaft aus Italien im Ravensburger Karneval um 1900²¹⁹.

In der schwäbisch-alemannischen Fasnet sind noch eine ganze Reihe von (Stroh-) Bären überliefert²²⁰, ebenso wie in Tirol, Österreich, der Schweiz und Böhmen, wobei der Bär in der Tiroler Fastnacht vom Bärenführer unter Drohungen und List gezwungen wird, vor dem Publikum Purzelbäume und Kunststückchen zu zeigen, was noch seiner ursprünglichen Bestimmung als Tanzbär entspricht. Dass die Bärenführer vor allem im Hegau und in Konstanz als »Blätzlebua« bezeichnet werden, weist darauf hin, dass man sich diese Buben bzw. Knaben als zerlumpte Gestalten aus dem fahrenden Volk vorstellen muss (vgl. Kapitel 8.3.).

5.3. STORCH

Eine auffallende, wenn auch selten gespielte Rolle kommt dem Storch zu. Bei einem Ballett am württembergischen Herzogshof im Jahr 1618 traten unter dem Motto »Ballett der zwölf Inselritter« die zwölf Tugenden auf einer Welt-Insel auf, an deren Rand sich Frösche tummelten. Diese Frösche werden im beschreibenden Text neben der Bildquelle als Symbol der Wollust, Schwachheit und des Mutwillens näher charakterisiert, während ein hinzutretender Storch sie verjagt²²¹. Der Storch galt auch noch im 18. Jahrhundert als positive Symbolfigur, die man gerne auf Stadttoren, Rathäusern und Privatgebäuden nisten ließ, weil man glaubte, dass sie vor Blitzschlag und Feuersbrunst schützt²²². Auf das Abschießen dieses Tieres standen daher unverhältnismäßig hohe Strafen. So erhielt der Eselmüller in Ravensburg, der im 17. Jahrhundert im Stadtgebiet

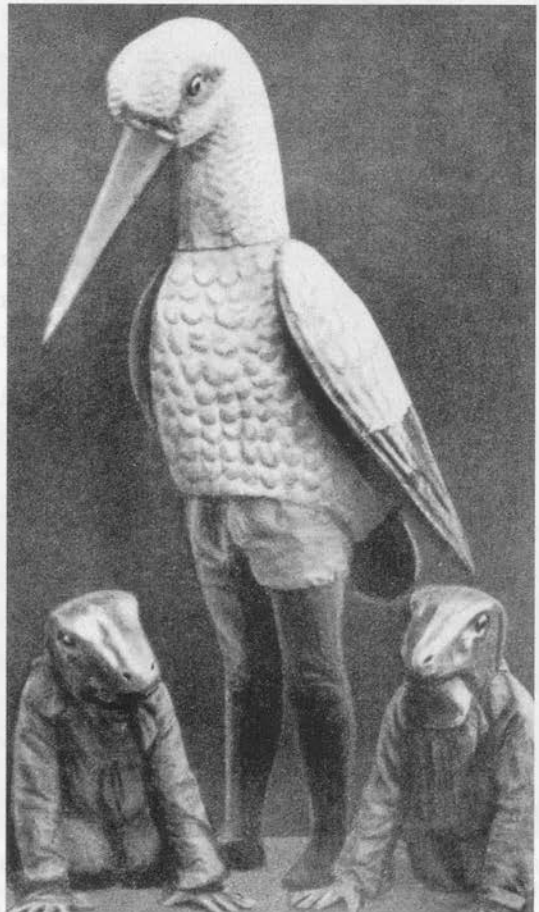


Abb. 61: Altüberlieferte Karnevalsgruppe »Storch mit Fröschen« in der Riedlinger Fasnet, um 1900. Narrenzunft Gole 1865 Riedlingen.



Abb. 62: Der Meersburger Schnabelgiere ist bereits im 18. Jahrhundert als Karnevalsfigur überliefert. Im alemannischen Dialekt bedeutet der Name »Klapperschnabel«. Der Storch galt in der Barockzeit als positives Tier nach dem Bibelzitat Jer. 8.7.: »Der Storch weiß seine Zeit! Der Sünder will's nicht wissen...«. Er symbolisiert damit die Tugend des Glaubens. Doldverlag, Vöhrnbach.

einen alten Storch geschossen hatte, sechs Wochen Turmstrafe²²³. Im weiteren barocken Kontext vertrat der Storch außerdem die Tugend des Glaubens nach dem Bibelzitat: »Der Storch weiß seine Zeit, der Sünder will's nicht wissen«.

Aufgrund dieser Popularität findet sich der Storch auch noch im oberschwäbischen Karneval des 19. Jahrhunderts. Bei der Karnevalsdarstellung der vier Jahreszeiten in Ravensburg führte er 1859 den Frühling an²²⁴ und im Tiengener Narrenbuch erscheint der Storch 1843 neben den vier Erdteilen auf einer Brunnsensäule²²⁵. Im Maskenkatalog der Firma Nick, Sonneberg 1885 erscheint die Figur Storch als Fischer, die hier neben dem Fuchs als Jäger unter dem Motto der verkehrten Welt firmiert, während der Frosch als separate Figur angeboten wird²²⁶.

In der schwäbisch-alemannischen Fasnet kommt der Storch ebenfalls noch vor und zwar in Meersburg und im Markgräfler Land. Während er in Meersburg Schnabelgiri genannt wird, heißt er im Markgräfler Land Hissgier. In der alemannischen Mundart bedeutet »giren« soviel wie garren, knarren, knirschen. Knarrende Schuhe sind deshalb »Girischueh« und der Gir(en)schnabel ist der Storchschnabel (Pflanze) im Sinn von Klapperschnabel²²⁷. Wenn die Meersburger Kinder an Fasnet »Schnabel-Schnabel-Giere« rufen, so bitten sie den Storch, dass er mit seinem Schnabel klappern möge, bevor er ihnen aus seinem Korb Leckereien verteilt. In der Riedlinger Fasnet ist ebenfalls noch eine Storchenfigur überliefert, die sogar noch zwei Frösche an einem Stoffband führt²²⁸.

5.4. HASE UND KATZE

(vgl. unter Kapitel 3.12.)

5.5. ZIEGENBOCK

Die Darstellung eines Ziegenbocks gehört in der Regel zum so genannten Schneiderspott (vgl. Kapitel 3.11.) oder symbolisiert allgemein den Teufel, der, wie im Konstanzer Karnevalsumzug 1778, unter dem Hörsinn mit einer Leier zugegen war (vgl. Kapitel 1./ Zweiter Sinn: Hören).

5.6. SCHEINPFERD

(vgl. unter Kapitel 3.1.)

6. EINFLUSS DES VENEZIANISCHEN KARNEVALS AUF DAS FASTNACHTSGESCHEHEN IN SÜDWESTDEUTSCHLAND

6.1. VENEZIANISCHE MESSE

Der barocke Karneval war den unterschiedlichsten Einflüssen ausgesetzt, die aus Frankreich, Wien aber auch aus Venedig bleibende Spuren hinterlassen haben. Mit der Übernahme der venezianischen Oper an den deutschen Fürstenhöfen und bedeutenden Städten des Heiligen Römischen Reichs seit dem frühen 17. Jahrhundert fanden Elemente des venezianischen Karnevals Aufnahme in die deutsche Fastnacht. Reisende Operntruppen verbreiteten diese neue Singspielform als Opera buffa rasch im Volk, während sich die Commedia dell'arte als italienisches Stegreiftheater etablierte.

In Venedig fand zur Karnevalszeit jeweils eine Messe statt, die, so schätzten Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts, pro Saison bis zu 30 000 Fremde angezogen haben soll. Auf diesem, zwischen der Rialtobrücke und dem Markusplatz dargebotenen Jahrmarkt spielten die vielen fremden Nationaltrachten der Händler eine bestimmende Rolle, während sich die einheimischen Venezianer, das Gesicht durch eine Maske verdeckt, entweder im scharlachroten Mantel oder als Domino verkleidet unter das Volkstreiben mischten. Für weniger hochstehende Personen tat es im venezianischen Karneval des 18. Jahrhunderts auch nur ein falscher Bart oder eine falsche Nase²²⁹. 1670 wurde am kurfürstlichen Hof in München zum Karneval eine adelige Nationenwirtschaft mit einem Jahrmarkt kombiniert, der nichts anderes als die venezianische Messe kopierte²³⁰. 1719 integrierte August der Starke ebenfalls Messestände in einen Karnevalsumzug mit Nationaltrachten²³¹. Am ausgiebigsten frönte Carl Eugen als Herzog von Württemberg (1744–1793) diesem Genre. Bei einem sechsmonatigen Venedigaufenthalt, der zum Programm der adligen Kavaliertouren in der Barockzeit gehörte, hatte er die venezianische Messe kennen und lieben gelernt. Begeistert war Carl Eugen auch von einer Karnevalsregatta auf dem Canale grande, bei der Boote die bekannten höfischen Festszenen mit Darstellungen des Friedens, der Wissenschaft, der Schönen Künste, des Überflusses, des Gartens der Hesperiden und des Palasts des Neptun zeigten²³². Nach seiner Rückkehr ins Herzogtum Württemberg inszenierte der Herzog ab 1768 regelmäßig zur Karnevalszeit in Ludwigsburg die venezianische Messe, die er anschließend von 1776 bis zu seinem Tod im Jahr 1793 in Stuttgart abhielt, wobei die adlige Hofgesellschaft in venezianischen Masken und als Dominos verkleidet zwischen den Verkaufsständen promenierte. Dabei offerierten die Händler verschiedenster Nationalitäten neben allerfeinsten Galanteriewaren auch Maskenkostüme, die man kaufen oder leihen konnte. Der Herzog beobachtete indes in der venezianischen Bauta-Maske mit Dreispitz und schwarzem Umhang gekleidet, die ihm dargebotene Szene²³³. Die venezianische Messe wurde, ebenso wie viele andere höfische Allegorien, in der Porzellanmanufaktur Ludwigsburg als Tafelaufsatz angefertigt. Erhalten hat sich davon ein komplettes Set mit 337 Figuren, 20 Boutiquen und vier Krämer-



Abb. 63: Barocke Dominofigur am Spieltisch mit charakteristischer, in der unteren Gesichtspartie ausgesetzter Maske (Bauta), 1760. Staatsgalerie Stuttgart, Graphische Sammlung, Inv. Nr. C 6887.



Abb. 64: Dominomasken aus dem Maskenkatalog der Firma Nick, Sonneberg 1897. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg S V 27/f/2. Die ursprüngliche Gesichtsmaske (Bauta) hat hier durch einen vereinfachten Tuchbehang bereits eine Wandlung erfahren.

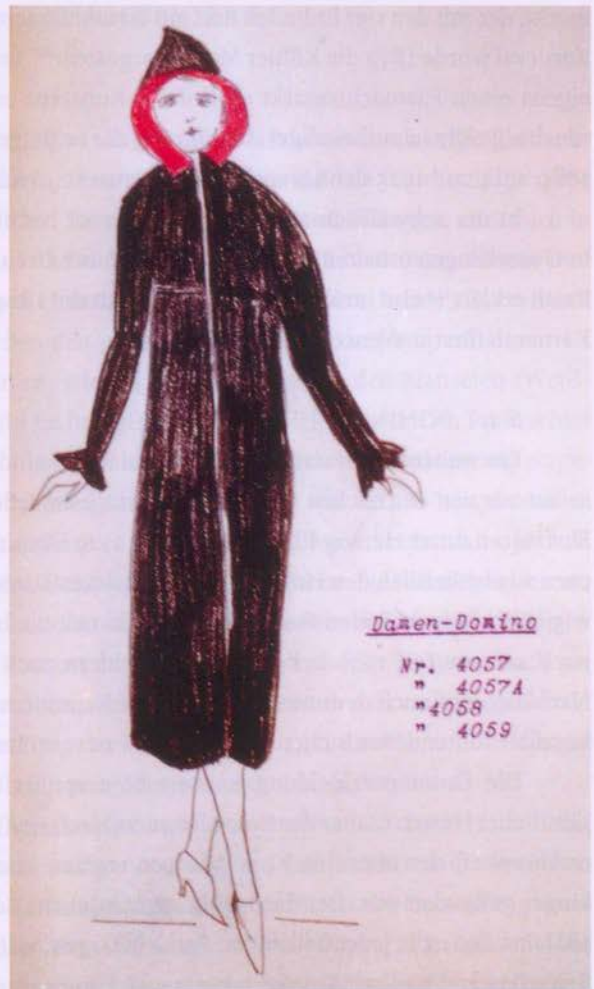


Abb. 65: Der Zeitmode angepasste Dominofigur aus den 1920er Jahren im Maskenkatalog der Gebrüder Nick, Berlin. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg S V 27e.

ständen²³⁴. Und schließlich sei noch darauf verwiesen, dass der 1780 am Hof von Pfalz-Zweibrücken abgehaltene Karneval in den nachgemachten Kulissen Venedigs ebenfalls den venezianischen Karneval mit seiner Messe zum Thema hatte²³⁵.

Natürlich wurde die venezianische Messe in Ludwigsburg und Stuttgart nicht nur zur Repräsentation des Herzogs abgehalten, sie bot vielmehr auch Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten für seine Untertanen und diente nicht zuletzt der Steigerung des Fremdenverkehrs vor Ort²³⁶. Dass bürgerliche Karnevalsinszenierungen dieselbe Intention verfolgten, zeigt das Beispiel Villingens. Als dort 1809 das Auftreten in Narrenkleidern auf der Straße verboten wurde, forderten die Bürger die Aufhebung dieses Verbots mit dem Argument, dass sie mit dem Ausbleiben fremder Zuschauer eine große finanzielle Gewinneinbuße hinnehmen müssten²³⁷. Auch in Altdorf-Weingarten protestierten die Wirte vehement gegen das 1807 von der württembergischen Regierung verhängte Umzugsverbot mit der Begründung bedeutender Verdiensteinbußen²³⁸.

Im 19. Jahrhundert wurde die venezianische Messe als Karnevalssujet schließlich auch auf andere Orte übertragen. 1809 inszenierte man in Basel zum Karneval einen Jahrmarkt, der mit den vier Erdteilen und mit Nationaltrachten kombiniert war²³⁹. Im Kölner Karneval wurde 1832 die Kölner Messe dargestellt²⁴⁰ und Altdorf-Weingarten hatte 1820 eigens einen Fastnachtmarkt eröffnet²⁴¹. Konstanz zeigte 1883 und nachfolgend Ravensburg 1887 in aufwändiger Ausführung die Leipziger Messe²⁴². In Ravensburg wurde 1884, 1914 und 1925 der Ravensburger Jahrmarkt im Karnevalsgeschehen dargestellt²⁴³.

In der schwäbisch-alemannischen Fasnet hat sich das Venedig-Motiv bis heute in Gosselfingen erhalten. Dort wird der gesamte Ort an Fastnacht zum venezianischen Reich erklärt²⁴⁴ und im Kölner Karneval regiert seit 1824 neben dem Prinzen Carneval die Karnevalsfürstin »Venetia«²⁴⁵.

6.2. DOMINOS

Ein weiteres venezianisches Karnevalsrelikt sind Dominomasken, die in Venedig selbst nur von der reichen Oberschicht getragen wurden. Auch am württembergischen Hof waren unter Herzog Eberhard Ludwig 1719 Dominomasken neben polnischen Röcken ausschließlich den Hofkavalieren und deren Damen vorbehalten²⁴⁶. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, der als Türkenlouis bekannt geworden ist, hinterließ nach seinem Tod 1706 neben Trachtenkleidern auch venezianische Kostüme. Dieser Nachlass entsprach dem meistverwendeten Kanon der barocken, höfischen Karnevalskostüme, unter denen sicher auch Dominos zu vermuten sind²⁴⁷.

Die Dominoverkleidung entstammt ursprünglich einer Winterkopfbedeckung geistlicher Herren (daher der Name Domino/Herr) und bestand aus einem kurzen Schulterüberwurf, der über den Kopf gezogen werden konnte, mit der Zeit jedoch immer länger geworden war. Der dazugehörige Mantel aus Seide, Damast oder Taft wurde im 18. Jahrhundert in jeder beliebigen Farbe getragen, während das Kopfteil aus schwarzer Seide bestand und mit Spitzen besetzt war. Um noch prächtiger zu erscheinen, konnte

man zum Überwurf einen Hut mit Juwelenschmuck tragen. Dazu gehörte eine weiße venezianische Wachsmaske, die unter der Nasenpartie ausgestellt war und unter der Bezeichnung Bauta firmierte²⁴⁸. Bei der Abhaltung eines nicht genehmigten privaten Konstanzer Maskenballs wurde im Jahr 1769 eine Standesperson belangt, die sich mit einer Dominomaske verkleidet hatte²⁴⁹. Auch dieses Beispiel unterstreicht, dass die Dominomaske im 18. Jahrhundert nur Personen der gehobenen Gesellschaftsschicht zustand. Im 19. Jahrhundert wurde die Dominomaskierung dann zur beliebtesten Karnevalskostümierung im Bodenseeraum überhaupt. Mit der Zurückdrängung des Karnevals durch die Ausbreitung der schwäbisch-alemannischen Fasnet im 20. Jahrhundert sind die überaus beliebten Dominos fast ganz in Vergessenheit geraten. Erhalten haben sich nur noch wenige Exemplare in Meersburg, Haigerloch und Wilflingen²⁵⁰.

7. MASKEN UND MASKENVERLEIHER IM KARNEVAL DES BODENSEERAUMS UND OBERSCHWABENS IM 18. UND 19. JAHRHUNDERT

7.1. BAROCKE MASKEN

Da die Kirchen und Klöster für ihre zahlreichen, das Jahr hindurch aufgeführten liturgischen Schauspiele einen Bedarf an dauerhaft haltbaren Masken hatte, wurden diese im 18. Jahrhundert aus Holz gefertigt. Vor allem in Rottweil und Villingen, aber auch in Schömberg, Laufenburg, Bonndorf und vielen anderen Orten Südwestdeutschlands und in Tirol haben sich solche barocken Holz-Larven als Einzelstücke erhalten, denen heute ein musealer Wert zukommt. Neben den markanten Teufelsmasken konnten die meist unpersönlich gestalteten Gattlarven, wie wir sie vor allem von den Hanselen (Weiß- bzw. Lasternarren) kennen, sowohl im liturgischen Schauspiel, wie auch im Fastnachtsschauspiel, aber auch bei Prozessionen und im moralisierenden Karnevalsumzug eingesetzt werden. Für die wenigen erhaltenen Charaktermasken, wie sie uns beispielsweise im Villinger Morbili oder im Rottweiler Biss überliefert sind, kann es ebenfalls, je nach Thematik des Schauspiels oder des Umzugs, durchaus mehrere Einsatzmöglichkeiten gegeben haben. Zu denken wäre bei dem alten, knitzen Gesicht des Morbili beispielsweise an eine alte Kuppplerin im Kontext der sexuellen Begierde. Sie könnte jedoch genauso gut als Maske in einer Altweibermühle fungiert haben oder als raffgierige Wirtin in Zusammenhang mit der Darstellung der Vergnügungssucht, die Thema im Villinger Karnevalsumzug des Jahres 1749 war, verwendet worden sein (vgl. Kapitel 2.).

Die Herstellung dieser Holzmasken haben in der Hauptsache Schreiner und Bildschnitzer übernommen, die im baufreudigen 17. und 18. Jahrhundert mit der barocken Neuausstattung der Kirchen und Klöster beschäftigt waren. So ist die Herstellung einer Karnevalsmaske für Stockach durch den Bildschnitzer Feuchtmayer überliefert²⁵¹. Die Bemalung besorgte der Fassmaler, der auch die neugefertigten barocken Kirchenfiguren



Abb. 66: Bürgerlicher Maskenball in Halle, um 1750. Auf der Balustrade spielen Musikanten auf, während sich einige Tänzer als Harlekin, Mohr, Indianer und Spanierin verkleidet haben. Stadtarchiv Halle, H 22.

und Altäre farblich fasste. Viele dieser Bildschnitzer und Fassmaler waren, wenn sie gerade keine vollen Auftragsbücher hatten, neben der Anfertigung von Karnevals-Masken auch darauf angewiesen, Krippenfiguren und Hirschköpfe zu schnitzen bzw. zu bemalen. Letztere dienten den jagdbegeisterten Fürststäbten und dem landsässigen Adel dazu, ihre Geweih-Trophäen adäquat präsentieren zu können²⁵².

In den Städten hingegen benötigte man leichtere Karnevalsmasken aus Wachseinwand und Pappmaché für die Bälle des Patriziats und des Bürgertums. In Konstanz war es dem Gesinde beispielsweise im 18. Jahrhundert nicht gestattet, zum öffentlichen Ball auf dem Kaufhaus in der Livree zu erscheinen. Da diese Bevölkerungsschicht wenig Geld hatte, genügten für diesen Anlass die eigenen Zivilkleider; obligatorisch vorgeschrieben war jedoch eine Maske²⁵³. Vermutlich konnten sich Diensthofen die damals üblichen venezianischen Wachsmasken für eine geringe Gebühr ausleihen. Aus Köln wird 1801 berichtet, dass die einfachen Bürger dort ebenfalls ohne Maskenkleider in den Wirtshäusern der Stadt Karneval gefeiert hätten, wobei jedoch die gesichteten Masken als »unschön und verzerrt« beschrieben wurden. Vor allem die lang herunterhängenden Haare aus Werg und Flachs erregten den Ekel des vornehmen Betrachters²⁵⁴.

Von Maskenverleihern ist in den Quellen des 18. Jahrhunderts kaum etwas überliefert. Vermutlich hat es sie jedoch gegeben, denn am Herzogshof in Stuttgart vermietete Jud Süß Oppenheimer Karnevalsmasken an die Hofbeamten und deren »mannbare«



Abb. 67: Erzherzogin Maria Theresia von Habsburg im Jahr 1743 mit venezianischer Wachs-
maske und türkischem Gewand
anlässlich des Namenstags ih-
res Gemahls Herzog Franz Ste-
phan von Lothringen, zu dessen
Festtag sie eine orientalische
Nacht mit großem Soupé, Ball,
Oper und illuminiertem Park
inszenieren ließ. Privatbesitz.

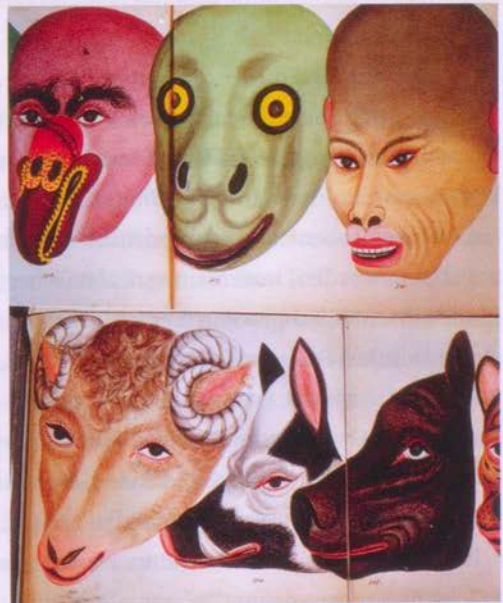


Abb. 68 und 69: Türkenmasken, Karikaturmasken mit langen Nasen und Tiermasken aus dem Maskenkatalog
der Firma Carl Josef Nick in Ravensburg, Gouache, Ravensburg 1864–1866. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg
SV 27 c.

Töchter, die gehalten waren, zu den höfischen Lustbarkeiten maskiert zu erscheinen²⁵⁵. Und 1769 versorgte ein *Peruquier* in Konstanz eine private Karnevalsgesellschaft mit den gewünschten Masken und Kleidern, die er ihnen frei Haus zukommen ließ. Sein Sortiment umfasste neben Dominos und Gesichtsmasken auch Maskenkleider *al amanon* und Frauenkleider für Männer²⁵⁶. Auch in Ludwigsburg und Stuttgart konnten Bürger zwischen 1768 und 1793 im Rahmen der dort stattfindenden venezianischen Messe Karnevalskleider ausleihen²⁵⁷, wobei die Masse der einfachen Bevölkerung sich dies sicher nicht leisten konnte.

7.2. VENEZIANISCHE WACHSMASKEN UND DRAHTLARVEN

Die bisher erste Nennung eines Maskenverleihers im Bodenseeraum ist 1804 in Ravensburg nachgewiesen²⁵⁸. Er bot alle Sorten venezianischer Wachsmasken an. Was darunter zu verstehen ist, definiert die Krünitz'sche Enzyklopädie aus dem Jahr 1809. Danach handelte es sich um rote, weiße und schwarze Dominomasken, Masken für Schäfer- und Schäferin, Dottore, Pantaleone und Harlekin aus der *Commedia dell'arte*, Masken verschiedener Nationen wie Polakenmasken mit Schnurrbärten, die auch für Ungarn und andere osteuropäische Völker gelten konnten sowie Türken, Mohren, Bauern und Juden. Auf die Halbtag-Halbnachtgesichter wurde bereits im Kapitel 3.19. eingegangen. Ferner gehörten noch Missgestaltete dazu. Darunter sind u. a. verschiedene Gnommen- und Zwergenköpfe sowie Riesen zu verstehen, die die vorderösterreichische Regierung zusammen mit den Masken aus der *Commedia dell'arte* im 18. Jahrhundert auf den Verbotsindex gesetzt hatte. Unter den so genannten natürlichen Masken hat man sich lächelnde Gesichter ohne besondere Merkmale vorzustellen, wie sie uns bei den Hanselen überliefert sind.

Das Material dieser Maskenart bestand aus einer in Wachs getränkten, über eine Holzform gepresste, erstarrte Leinwand. Luxusausführungen hatten sogar Augen aus Schmelzglas, die in der Mitte ein Loch zum Durchblicken ließen. Diese venezianischen Wachsmasken oder *venetianer Gesichtsmasken*, die unter dieser Bezeichnung in allen Städten Oberschwabens und am Bodensee seit 1804, und sicher schon im 18. Jahrhundert, angeboten wurden, waren ein venezianischer Markenartikel. Es ist daher eine irreführende Einschränkung, wenn dieser Maskentyp in der aktuellen Literatur zur schwäbisch-alemannischen Fasnet als »Bergamasker Maske« bezeichnet wird²⁵⁹. Nicht nur das kleine Städtchen Bergamo, das im 18. Jahrhundert zum venezianischen Staatsgebiet gehörte, produzierte Masken vornehmlich für den Bedarf des venezianischen Karnevals, sondern ebenfalls viele andere Städte, die der *Serenissima* untertan waren²⁶⁰. Was das venezianische Staatsgebiet zum Export verließ, wird in den zeitgenössischen Quellen in Oberschwaben und am Bodensee stets als venezianische und keinesfalls als Bergamasker Wachsmasken bezeichnet²⁶¹.

Diese venezianischen Wachsmasken verloren ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Zunahme der einheimischen Produktion in Deutschland allmählich

ihre Herkunftsbezeichnung, wurden jedoch noch bis zum Ersten Weltkrieg als Karnevalsartikel hergestellt. Daneben gab es schon 1809 billigere Wachs- und Pappmasken aus Rouen und Paris²⁶², die u. a. von Kaufmann Gutermann in Biberach vertrieben wurden²⁶³. In Überlingen fertigte der Maler Roys in den 1850er Jahren Wachs- und Papiervisiers für den lokalen Bedarf²⁶⁴. Auch Nasen, die aus Venedig kamen, wurden 1817 von einem Ravensburger Maskenhändler offeriert. 1854 eröffnete in Ravensburg die Maskenfabrik von Carl Josef Nick, die mit acht Arbeitern und elf Arbeiterinnen eine erstaunliche Bandbreite an Karnevalsmasken produzierte. 1864–1866 brachte der Betrieb in Ravensburg ein handgemaltes Musterbuch heraus, das sich heute im Deutschen Spielzeugmuseum in Sonneberg befindet. Die darin angebotenen Nasen, Halbmasken, Glattlarven mit und ohne Bärte bzw. Brillen, Türken- und Mohren gesichter, Teufel, Bauerntölpel, Grotteskmasken und Tierköpfe wurden in Papier, Wachs, Gaze, Seide und Samt hergestellt. Der Betrieb übersiedelte 1880 nach Sonneberg in Thüringen und brachte dort ab 1881 weitere Maskenkataloge heraus²⁶⁵.

Auffallend ist, dass die Maskenfabrik Nick zwischen 1854 und den 1870er Jahren keine Drahtmasken im Sortiment hatte. Diese Maskenart konnte tatsächlich erst ab den Jahren nach 1880 hergestellt werden. Dazu wurde auf Webstühlen ein Eisen-Messingdraht leinwandartig geköpert, so dass ein Metalltuch entstand. Die Fertigprodukte waren neben Larven (Masken) u. a. Siebe, Lampenschirme, Körbchen und Zäune, wobei das Drahtgitter für die Maskenherstellung abschließend in einen Holzmodel gedrückt und bemalt wurde²⁶⁶. Da diese Drahtmasken robust und billig waren, griffen so manche Narren begeistert zu. In Weingarten wurden beispielsweise die Plätzler um die Jahrhundertwende damit ausgestattet und im Telfser Schleicherlaufen in Tirol finden sich heute noch diese Drahtmasken.

7.3. MASKENVERBOTE IM 18. JAHRHUNDERT

Nicht nur die vorderösterreichische Regierung hat das Maskengehen in der Öffentlichkeit und in den Wirtshäusern bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer wieder untersagt. Als Ventil wurden stattdessen Umzüge, Schauspiele, oder wie in Konstanz zusätzliche Maskenbälle an 13 ausgewiesenen Tagen auf dem Rathaus angeboten, zu denen verunstaltende und ekelerregende Masken keinen Zutritt hatten und beleidigendes Benehmen ausdrücklich untersagt war. Zu den Maßnahmen, das Fastnachtstreiben weiter zu disziplinieren, gehörte im 18. Jahrhundert auch zunehmend das Verbot, dass sich Männer als Frauenspersonen verkleiden. 1769 wurde in Konstanz auf einem nicht genehmigten, privaten Maskenball eine männliche Standesperson gestellt, die als Frau verkleidet mit dem Vorzug großer Brüste daherkam, was man als keine Erbauung ansah²⁶⁷. Darum ging es also, wenn solche Maskierungen verboten wurden. Dass sich ein Mann ein Kopftuch oder eine Schürze umband, dürfte niemanden weiter gestört haben. Zur weiteren Erziehung der Untertanen im barocken Absolutismus gehörte das Verbot, sich mit unflätigen Dingen wie Kot, Mehl, vergorenem Kraut und Ruß zu bewerfen oder sich

zu bespucken, was schließlich langfristig doch Erfolg zeigte und über den Umweg der Gipskügelchen und Erbsen beim Konfetti endete²⁶⁸. Den Lärm versuchte man ebenfalls in den Griff zu bekommen. Zur Fastnacht 1769 rannte jedoch eine ganze Schar Burschen mit Schlapphüten und verhülltem Angesicht durch die Gassen von Konstanz, wobei sie ein ungeheures Geschrei vollführten und 1797 beklagte sich der Konstanzer Magistrat immer noch über das unerträgliche Lärmen und Geschrei zur Fastnacht in der Stadt²⁶⁹.

Regelmäßig wurden Teufelsmasken vom Volk entfremdet und außerhalb der offiziellen Schauspiele und Umzüge illegal verwendet, was von der Obrigkeit untersagt wurde (vgl. Kapitel 8.2.). In Konstanz verbot die vorderösterreichische Regierung neben Riesen, Zwergen, Figuren aus der Commedia dell'arte und der Darstellung Geistlicher im Jahr 1773 auch Zuckerhutverkleidungen als unerwünschte Maske auf den Bällen, obgleich die letztere Figur im offiziellen Umzug 1778 unter den fünf Sinnen den süßen Geschmack symbolisiert hatte (vgl. Kapitel 2./Vierter Sinn: Geschmack). Die Verkleidung als Zuckerhut galt außerhalb des Umzugs wohl deshalb als verunstaltend, weil sie den gesamten Körper bedeckte und damit die dahintersteckende Person gänzlich anonymisierte. Solch eine Vermummung konnte zum Sicherheitsrisiko werden, was man durch derartige Verbote ausschloss²⁷⁰.

7.4. IM 19. JAHRHUNDERT: HAUPTSORTIMENT NATIONAL- TRACHTEN

Betrachtet man das Sortiment der Maskenkleider, das die Maskenverleiher in Lindau, Überlingen, Konstanz, Ravensburg und Altdorf-Weingarten im Zeitraum von 1820 bis 1860 anboten²⁷¹, so sind es neben Dominos, die vor allem in den Städten am Bodensee sehr beliebt waren, fast ausschließlich Nationaltrachten, die dem Ballbesucher im Karneval zur Verfügung standen. Zu diesen Nationenkostümen, die aus dem höfischen und venezianischen Karneval des 18. Jahrhunderts tradieren, gehörten Mamelucken, Türken, Römer, Mohren, Schotten, Polen, Schweizer, Griechen, Russen, Kosaken, Neapolitaner, Araber, Schweden, Ungarn, holländische Matrosen, feine Berner, Luzerner, Bayern, Tiroler, (Hotzen)Wälder und Preußen



Abb. 70: Unter den Nationaltrachtendarstellungen ist die Schweizer Tracht bereits im Karneval des 18. Jahrhunderts belegt. Weite Verbreitung fand dieses Genre durch die Augsburger Kupferstichvorlagen in Pfeffels Schweizer Trachten-Cabinet Anfang des 18. Jahrhunderts. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Schweizer Tracht bedingt durch das Tell-Motiv besonders populär. Leporello zur Kostümierungshilfe für Kölner Bürger, um 1835, Ausschnitt. Kölnisches Stadtmuseum, Graphische Sammlung.

(1846). Ein Lindauer Maskenverleiher bot in einer Zeitungsannonce im Jahr 1853 sein Sortiment kurz und bündig mit der Ankündigung *Alle Art ausländische Trachten zu verleihen* an. Dabei mögen einige Trachten durch politische Ereignisse für eine gewisse Zeit aktueller gewesen sein als andere. Paradebeispiele dafür sind die Tiroler, die durch den Volksaufstand unter Andreas Hofer 1809 eine ungeheure Popularität gewonnen hatten (vgl. Kapitel 3.16.1.). Eine ähnliche Entwicklung erfuhren die polnischen Nationaltrachten, die bereits im 18. Jahrhundert Bestandteil des venezianischen Karnevals waren und ebenso am Stuttgarter Herzogshof von den Adligen getragen wurden. Auch sie gewannen durch die Befreiung Polens ab 1830 stark an Popularität. Dies lässt sich auf gleiche Weise an den bereits im 17. Jahrhundert im höfischen Karneval getragenen Schweizertrachten ablesen, die seit 1832 durch das Tell-Motiv einen neuen Stellenwert erhielten²⁷² und das ganze 19. Jahrhundert im Karneval präsent waren. Der griechische und der belgische Freiheitskampf brachten schließlich gänzlich neue Impulse in den Karneval des 19. Jahrhunderts. Seit 1832 wurden daher erstmals griechische Maskenkleider im Bodenseeraum angeboten (Ravensburg 1832, Lindau 1835, 1844, 1863), wobei in Lindau im Jahr 1835 ein Maskenverleiher gleich eine komplette griechische Hochzeit anpries. Im Ulmer Fischerstechen waren 1836 zwei Neapolitaner unter den Charaktermasken aufgeführt, während in Lindau 1843 und 1844 ebenfalls Neapolitaner und neapolitanische Fischer angeboten wurden. Sie entstammten der Oper »Die Stummen von Portici«, die 1828 in Paris uraufgeführt worden war und 1830 die Initialzündung für die belgischen Revolutionäre gab²⁷³.

7.5. DIE ANZAHL DER MASKENVERLEIHER

Die Anzahl der Maskenverleiher stellt sich in den Städten am Bodensee sehr unterschiedlich dar. In Ravensburg wird der erste Maskenverleiher 1804 aktenkundig. Bis 1827 offerierten dort in der Folgezeit stets zwei bis drei Anbieter, die ab 1844 das Feld einem einzigen Verleiher überließen. In Konstanz erscheint der erste Maskenverleiher im Jahr 1809. 1828 annoncierten bereits drei Maskenverleiher und 1840 verliehen schließlich sieben Personen in Konstanz Karnevalskleider, deren Anzahl sich 1842 dann auf fünf reduzierte. In Altdorf-Weingarten sind 1844 zwei Verleiher bekannt. In Überlingen annoncierten 1847 drei Maskenverleiher in der Zeitung und in Lindau bediente 1830 nur ein Maskenverleiher die Publikumswünsche, wobei 1836 bereits drei und 1844 nur noch zwei Anbieter erschienen. In Tettngang annoncierte seltsamerweise niemand öffentlich Karnevalskleider. Vermutlich deckte man seinen Bedarf dort im nahe gelegenen Ravensburg.

Die Verleiher waren meist Schneider, Kleider- und Putzmacherinnen, Bortenwirker oder Modehändler wie in Konstanz, wo ab 1825 Helene Waibel als *marchande de modes* Maskenkleider für Herren, Damen, Knaben und Mädchen anbot. Aber auch für Bäcker, Nagelschmiede, Glaser, Hafner und Schreiner scheint dies ein willkommener Nebenverdienst gewesen zu sein. Eine Ausnahme bildete der reiche Ravensburger Golden-Adler-Wirt und Bierbrauer Peter Spamann, der von 1812 bis 1829 *venetianische Visiers* und Mas-



Abb. 71: Nationaltrachten aus dem Maskenkatalog der Firma Nick, Sonneberg 1881. Dargestellt sind ein Mexikaner, eine Zillertalerin und eine Unterinntalerin. Bei der Figur des Incrojable (rechts oben) handelt es sich um einen Gecken bzw. Stutzer (Modenarren). Nationaltrachten und Modenarren waren bereits im 17. Jahrhundert ein fester Bestandteil des höfischen Karnevals. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg S V 27 d.



Abb. 72: Karnevalsverkleidung »Spanierin« aus dem Maskenkatalog der Gebrüder Nick, Berlin 1920er Jahre. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg S V 27 e.

kenkleider anbot. Er tat dies sicher nicht, um seine Kasse aufzubessern, sondern eher aus Spaß am Karneval.

7.6. 100 ANZÜGE ALLER ART

Über die Menge der angebotenen Maskenkleider lassen sich ebenfalls Aussagen machen. 1844 hatte der Ravensburger Maskenverleiher Hübler 100 Karnevalskleider in seinem Bestand. Im benachbarten Altdorf-Weingarten konnte Glasermeister Merbeler im selben Jahr 80 Verkleidungen anbieten, wovon 25 ganz neue Modelle waren. Gleichzeitig hatte dort Buchbinder Thum mit über 100 allen möglichen Anzügen 1843 sein Geschäft eröffnet, so dass im Raum Ravensburg-Weingarten im Jahr 1844 mindestens 280 Maskenkleider zum Verleih angeboten werden konnten. Doch gab es durchaus noch andere Möglichkeiten, an Maskenkleider zu kommen. 1795 ließ die Stadt Konstanz die Theaterkleider eines Schauspielers versteigern, die vermutlich im Karneval weitere Ver-

wendung fanden. 1832 bot das städtische Theater in Konstanz eine Verleihung seiner Theatergarderobe zum Karneval an, was die Stadt Lindau 1842 ebenfalls propagierte und in München heute noch Tradition hat. Auch der Verkauf der Theatergarderobe der aufgelösten dramatischen Gesellschaft in Ravensburg im Jahr 1844 dürfte sich im Karnevalsgeschehen bemerkbar gemacht haben. Da viele Maskenhändler kein eigenes Ladenlokal besaßen, boten sie ihre Waren entweder in ihrer Wohnung oder in Gasthäusern an, die ihnen in der Karnevalszeit ein Nebenzimmer vermieteten. Andere durften auf die Kulanz von Ladeninhabern rechnen, die ihnen gegen eine geringe Miete gestatteten, ihre Waren für die kurze Saison unter Umständen auch in einem Uhrengeschäft anzubieten. Clevere Maskenhändler führen ihr Sortiment auch auf das Land und stellen in den dortigen Gasthäusern aus, wie ein Überlinger Maskenhändler, der seine Waren in Maurach im Gasthof offerierte. Der Maskenhändler nähte für Einzelpersonen und auch ganze Gruppen jedes gewünschte Kostüm, das der Kunde nicht kaufen musste, sondern auch bei speziellen Neuanfertigungen mieten konnte.


Die Ausleihe eines Maskenkleids oder -anzugs kostete 1842 für Erwachsene von 24 Kreuzern bis zu einem Gulden (ein Gulden = 60 Kreuzer) und für Kinder zwölf bis 36 Kreuzer. Eine Maske war für sechs bis acht Kreuzer auszuleihen. Zum Vergleich kostete auf den Wochenmärkten der damaligen Zeit ein Huhn zwölf Kreuzer und eine Ente 24 Kreuzer. Ein Seidenkleid konnte man für sieben Gulden und ein paar Strümpfe für 24 Kreuzer erwerben²⁷⁴.

8. IM MASKENVERLEIH-SORTIMENT 1844: DER ÄLTESTE DOKUMENTIERTE PLÄTZLER OBERSCHWABENS KOMMT AUS TIROL

8.1. »TYROLERANZÜGE – SO GENANNT BLETZLER«

Als Schneidermeister Nepomuk Hübler im Jahr 1844 in Ravensburg seine Maskengarderobe mit mehr als 100 Anzügen öffentlich versteigern ließ, waren im Sortiment unter altdeutschen Herren- und Damenanzügen, Rittern und Türken auch Tyroleranzüge, die von Hübler als *so genannte Bletzler, fast neu* näher beschrieben wurden²⁷⁵. Mit der Zusatzbezeichnung des Bletzlers machte Hübler das Publikum darauf aufmerksam, dass es sich bei diesen Tiroleranzügen nicht um die üblichen Nationaltrachten handelte²⁷⁶. 1870 warb der Weingartner Maskenverleiher Moritz Dangel schließlich mit einem Maskensortiment von 70 bis 80 Anzügen, unter denen er die nun *so beliebten Bletzler* heraushob²⁷⁷. Da zwischen den Ravensburger und Weingartner Maskenverleihern stets ein reger Kostümaustausch gepflegt wurde, ist der Ortswechsel des Bletzlers von Ravensburg nach Weingarten nicht weiter verwunderlich²⁷⁸. Die nachfolgende große Beliebtheit der Plätzlerfigur in Weingarten rührt daher, dass dort bereits 1868 ein großartiger Karnevalsumzug stattgefunden hatte, der unter dem Motto der »Diamantenen Hochzeit des Plätzlers Ca-

R a v e n s b u r g. (MaskenGarderobeVerkauf.)



Unterzeichneter ist Willens seine in mehr als 100 Anzügen bestehende MaskenGarderobe in öffentlicher Versteigerung und zwar Anzugweis gegen baare Bezahlung zu verkaufen. Solche besteht in seidenen und tuchenen Altteutschen Herren- und Damen-, Ritter-, Türken-, Tyroler-, (sogen. Bletzler, fast neu) und vielen andern Anzügen, auch viele Anzüge für Kinder. Die Versteigerung beginnt Donnerstag den 15. d. M. Morgens 8 Uhr und Nachmittags 1 Uhr in dessen Behausung, No. 90 bey der Eselmühle; wozu ergebenst einladet. Nepomuck Hübler, Schneidermeister und Färkäufser.




Abb. 73: Zum Karneval 1844 wurden im Ravensburger Intelligenzblatt »Tyroleranzüge (sogen. Bletzler, fast neu)« angeboten. In der Folgezeit entwickelten sich diese aus Tirol stammenden Plätzlerverkleidungen zur beliebtesten Karnevalsfigur im benachbarten Altdorf-Weingarten, wo 1930–33 die Plätzlerzunft gegründet wurde. Ravensburger Intelligenzblatt vom 15. Februar 1844. Stadtarchiv Ravensburg.

simir Barnabas Schnäbele mit seiner Braut Susanna Appolonia Balbine Petronilla« abgehalten worden war²⁷⁹. Zu diesem Anlass war ein Pfeifenkopf bemalt worden, der den Tiroler Plätzler in Weingarten erstmals bildlich darstellt. Die darunter stehende Umschrift »Breisgau, und der Walser ist es doch«²⁸⁰ bezieht sich auf den Weingartner Bürger Nepomuk Walser (* 1816 Altdorf-Weingarten † 1886 Weingarten), der im 19. Jahrhundert ein unermüdlicher Motor des Weingartner Karnevals war und der sich wohl unerkannt unter dem Plätzlehäs des diamantenen Hochzeiteres und Plätzlers Casimir Barnabas Schnäbele befunden hatte. Der Plätzler war von da an aus dem bunten Weingartner Karnevalstreiben nicht mehr wegzudenken.

Heute hat das Aussehen der Weingartner Plätzler kaum mehr etwas mit der Abbildung auf dem Pfeifenkopf beziehungsweise mit dem Tiroler Plätzler aus dem 19. Jahrhundert gemeinsam, da die Figur seit den 1930er Jahren mit einer neugestalteten Maske und in den Stadtfarben Rot und Weiß auftritt.

Es stellt sich nun natürlich die Frage, wo dieser Tiroler Plätzler herkommt und was es mit ihm auf sich hat. Hier gibt Otto von Reinsberg-Düringsfeld, der 1863 die Sitten, Gebräuche und Feste vor allem im deutschsprachigen Raum festgehalten hat, Auskunft. Demnach könnte der in Weingarten heimisch gewordene Tiroler Plätzler aus der Gegend von Hall in Tirol stammen, wo diese Figur »Hudler« genannt wird und dort im so genannten »Hudlerlaufen« aktiv ist²⁸¹. Hudeln sind übrigens dasselbe wie Bletz/Plätz, nämlich Stofflappen, aus denen das Häs der Figur besteht.

Reinsberg-Düringsfeld²⁸² beschreibt den Tiroler »Hudler« wie folgt: Sein möglichst buntscheckiger Anzug besteht in einem langen Beinkleid, das über die Stiefel geht und einer kurzen Jacke, die an die Hose angeknüpft ist. Vor dem Gesicht hat er eine hölzerne Larve, auf welcher ein Käfer oder eine Maus geschnitzt sind. Er hat um den Kopf ein Tuch

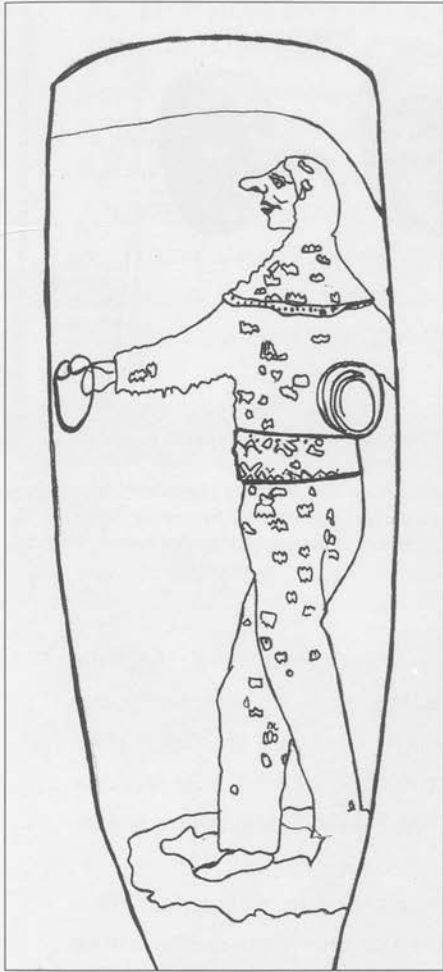


Abb. 74: Älteste Darstellung des Weingartner Plätzlers auf einem Pfeifenkopf um 1868. Freie Umzeichnung von B. Falk nach einer Fotografie bei der Plätzlerzunft Weingarten.

Der über dem Plätzlerhäs getragene Bauchgurt ist ein charakteristisches Tiroler Requisit, das den Weingartner Plätzler bis heute prägt, während die Maske mit der überlangen Nase aus der Ravensburger Maskenfabrik Nick stammen dürfte. Diese Pappmachémasken wurden ab den 1880er Jahren durch die neu erfundenen Drahtmasken ersetzt. Ab den 1920er Jahren erhielten die Weingartner Plätzler schließlich Holzmasken.

gewickelt, welches über den Nacken hinabläuft und unter dem Hals so zusammengebunden ist, dass die Larve rings davon umgeben wird. Dazu gehört ein grüner flacher Hut nach Landesart, der mit Hahnenfedern und Gamsbart verziert ist. Ein Gurt um die Taille, in welchem lauter Semmeln stecken, vervollständigen den Anzug. An seiner langen Peitsche hängen mehr als 50 Brezeln, die er unter die versammelten Jungen wirft. Während sich diese um die ausgeworfenen Brezeln balgen, schlägt der Hudler tüchtig mit der Peitsche.

Vergleicht man diese Beschreibung aus dem Jahr 1863 mit der nahezu zeitgleichen Abbildung des Plätzlers auf dem Weingartner Pfeifenkopf von 1868, so sind dort nur geringe Abweichungen ersichtlich: der Hut, der als Tirolerhut nicht mehr unbedingt erkennbar ist, wird beim Weingartner Plätzler nun nicht mehr auf dem Kopf getragen, sondern hängt quasi auf dem Rücken der Figur. Nach einer bisher nicht bekannten Fotografie bei der Plätzlerzunft könnte es sich jedoch statt eines Huts auch um kreisförmig aufgefädelte Brezeln handeln.

Es stellt sich die Frage, ob die Maske, die auf dem Pfeifenkopf abgebildet ist, mit jener bei Reinsberg-Düringsfeld beschriebenen Holzmaske übereinstimmt. Eher handelt es sich hier um eine Pappmaché-Maske aus der Maskenfabrik Nick in Ravensburg, die natürlich wesentlich billiger war. Schließlich ist kaum anzunehmen, dass der Ravensburger Maskenverleiher 1844 solch teure Holzmasken zu den Tiroler Plätzlerfiguren mit angeboten hat. Bei der Durchsicht der Nick'schen Kataloge im Deutschen Spielzeugmuseum in

Sonneberg stellte sich dann heraus, dass die Maske auf dem Weingartner Pfeifenkopf tatsächlich im Sortiment der Firma Nick unter der Rubrik »Karikaturmasken mit extra langen Nasen« geführt wurde.

Charakteristisch ist der bei Reinsberg-Düringsfeld genannte und auf dem Pfeifenkopf ebenfalls dargestellte breite Gurt um den Bauch des Plätzlers. Dieser Gurt unterscheidet den Weingartner Plätzler heute noch von anderen Plätzlerfiguren in der ober-



Abb. 75: «Karikaturmasken mit extra langen Nasen», wie sie der um 1868 erstmals abgebildete Weingartner Plätzer trägt, wurden bereits 1864 in der Ravensburger Maskenfabrik Nick hergestellt (vgl. Abb. 68). Katalog der Firma Nick 1897, Sonneberg. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg S V 27 f/2.

schwäbischen Fasnet und verweist auf eine Herkunft aus Tirol (vgl. Kapitel 9.). Auch die um 1830 datierten, auf Karton gemalten »Hudler«-Figuren, die vom Huttlerlaufen aus einer Thaurer Fastnachtskrippe im Volkskunstmuseum in Innsbruck überliefert sind, tragen bereits diese Nagelgurte, die als ursprünglicher Bestandteil der Tiroler Männertracht wohl zu Beginn des 19. Jahrhunderts in die dortige Fastnacht übernommen worden waren.

Die bei Reinsberg-Düringsfeld beschriebenen Brezeln wirft der Weingartner Plätzer mit der linken Hand aus, während er mit der rechten eine nur in Ansätzen sichtbare Peitsche schwingt.

In der aktuellen Tiroler Fastnacht treten die Figuren der Flöckler, Zottler und Klötzler etc., wie die Huttler heute genannt werden, beim so genannten Mullerlaufen in den Dörfern östlich von Innsbruck auf.

8.2. HERKUNFT DER PLÄTZLEFIGUREN:

Imponiergehabe junger Männer in Teufelshäusern

Heute wird die schwäbisch-alemannische Fasnet vorwiegend von Spätles-, Plätzles- oder Fleckleshäusern, die allesamt vornehmlich aus dem 20. Jahrhundert stammen, geradezu dominiert. Es stellt sich die Frage, was es mit diesen Häusern auf sich hat, denn schließlich tauchen sie in den barocken Karnevalsumzügen wie beispielsweise in Villingen 1749 und in Konstanz 1778 nirgendwo auch nur andeutungsweise auf. Selbst ihre quellenmäßige Nennung ist äußerst bescheiden: 1667 traten in einem Fastnachtsumzug in Basel 13 Mann in »Fätzenkleyder mit Baretten« auf²⁸³. 1768 wird in Rottweil »den Weibsbildern das Maskenlaufen in Plätzle-Kleydern« verboten²⁸⁴ und 1793 wird in Markdorf das Tragen von »Masquen, Flecklekleidern [...] mit allem Ernst abgestellt«²⁸⁵. 1839

wird das Kostüm der Buchener Huddelbätze vom dortigen Bezirksamt als »wahrhaft ekelerregende Kleidung« bezeichnet²⁸⁶, während in Aachen und Trier 1863 hie und da die bereits von der französischen Polizei verbotenen »scheußlichen Larven« des »Bömann, Grimes und Ipekräzer« angetroffen wurden, deren Kopf und Oberkörper mit roten, gelben und schwarzen Lappen bedeckt waren²⁸⁷. Diese wenigen Belege bezeugen, dass die Plätzkleider scheußliche, von der Obrigkeit nicht tolerierte Figuren waren. Hans Moser und Johann Gapp haben weitere Quellenbelege zum Huttler-/Perchtenlaufen im Salzburger Land, in Bayern sowie in Ost- und Südtirol gesammelt²⁸⁸, die sich an die obigen Ausführungen nahtlos anfügen lassen. Dabei wird deutlich, dass im Belegzeitraum von



Abb. 76: Hudlerfigur aus einer Fastnachtskrippe in Thaur/Tirol, Karton, bemalt um 1830. Auf diese Figur dürfte der Weingartner Plätzler zurückgehen. Der Tiroler Ausdruck »Hudeln« bedeutet dasselbe wie die schwäbischen »Plätz«, nämlich Stofflappen. Der Hudlerfigur liegt wahrscheinlich eine barocke Teufelsdarstellung zugrunde. (Repro aus: Josef Ringler: Das Huttlerlaufen. Tiroler Heimatblätter Heft 3,4 1935, S. 109).

1719 bis 1798 junge Burschen - in Wangen im Allgäu war es 1616 die Tochter des Messners²⁸⁹ - Teufelskleider aus den Kirchen entwendet oder mit primitiven Mitteln nachgemacht hatten und damit nächtens Angst und Schrecken verbreiteten, indem sie, verkleidet »wie abscheuliche Gespenster« (1719), mit langen Stangen ausgestattet, mühelos über Zäune und Bäche hinwegsetzten, in Häuser eindrangten und Mutwillen verübten, bis man sie verköstigt hatte. Auch auf das Behängen mit großen Glocken wird hingewiesen. Vorbild waren den Burschen nach einem Verhörprotokoll die schellenbehangenen Schemen, wie sie im barocken Karnevalsumzug oder Fastnachtstheater offiziell getragen wurden²⁹⁰. Natürlich versuchte die Obrigkeit, diese ungesteuerte, sich wild bahnbrechende Kraftmeierei junger Burschen zu bestrafen und damit zu unterbinden. Der Erfolg war jedoch zweifelhaft und im 19. Jahrhundert wandelten sich diese Auswüchse schließlich zum folkloristischen Schaubrauch. So traten diese wilden Burschen seit 1818 zunehmend vor Kurgästen und gekrönten Häuptern auf, indem sie als sogenannte Schiach oder Schiachperchten (Hässlichen) zusammen mit überkommenen Figuren aus dem barocken Karneval wie Spaßmachern, Riesen, Schönperchten



Abb. 77: Perchtenmaske mit Kuhhörnern, Holz, bemalt, 19. Jh. Auktionshaus Neumeister, München.

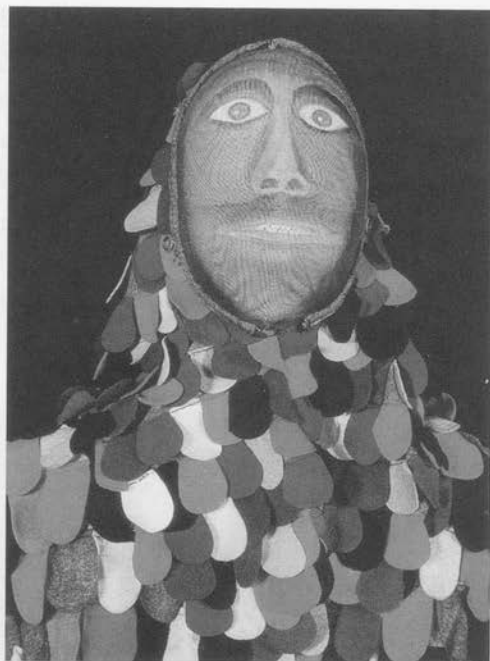


Abb. 78: Alter Markdorfer Hänsele mit Drahtmaske, um 1900. Die Bezeichnung »Hänsele« weist auf eine ehemalige Teufelsfigur hin. Wilfried Dold, Vöhrenbach.

(Reste des Hoffartsdarstellung mit großem Kopfputz), Bär, Bärenreiber und Wirt große Beliebtheit errangen²⁹¹.

Die Kleider dieser Schiachten werden noch Mitte des 19. Jahrhunderts als zerrissen, zottig und schlecht bezeichnet und mit Wilden Männern in Bezug gebracht. Wer keine Teufelslarve hatte, schwärzte sich das Gesicht auch noch 1863 mit Ruß oder verhüllte es mit einem Tuch, das Sehschlitze hatte. Umgehängte Ketten, Ratten, Mäuse, Kuhglocken und Ziegenschellen ließen die Burschen um so schrecklicher erscheinen²⁹². Schon im 17. Jahrhundert sind diese unkontrollierten Auswüchse an der Fastnacht belegt, und zwar in einer ganz anderen Gegend, nämlich in Stuttgart. Dort liefen, trotz eines Verbots im Jahr 1606, junge Burschen mit (Heu- oder Mist-)Gabeln, angehenkten Kuh- und Viehglocken und mit Fuhrmannsgeißeln unter unmenschlichem Brüllen, Schreien und Verstellung der Gebärde öffentlich herum²⁹³. Durch das rigide Vorgehen der herzoglichen Ammänner war diesen Auswüchsen im Herzogtum Württemberg kein Weiterleben beschieden, während sich dasselbe, ebenfalls bekämpfte aber nie besiegte Phänomen im Alpengebiet im 19. Jahrhundert schließlich zum Volksbrauchtum entwickelte, das dort bis heute in den Krampus-, Perchten- und Huttlerläufen fortlebt.

In Siebenbürgen, das im 18. Jahrhundert Teil der habsburgischen Monarchie war, ist der so genannte Urzellauf (Urzeln = Reste/Stofflappen) ebenso einzuordnen²⁹⁴.

In Oberschwaben, im Bodenseeraum und im Schwarzwald sind aus dem 19. Jahrhundert nur einige wenige so genannte Blätzle- bzw. Spättlehanseln überliefert.

Dazu gehört u. a. der alte Hänsele in Markdorf, der am Ende des 19. Jahrhunderts mit einer Drahtmaske ausgestattet war, der Tiengener Blätzlehansel mit einer schwarzer Stofflarve, die Sehschlitze enthielt und der Offenburger Spättlehansel, der unverlarvt oder mit Drahtmaske, ebenfalls seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, auf uns gekommen ist²⁹⁵. Bei diesen Figuren handelt es sich dem Namen nach (Hänsele) wohl ebenfalls um ursprüngliche Teufelsdarstellungen, wie das bei dem quellenmäßig gut belegten Hänsele in Überlingen bezeugt ist. Ob die Markdorfer, Tiengener und Offenburger Blätzle-/Spättlehansel aus den örtlichen barocken Fastnachtsspielen bzw. -umzügen oder erst aus dem Karneval des 19. Jahrhunderts, wie in Weingarten, tradieren, ist ohne schriftliche Quellenbelege nicht zu entscheiden.

8.3. PLÄTZLE- UND SPÄTTLEBUA

Während die Plätzlefiguren für Erwachsene in der Regel aus Teufelsmaskeraden hervorgegangen sind, gehören die überlieferten so genannten Plätzle- bzw. Spättlebua in eine andere Sparte.

Das ursprüngliche Aussehen der in Singen und Konstanz bereits im 19. Jahrhundert abgegangenen Blätzlibua bzw. Blätzlebua ist nicht überliefert. Dem Namen nach zu schließen waren es jedoch Knaben, die in Lumpenkleidung daherkamen. Für Singen ist außerdem belegt, dass der Blätzlebua ein Bärenführer war²⁹⁶. Diese Blätzlebua-Figuren sind im barocken Karneval mitsamt dem Bär als zum fahrenden Volk gehörig einzuordnen, wo sie das Laster der Faulheit symbolisierten. In dieselbe Kategorie gehört auch ein 1875 genannter Spättlebua in Furtwangen, zu dem ebenfalls ein Strohbar nachgewiesen ist²⁹⁷.

8.4. PLÄTZLEHÄS UND KARBATSCHEN

Heute sind die Plätzler, Huddelbätze, Spättle- und Flecklefiguren im Verbreitungsgebiet der schwäbisch-alemannischen Fasnet alles andere als ekelerregend, zerrissen und zottig. Sie sind weder »gar scheußliche Gespenster« noch haben sie »scheußliche Larven«. Die heute von den Narrenzünften präsentierten exotischen bis freundlichen Masken und die durchweg aufwändigen Häser mit den exakten, dachziegelartig angeordneten, farblich abgestimmten Stoffstücken erinnern eher an Papagenodarstellungen, wie sie 1822 im Ulmer Fischerstechen²⁹⁸ und 1841 bzw. 1843 im Basler Karneval quellenmäßig belegt sind²⁹⁹. So wurde das aus regelmäßigen Schuppen genähte, schöne Plätzlehä, wie es heute überall in der schwäbisch-alemannischen Fasnet vorkommt, erst im Karneval des späten 19. Jahrhunderts entwickelt³⁰⁰.

Einige der heute in der schwäbisch-alemannischen Fasnet agierenden Plätzler sind mit Karbatschen ausgestattet, mit denen sie Schauvorführungen »im Schnellen« geben. Aus den vorgenannten Quellen geht hervor, dass die wilden Burschen im 17. Jahrhundert eine Fuhrmannsgeißel benutzten und auch der Tiroler Huttler wird 1868 nur mit einer Peitsche beschrieben. Der Gebrauch der sehr viel teureren Karbatschen in der Fastnacht

ist daher sicher erst wiederum im späten 19. Jahrhundert in Zusammenhang mit dem Schaubrauchtum entstanden.

9. WEITERE KARNEVALSIMPORTE

Der Karnevalsimport des Tiroler Huttlers als Plätzler ins oberschwäbische Weingarten ist keinesfalls als Einzelfall zu sehen. So wurden im Jahr 1895 Hüfänger Hanselekleider zur Fastnacht in Donaueschingen angeboten und in Schramberg und Furtwangen sprang man bis 1927 in Villinger und Oberndorfer Narrenhäusern, die beide aus der Barockzeit tradieren³⁰¹. Aus der Tatsache, dass der barocke Wilflinger Schellenarr ebenso wie der Weingartner Plätzler einen Bauchgurt trägt, vermutet man dessen Herkunft ebenfalls aus Tirol. Dass die Ortsherrschaft über Wilflingen im 18. Jahrhundert in den Händen einer Tiroler Adelsfamilie mit dem italienischen Namen de Baratti lag, scheint diese Annahme zu bestätigen³⁰². In Engen führte ein aus Stockach zugewandelter Bürger 1875 das Stockacher Narrengericht ein und verbannte die im Ort noch lebendigen Narrenbräuche wie Narrenmutter und Narrenvater, Hansele und Hanswurst, was den Unmut der Einheimischen erregte, bis es schließlich 1881 zur Abschaffung dieses Plagiats kam³⁰³. In Nonnenhorn wird seit 1846 ein Schächflertanz aufgeführt, den der aus Weiler im Allgäu stammende Schuhmachergeselle Johann Königer in München auf seiner Wanderschaft erlebt und am Bodensee eingeführt hatte³⁰⁴. Dies ist ein Beispiel dafür, wie sich städtisches Zunftbrauchtum im dörflichen Bereich etablieren konnte. In Mühlheim an der Donau importierte ein Bürger 1892 einen dort noch heute praktizierten Rügegesang, den er zuvor in Berlin als Singspiel gehört hatte³⁰⁵.

Auch die besonderen Ausprägungen des Karnevals im Rheinland wurden seit den 1840er Jahren im Bodenseeraum und in Oberschwaben adaptiert. So boten Konstanzer Maskenverleiher bereits 1843 Kölner und Mainzer Narrenkappen an, 1854 gab es dort als Karnevalsleckereien *Kölnermuzen* und *Floreseywürstchen* und 1860 wurde die Stadt am Bodensee gar zum Hauptdepot Süddeutschlands für acht Kölner Narrenkappen³⁰⁶. Den Kölnern muss die besonders rege Karnevalsfreude der Konstanzer Bürger bekannt gewesen sein, denn 1858 zeigte sich im Kölner Karnevalsumzug eine Gruppe unter dem Motto: »Darstellung der Städte, die sich durch ihr Narrentum oder durch ihren Karneval hervorgetan haben«³⁰⁷. In diesem närrischen Umzug befand sich Konstanz im Kreis der Karnevalshochburgen München, Venedig und Rom. 1856 etablierten sich in Überlingen Ranzengardisten nach Mainzer Vorbild³⁰⁸ und 1866 wurde in Ravensburg die Mainzer Narrhalla³⁰⁹ gegründet, während die Maskenfabrik Nick in Ravensburg 1862 Berliner Ballorden herstellte.

10. ZUSAMMENFASSUNG

10.1. Der Karneval war im Zeitalter des Barock von der Obrigkeit stark reglementiert und kanalisiert. Dies geschah mittels der »guten Policy«, das heißt den vielfältig erlassenen Polizeiordnungen, die die Untertanen in starkem Maße zu disziplinieren versuchten. Diese Disziplinierung betraf nicht nur das alltägliche Leben, sondern wirkte sich auch auf die Fastnacht aus. Der freie Spielraum für Maskierungen jeglicher Art wurde dadurch mehr oder weniger stark eingeschränkt. So gab es neben dem Verbot bestimmter Maskentypen auch die generelle Untersagung von Maskierungen in den Wirtshäusern und in der Öffentlichkeit. Auch Karnevalsfeiern in Privathäusern unterlagen in der Regel einer streng gehandhabten obrigkeitlichen Genehmigungspflicht. Während sich die Oberschicht immerhin noch bei maskierten Schlittenfahrten und Bällen adäquat präsentieren konnte, unterhielt und belehrte die Kirche das Volk stattdessen mit Fastnachtsspielen und -umzügen. Mithilfe aufwändiger Inszenierungen und Effekte stand dabei das unmittelbare Erleben der Heilsbotschaft mit allen Sinnen im Vordergrund. Unter dem Eindruck der Gegenreformation versuchten vor allem die Jesuiten und die Benediktiner dem Volk Glaubensinhalte in möglichst bildhafter Weise durch großartige Schauspiele, Prozessionen und Fastnachtsdarbietungen zu übermitteln. Der Gegensatz zur wortorientierten Glaubenspraxis der Protestanten war somit gewollt und zeigte auch schließlich seine Wirkung. So traten vor allem im 18. Jahrhundert in der paritätischen Reichsstadt Ravensburg nicht wenige Protestanten zum katholischen Glauben über, weil sie von den großartigen öffentlichen Darbietungen der katholischen Kirche mehr als beeindruckt waren³¹⁰. Bei ihren Fastnachtsinszenierungen schöpften die Klöster und die Ordensgymnasien nicht nur aus dem christlichen Tugend- und Lasterkatalog, sondern adaptierten auch kosmische Allegorien aus dem höfischen Karneval.

Die allgemein, auch in der Volkskunde, verbreitete Annahme, der Karneval des 18. Jahrhunderts sei vor allem mit wild narrenden Schreckfiguren und Groteskgestalten bevölkert gewesen, bei denen Wilde Männer und Flecklesgewänder eine große Rolle gespielt hätten, ist nichts weiter als eine Vision, von der es Abschied zu nehmen gilt³¹¹.

Auch die jüngst geäußerte These, der barocke Karneval sei eine Persiflage auf die Aristokratie und den Adel³¹² erscheint unter dem Blickwinkel der vorausgegangenen Ausführungen unrealistisch. Abgesehen davon, dass ja der Adel in den Herrschaften und Reichsstädten die von der Geistlichkeit zusammen mit den Bürgern initiierten Umzüge genehmigte bzw. verbot, war der barocke Karneval nach seiner inhaltlichen Konzeption keinesfalls darauf ausgerichtet, den Mächtigen einen Spiegel vorzuhalten. Die aufwändigen höfischen Kleider und Accessoires der barocken Karnevalsfiguren verweisen vielmehr darauf, dass diese den normalen Bürgern auf Grund der Kleiderordnungen nicht zustanden und sind damit eine Allegorie auf die Laster der Hoffart und der Prunksucht.

10.2. Die Karnevalsfiguren des 18. Jahrhunderts haben keine lokalen Wurzeln, da der barocke Karneval ideologischen Themen huldigte, die gleichermaßen an allen europäischen Fürstenhöfen und kirchlichen Ordensschulen mit denselben Allegorien und Inhalten verbreitet waren. Der barocke Karneval ist damit als gesamteuropäisches Kulturgut zu betrachten.

10.3. Der Karneval des 19. Jahrhunderts tradierte die höfisch-kirchlichen Elemente aus dem 18. Jahrhundert relativ lange fort, setzte sie jedoch zum Teil in andere Zusammenhänge und reicherte sie mit neuen Sujets an. Diese Entwicklung vollzog sich unabhängig voneinander in den verschiedensten Regionen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Tirols. Es ist daher falsch, den Karneval des 19. Jahrhunderts als »rheinisch« zu bezeichnen.

10.4. Viele der hier vorgestellten Einzelfiguren aus dem barocken Konstanzer Karnevalsumzug wie zum Beispiel das mechanische Rössle sind bereits in den Nürnberger Schembartläufen des 16. Jahrhunderts abgebildet oder am burgundischen Hof des 15. Jahrhunderts nachweisbar. Solange wir jedoch deren Funktion im fastnächtlichen Kontext nicht kennen, weil sie in der Regel nur als Abbildungen überliefert sind, musste auf eine Anbindung an das Mittelalter oder die frühe Neuzeit in diesem Zusammenhang verzichtet werden. Eine Kontinuitätstheorie ist auch deshalb fraglich, weil sich die Deutungen der einzelnen Figuren, wie sie aus dem Mittelalter erforscht sind, im Zeitalter des Barock vielfach geändert haben. So wird der Bär, der im Mittelalter mit der Wollust verknüpft ist, im 18. Jahrhundert zum Symbol der Faulheit. Dem Storch kommt im 18. Jahrhundert keineswegs mehr eine negative Ikonografie zu und der Jude ist nicht mehr sinnfällig der Glaubensfeind³³, sondern wird zum Betrüger. Die gängige Praxis, mittelalterliche Definitionen ungeniert in die Gegenwart zu übertragen, hat sich damit als problematisch erwiesen.

Den Elementen des höfischen Karnevals mit seinen kosmischen Allegorien und der verbreiteten Darstellung der Erdteile mit ihren Nationen, die auch im venezianischen Karneval eine bedeutende Rolle spielten, wurde in der bisherigen Fastnachtsforschung überhaupt nicht Rechnung getragen. Aber nur vor diesem Hintergrund lassen sich beispielsweise das Tirolergenre und auch die Klepperle-Bräuche in der Fastnacht schlüssig erklären. Es ist daher sicher nicht vermessen, behaupten zu wollen, dass die erhellende Zukunft der Fastnachtsforschung in der weiteren Auswertung der Schriftquellen des 17. und 18. Jahrhunderts liegt³⁴.

10.5. Fast alle altüberlieferten barocken Karnevalsfiguren sind bereits im 19. Jh. aus ihrem ursprünglichen Bedeutungszusammenhang herausgelöst worden und haben vielfach noch im 20. Jahrhundert starke äußerliche Veränderungen erfahren, die zum Teil so tiefgreifend sind, dass sie die ursprüngliche Figur kaum mehr erkennen lassen, wie

das beim Elzacher Schuddig mit seinem jetzt roten Teufelhäs und den variierenden Masken der Fall ist. Natürlich wissen wir auch nicht sicher, ob die barocke Charaktermaske des Rottweiler Biss originär zu dem ebenfalls barocken Weißnarrenhäs gehört, oder ob beide Maskierungsteile erst im Laufe des 19. Jahrhunderts zusammenkomponiert worden sind. Ein offensichtlicher Maskenmix tritt bei den Figuren der Tiroler Spiegeltuxer, der Imster Scheller und Roller und der Schönperchten aus dem Salzburgerland auf, die zur stilisierten Rokoko-Damen-Hochfrisur des 18. Jahrhunderts kurze Lederhosen mit Wadlstrümpfen tragen und wer hätte vermutet, dass hinter dem Schneiderrösschen aus Sachsenheim ursprünglich ein Ziegenbock im Zusammenhang mit dem komplexen Schneiderspott zu sehen ist. Diese Beispiele ließen sich mühelos weiter fortsetzen. Die abschließende Umwandlung der ehemals barocken, mit einem allegorischen Sinngehalt behafteten Karnevalsfiguren in vielfach duplizierte, uniforme Laufnarren, wie sie seit 1924 in den Umzügen der schwäbisch-alemannischen Fasnet zu sehen sind, repräsentiert nach den vorangestellten Betrachtungen daher nur vermeintliches Brauchtum. In Wirklichkeit handelt es sich um gesunkenes Kulturgut.

Anschrift der Verfasserin:

Beate Falk, Stadtarchiv Ravensburg, Kuppelnaustr. 7, D-88212 Ravensburg,
beate.falk@ravensburg.de

ANMERKUNGEN

- 1 MOSER, Dietz-Rüdiger: Fastnacht-Fasching-Karneval: das Fest der verkehrten Welt, Graz, Wien, Köln 1986.
- 2 MEZGER, Werner: Narrenidee und Fastnachtsbrauch: Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur (Konstanzer Bibliothek Bd. 15) Konstanz 1991.
- 3 KRÜNITZ, D. Johann Georg: Ökonomisch-technologische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Land-Wirtschaft und der Kunst-Geschichte in alphabetischer Ordnung (85. Teil) Berlin 1809, S. 256.
- 4 Ich danke den Kolleginnen und Kollegen der vorgenannten Stadtarchive für ihre Hilfsbereitschaft und großzügige Unterstützung.
- 5 StadtA Konstanz Bestand KI Fasc. 11. Einen Hinweis auf diese Quelle bringen LÄNGLE, Peter/TOPKA, Ulrich: Konstanzer Hansele. Begleitbroschüre zur Hanseleausstellung 2005 im Kaufhaus Karstadt Konstanz, Konstanz 2004, Anm. 9. Die Autoren haben diese Quelle jedoch nicht ausgewertet.
- 6 KRAUSS, Heinrich/UTHEMANN, Eva: Was Bilder erzählen. Die klassischen Geschichten aus Antike und Christentum, München 1987, S. 155.
- 7 Ebd. S. 39.
- 8 Ebd. S. 221.
- 9 STRAUB, Eberhard: Repraesentatio maiestatis oder churbayerische Freudenfeste. Die höfischen Feste in der Münchner Residenz vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München H 14) München 1969, S. 149.
- 10 FISCHER, Hermann: Schwäbisches Wörterbuch. Bd. 2, Tübingen 1908, S. 1600.
- 11 KRAUSS/UTHEMANN (wie Anm. 6) S. 173.
- 12 vgl. MEZGER (wie Anm. 2) S. 333.
- 13 StadtA Ravensburg RPr Nr. 841, S. 350 v. 1741.
- 14 MÜLLER-KRAMPEL, Beatrix: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert, Paderborn 2003.
- 15 Einen Hinweis auf diesen Umzug gibt MERTENS, Veronika: Von der Fastnachtsfeier zur Villingener Fasnet, in: Die Stadt im Narrenspiegel, Villingen-Schwenningen 2002, S. 12. Die gedruckte Perioche

befindet sich in der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen Jb 27/ Titel Nr. 24.

16 KRAUSS/UTHEMANN (wie Anm. 6) S. 249.

17 Ebd. S. 236.

18 ZENZ, Helmut: Was es mit dem bairischen »Fasching« auf sich hat? In: www.helmut-zenz.de/hz-fasch.htm v. 2. 3. 2005, S. 10.

19 TOPKA, Uli: Heimat der Konstanzer Blätzlebuebezunft. In: www.schwaeb-aleman-fasnacht.de/blatzlebuebe/html/zeittafel-fasnacht.htm. Konstanz 2004, S. 16.

20 MEIER, Eugen A.: Basler Fasnacht. Geschichte und Gegenwart einer lebendigen Tradition. Hrsg. vom Fasnachts-Comité, Basel 1986.

21 FROHN, Christina: Der organisierte Narr: Karneval in Aachen, Düsseldorf und Köln 1823 bis 1914 (Veröff. des Landschaftsverbandes Rheinland, Amt für Rheinische Landeskunde Bonn) Marburg 2000, S. 35, 55, siehe auch Anm. 253.

22 RÖDER, Philipp Ludwig: Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Schwaben. Bd. 2, Ulm 1801, S. 743f.

23 Vgl. MEZGER, Werner: Das große Buch der Rottweiler Fastnacht. Geschichte, Formen und Funktionen eines urbanen Brauchs, Vöhrenbach 2004, S. 37.

24 HOHL, Jürgen: Schwäbisch-alemannische Fasnacht in Altdorf-Weingarten, Allensbach 1974, S. 35.

25 ebd. S. 35, 80.

26 MERTENS (wie Anm. 15) S. 11.

27 MOSER (wie Anm. 1) S. 235f., FINKBEINER, Karl: Die Schlosskapelle und -Kaplanei ad S. Georgium in Wurzach mit theatralischer Karfreitagsprozession um 1711. Aus der Pfarreigeschichte von Wurzach, 4, in: Diözesanarchiv von Schwaben Jg. 1907 S. 58–61 (Nr. 4), S. 150–153 (Nr. 10).

28 Vgl. MOSER, Hans: Volksbräuche im geschichtlichen Wandel. Ergebnisse aus fünfzig Jahren volkskundlichen Quellenforschungen (Forschungshefte des Bayerischen Nationalmuseums München, Bd. 10) München 1985, S. 115. Moser sieht in der »erheiternden Beweglichkeit« der Pferdeattrappen den Vorzug vor echten Pferden bei Scherzturnieren und Fastnachtsdarbietungen.

29 STRAUB (wie Anm. 9) S. 125; BIRLINGER, Anton: Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime. Bd. 2, Wiesbaden 1874, Reprint-Druck, Aalen 1969, S. 52.

30 HIRTH, Georg: Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus vier Jahrhunderten. Neu bearb. u. ergänzt von Max von BOEHN. Bd. 2, München 1925, Abbildung Nr. 808; HOGARTH, William: Der Jahrmakht von Southwark, 1733.

31 MOSER (wie Anm. 28) S. 37, 38.

32 HOHL (wie Anm. 24) S. 131–133.

33 StadtA Ravensburg X 147.

34 HANSEN, Henny Harald: Knairs Kostümbuch. Die Kostümgeschichte aller Zeiten mit 750 Bildern, Zürich 1954, S. 188; BUSS, Georg: Das Kostüm in Vergangenheit und Gegenwart. Sammlung illustrierter Monographien. Hrsg. u. a. von Hanns von Zobeltitz. 17. Bd, Bielefeld, Leipzig 1906, S. 110.

35 STRAUB (wie Anm. 9) S. 185.

36 ELLINGER, Johann: Der Allmodische Kleyder Teuffel, Frankfurt/M., 1629.

37 EULER-SCHMIDT, Michael: Kölner Maskenzüge: 1823–1914. Schäfer, Werner (Hg.), Köln 1991, S. 11.

38 FROHN (wie Anm. 21) S. 211.

39 ZENZ (wie Anm. 18) S. 10.

40 Verkündiger, Amtsblatt für Meersburg, Überlingen und Salem vom 17. 2. 1860.

41 MEZGER (wie Anm. 23) S. 43f.

42 Wochenblatt der Königlichen Bayerischen Stadt Lindau 1853 und 10. 2. 1863.

43 FALK, Beate: Chronik der Ravensburger Fasnacht 1353–1968, in: Schmid, Albert (Hg.): Fasnacht in Ravensburg. Ein Streifzug von 1353 bis heute, Ravensburg 2000, S. 64.

44 Vgl. Seebote/Überlinger Tagblatt vom 4./5. Febr. 1933. Sonderbeilage zur Fastnacht. Alt-Deutsche Volksfastnacht der schwäbisch-alemannischen Narrenzünfte in Stockach.

45 MOSER (wie Anm. 28) S. 47.

46 FALK (wie Anm. 43) S. 64, 65 und Materialsammlung zur Ravensburger Fasnacht im StadtA Ravensburg.

47 SPINDLER, Angelika: Mehr als 100 Jahre Tettnanger Narrentradition, in: 100 Jahre Tettnanger Fasnet. Hrsg. von der Narrenzunft Tettnang, Tettnang 1989, S. 6.

48 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 97.

49 PETERSHAGEN, Wolf-Henning: Schwörpflicht und Volksvergnügen. Ein Beitrag zur Verfassungswirklichkeit und städtischen Festkultur in Ulm (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 29), Stuttgart 1999, S. 235, 258.

→ 50 LAUNINGER, Heinz-Peter: Kleppere-Kläpperle-Chlefele, in: Zur Geschichte der organisierten

Fastnacht. Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Vöhrenbach 1999, S. 193.

51 Ebd. S. 193.

52 MEIER (wie Anm. 20) S. 49.

53 HARTMANN, Wolfgang: Der Historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts Bd. 34) München 1976, S. 12.

54 BERGER, Ute Christine: Die Feste des Herzogs Carl Eugen von Württemberg, Tübingen 1997, S. 77 ff.

55 HOHL (wie Anm. 24) S. 86.

56 FROHN (wie Anm. 21) S. 50.

57 TOPKA (wie Anm. 19) S. 25.

58 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 97, 107, 122.

59 MÜNZENMAYER, Rosemarie/ELFGANG, Monika/SCHOLL, Veronika: Barocke Skulpturen in Baden-Württemberg. Staatl. Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hg.) in Zusammenarbeit mit dem Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH, Schwetzingen 1999, S. 40.

Die Allegorie des Vogelfängers taucht bereits 1578 im Nürnberger Schembartlauf auf. Dort ist der Vogelsteller als Teufel ausgewiesen, vgl. MOSER (wie Anm. 1) S. 193, 195.

60 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 98.

61 StadtA Überlingen, Karnevalsprogramm 1905.

62 GAPP, Hans (Hg.): Die großen Faschnachten Tirols, Innsbruck 1996, S. 88.

63 MÜNZENMAYER, Rosemarie/ELFGANG, Alfons. Der Schlossgarten zu Weikersheim. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit dem Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH, Heidelberg 1999, S. 157.

64 STRAUB (wie Anm. 9) S. 299.

65 KRÜNITZ 1809 (85. Teil, Kapitel: Maske) S. 250. In den Maskenkatalogen der Firma Nick in Sonneberg, Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg Sig. S V 27, 1881–ca. 1910 sind Judenmasken tatsächlich unter der Rubrik »Karikaturen« zu finden.

66 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 95.

67 StadtA Ravensburg X 147; vgl. Wilde Masken. Ein anderer Blick auf die Fasnacht. Begleitband zu einer Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses 1989. Arbeitsgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen unter Leitung von Gottfried Korff, Tübingen 1989, S. 132, 133.

68 FALK (wie Anm. 43) S. 91.

69 MOSER (wie Anm. 28) 1985, S. 35 ff; KAMMERHOFER-AGGERMANN, Ulrike: Volksfrömmigkeit als

Ausdruck des Zeitgeistes. Kirchliche Reformen im Geist des aufgeklärten Absolutismus in Salzburg als Quellen und Indikatoren der populären Glaubenspraxis, in: Kirche, religiöse Bewegungen, Volksfrömmigkeit im mittleren Alpenraum (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer. Hrsg. von der Kommission Kultur und Gesellschaft. Historikertagung in Sigmaringen 11.–13. Mai 2000) Sigmaringen 2000, S. 158.

70 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 108, 124.

71 StadtA Ravensburg X 147.

72 FALK (wie Anm. 43) S. 38, 87, 88.

73 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 112.

74 Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens: BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns (Hg.) unter Mitwirkung von Eduard HOFFMANN-KRAYER, Bd. 9 Nachträge, Berlin, New York 1987, S. 269 ff. Dort wird das Phänomen des Schneiderspotts nicht eindeutig erklärt.

75 KRÜNITZ 1827 (Kapitel: Schneider) S. 409 ff.

76 Antiquariatskatalog BIERL Eurasburg, 2005 Nr. 94. Karikatur Nr. 907 altkol. Lithografie, Lithografie Nr. 909, Bilderbogen Nr. 576, alle um 1840/50.

77 Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution. Ausstellung des Landes Baden-Württemberg im Schloss Bruchsal 1981. Bd. 1, S. 606 L 75 und S. 624 L 130. Eine Darstellung des Schneiderspotts befindet sich auch auf einer bemalten Holzdecke im Nürnberger Fembo-Haus, die auf das Jahr 1614 datiert ist.

78 WONISCH, Othmar: Die Theaterkultur des Stifts St. Lambrecht, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark, Sonderband 2, Graz 1957.

79 Flugpioniere in Oberschwaben. Ausstellung des Museums- und Heimatvereins Bad Waldsee im Kornhaus Bad Waldsee 2005, Katalogband.

80 StadtA Konstanz.

81 Zünfte, Bräuche und Narrengestalten. Die Mitgliederzünfte der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte im Portrait, in: Zur Geschichte der organisierten Fastnacht. Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Vöhrenbach 1999, S. 269 f. Vgl. auch MARINESCU, Marina: Rumänische Weihnachtsmasken und winterliche Maskenspiele, in: Volkskunst. Zeitschrift für volkstümliche Sachkultur, 12. Jahrgang, November 1989, S. 60–64. Dort wird ein Spielbrauch mit einer Ziege (»Capra«), einem alten Mann, Händlern, einem Türken, Deutschen, Araber bzw. Zigeuner, Soldaten

und Gendarmen beschrieben. Die Ziege und der alte Mann lassen an den Schneiderspott denken, dem ein ganzer Kanon von Nationaltrachten folgt. Die Autorin ordnet das Maskenspiel jedoch, wie in der Volkskunde üblich, alten Fruchtbarkeitsbräuchen zu.

82 Zünfte, Bräuche, Narrengestalten (wie Anm. 81) S. 244.

83 GAPP (wie Anm. 62) 223.

84 STRAUB (wie Anm. 9) S. 149.

85 ebd. S. 185, 299.

→ 86 SPAMER, Adolf: Deutsche Fastnachtsbräuche, Jena 1936, S. 12.

87 SCHMIDT-HESLING, E.: Erlanger Faschingsumzüge in den Jahren 1721–1722, in: Erlanger Heimatblätter 19 Nr. 12, 1936, S. 1–2.

88 MEIER (wie Anm. 20) S. 49.

89 Vgl. FALK/SPINDLER (wie Anm. 46 und 47).

90 MEZGER (wie Anm. 23) S. 20.

91 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 11, 112, 119, 120, 126, 142.

92 StadtA Überlingen »Fest-Ulk«, Faschingszeitung 1885.

93 STRAUB (wie Anm. 9) S. 210.

94 HARTMANN (wie Anm. 53) S. 12.

95 Frommes Theater: Passionsspiel und Karfreitagsprozession in Biberach, in: Thierer, Manfred (Hg.): Lust auf Barock. Himmel trifft Erde in Oberschwaben, Lindenberg 2002, S. 137.

96 Mönchtum, Orden, Klöster. Von den Anfängen zur Gegenwart. Ein Lexikon. Hg. von Georg SCHWAI-GER, München 1993, S. 241 ff.

97 Vgl. hierzu das reichhaltige Bildmaterial bei MOSER (wie Anm. 1) S. 24, 63, 139, 209, 216, 272, 313, 314.

98 Kunst um 1492. Hispania-Austria. Die Katholischen Könige. Maximilian I. und die Anfänge der Casa Austria in Spanien. Ausstellungskatalog Schloss Ambras, Innsbruck 1992, S. 326.

99 STRAUB (wie Anm. 9) S. 149.

100 BERGER (wie Anm. 54) S. 62.

101 STRAUB (wie Anm. 9) S. 210.

102 SCHMIDT-HESLING (wie Anm. 87) S. 1–2.

103 MEIER (wie Anm. 20) S. 986, S. 44.

104 FROHN (wie Anm. 21) S. 55.

105 Konstanzer Zeitung 1832 S. 94.

106 ZIMMERMANN, Michael/DOLD, Wilfried: Rügebräuche in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht, in: Zur Geschichte der organisierten Fastnacht. Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Vöhringen 1999, S. 172.

107 WAGER, Wulf: Schwäbisch-alemannische Fasnet in alten Bildern, Bd. 1, Tübingen 2003, S. 8.

108 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 113.

109 StadtA Ravensburg Materialsammlung zur Ravensburger Fasnacht.

110 MEIER (wie Anm. 20) S. 247.

111 GAPP (wie Anm. 62) S. 62, 86, 131.

112 STRAUB (wie Anm. 9) S. 149.

113 HARTMANN (wie Anm. 53) S. 13.

114 KRÜNITZ 1809 (85. Teil) S. 253.

115 BIEHN, Heinz (Hrsg.): Feste und Feiern im alten Europa, München 1963, S. 230.

116 ebd. S. 233; Hartmann (wie Anm. 53) S. 13.

117 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 94, 101, 104, 110, 126, 133, 136, 151.

118 StadtA Ravensburg X 147. Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg SV 27).

119 PETERSHAGEN (wie Anm. 49) S. 286.

120 MEIER (wie Anm. 20) S. 19, 36.

121 FALK, Beate: Im Nationalkostüm kerniger Gebirgsbewohner. Tiroler Elemente in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht, in: Narri-Narro. Zeitschrift für Freunde der schwäbisch-alemannischen Fasnet. 4. Jahrg. 2004, S. 40 f.

122 MOSER (wie Anm. 28) S. 345.

123 Konstanzer Zeitung 1840 S. 94.

124 SPINDLER/FALK (wie Anm. 46 u. 47).

125 Vgl. MEZGER (wie Anm. 2) S. 140, 170.

126 StadtA Ravensburg X 147.

127 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 111.

128 MÜLLER-KRAMPEL (wie Anm. 14) S. 30, 32, 166, 179.

129 SCHÖNE, Günter: Tausend Jahre deutsches Theater 914–1914, München 1962, S. 88f.

130 StadtA Konstanz Bestand KI Fasc. 11.

131 MÜLLER-KRAMPEL (wie Anm. 14) S. 178 f.

132 Konstanzer Zeitung 1860 S. 116, 138.

133 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 103.

134 StadtA Ravensburg X 147.

135 RINGLER, Josef: Das Huttlerlaufen, in: Tiroler Heimatblätter 1935, Heft 3 u. 4, S. 107.

136 ELLINGER (wie Anm. 36).

137 SANCTA CLARA, Abraham a: Centi-Folium Stultorum In Quarto. Oder Hundert ausbündige Narren, Wien 1709, mit 101 Kupfertafeln.

138 MOSER (wie Anm. 1) S. 89.

139 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 93.

140 RINGLER (wie Anm. 135).

141 WAGER (wie Anm. 107) S. 77.

142 Ebd. S. 80.

- 143 Vgl. Zünfte, Bräuche, Narrengestalten (wie Anm. 81) S. 281.
- 144 WAGER (wie Anm. 107) S. 67.
- 145 Ebd. S. 89.
- 146 Ebd. S. 89.
- 147 Ebd. S. 90.
- 148 Ebd. S. 27.
- 149 Ebd. S. 18.
- 150 Ebd. S. 27.
- 151 Ebd. S. 89.
- 152 TOPKA (wie Anm. 19) S. 23 ff., TOPKA/LÄNGLE (wie Anm. 5), Meier (wie Anm. 20) Abb. 382.
- 153 Antiquariatskatalog BIERL, Eurasburg Nr. 94/2005 Bild Nr. 535: Habit de Fripier, altkol. Kupferstich bei L'Armessin, um 1720.
- 154 WAGER (wie Anm. 107) S. 52, 53.
- 155 Ebd. S. 28.
- 156 Ebd. S. 91.
- 157 WAIS, Reinhard: Die Fastnacht auf der Baar. Eine Deutung der Weißnarren auf kulturgeschichtlicher Grundlage, in: Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fastnachtforschung, Tübingen 1964, S. 72–79.
- 158 KRÜNITZ 1809 (Kapitel: Maske) S. 251.
- 159 KRÜNITZ 1805 (Kapitel: Nacht) S. 30.
- 160 KRÜNITZ 1845 (Kapitel: Traum) S. 262.
- 161 FALK (wie Anm. 43) S. 21.
- 162 MEIER (wie Anm. 20) S. 56, 73.
- 163 GAPP (wie Anm. 62) S. 170 f.
- 164 FALK, Beate: Zucht- und Arbeitshaus des Schwäbischen Kreises 1725–1808 in Ravensburg, in: Bruderhaus Ravensburg: Zeughaus-Zuchthaus-Frome Stiftung-Haus der Altenhilfe. Stiftung Bruderhaus Ravensburg (Hg.), Ravensburg 2000, S. 7 f.
- 165 MÜNZENMAYER/ELFGANG (wie Anm. 63) S. 56.
- 166 FALK (wie Anm. 43) S. 28, 74.
- 167 TOPKA (wie Anm. 19) S. 23.
- 168 FALK (wie Anm. 43) S. 41 f.
- 169 StadtA Überlingen Karnevalsprogramm 1905.
- 170 Vgl. Schwäbische Zeitung Ravensburg vom 4. 2. 2005 Nr. 28.
- 171 StadtA Ravensburg X 147.
- 172 GAPP (wie Anm. 62) S. 58, 133, 184.
- 173 MEZGER, Werner: Das große Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet. Ursprünge, Entwicklungen und Erscheinungsformen organisierter Naretei in Südwestdeutschland, Stuttgart 1999 S. 140; MOSER (wie Anm. 1) S. 280.
- 174 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 11.
- 175 Barock in Baden-Württemberg (wie Anm. 77) Bd. 1 S. 483 H 16a-b; MÜNZENMAYER/ELFGANG/SCHOLL (wie Anm. 59) S. 27.
- 176 BADER, Karl-Siegfried: Schurtag-Schuddig, in: Schau-ins-Land 81, 1963, S. 99–115.
- 177 Vgl. WAGER (wie Anm. 107) Deckblatt.
- 178 StadtA Überlingen Karnevalsprogramm 1905.
- 179 MOSER (wie Anm. 28) S. 345–347; Biehn (wie Anm. 115) S. 230.
- 180 STRAUB (wie Anm. 9) S. 258; Falk (wie Anm. 43) S. 27, 28.
- 181 BIEHN (wie Anm. 115) S. 230.
- 182 ebd.
- 183 SCHMIDT-HESLING (wie Anm. 87).
- 184 HÖFLEIN, Ulrike: Die Tracht als Narrenkleid, in: Zur Geschichte der organisierten Fastnacht. Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Vöhrenbach 1999, S. 195.
- 185 TOPKA (wie Anm. 19) S. 25.
- 186 FALK (wie Anm. 43) S. 38, 59.
- 187 MÜNZENMAYER/ELFGANG/SCHOLL (wie Anm. 59) S. 21 f. ZULL, Gertraud: Die höfischen Feste, in: Die Renaissance im Deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg. Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hg.). Ausstellungskatalog Bd. 2, Karlsruhe 1986, S. 913 f.
- 188 Barock in Baden-Württemberg (wie Anm. 77) Bd. 1 S. 383 f, 606 f.
- MÜLLER, Renate: Porzellan von Meissen bis zur Gegenwart, München-Berlin 2004.
- 189 StadtMenschen. 1150 Jahre Ulm. Die Stadt und ihre Menschen. Hg. vom Stadtarchiv Ulm, Ulm 2004, S. 112.
- 190 Vgl. hierzu MOSER, (wie Anm. 1) S. 48 und REMLING, Ludwig: Zur Bedeutung der Jesuiten für die Entwicklung der Fastnacht, in: Jahrbuch für Volkskunde 1983, S. 91 f.
- 191 PETERSHAGEN (wie Anm. 49) S. 286.
- 192 FELDER, Bernhard: Geschichte der Maskenliebhaber-Gesellschaft der Stadt Luzern 1819–1919, Luzern 1919.
- 193 FROHN (wie Anm. 21) S. 55.
- 194 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 11.
- 195 FROHN (wie Anm. 21) S. 207.
- 196 GAPP, Hans: Urkunden- und Handschriftengrundlagen zur Telfser Fasnacht, in: Sonderheft der Tiroler Heimatblätter Heft 1/1990, S. 13.
- 197 TOPKA (wie Anm. 19) S. 19.
- 198 MEIER (wie Anm. 20) S. 60.

- 199 BADER, Josef: Trachten und Bräuche in Baden. Badische Volkssitten, Karlsruhe 1843/44. Reprintausgabe Freiburg 1977, Abteil. Bräuche: Das Hansel-Laufen.
- 200 FALK (wie Anm. 43) S. 64.
- 201 Vgl. HULSEN, Esaias v.: Aigentliche Wahrhafft Delineatio unnd Abbildung aller Fürstlichen Auffzüg und Rütterspilen Bey Deß[...] Herrn Johann Friedrichen Hertzogen zu Württemberg[...] Stuttgart 1617–18; PERRAULT C.: Festiva ad capita annulunque decursio, a Rege Ludovico XIV[...] Anno 1672. Paris 1670. (Aufzüge des Sonnenkönigs Ludwig XIV. in Paris); SCHÖNE (wie Anm. 129) S. 235 f; Zull (wie Anm. 187); Schmidt-Hesling (wie Anm. 87), SCHNITZER, Claudia/HÖLSCHER Petra (Hrsg.): Eine gute Figur machen. Kostüm und Fest am Dresdner Hof/Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlung Dresden. Amsterdam, Dresden 2000.
- 202 STRAUB (wie Anm. 9) S. 159.
- 203 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 105, 124.
- 204 ZULL (wie Anm. 187) S. 923.
- 205 MEIER (wie Anm. 20) S. 44.
- 206 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 122.
- 207 STRAUB (wie Anm. 9) S. 171.
- 208 MEIER (wie Anm. 20) S. 44.
- 209 HOHL (wie Anm. 24) S. 84.
- 210 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 128.
- 211 STRAUB (wie Anm. 9) S. 149.
- 212 HOHL (wie Anm. 24) S. 83.
- 213 SCHMIDT-HESLING (wie Anm. 87).
- 214 Ebd.
- 215 Vgl. bei MOSER (wie Anm. 1) S. 137–141, 150 und nachfolgend bei MEZGER (wie Anm. 2) S. 118 wird der Bär nach der mittelalterlichen Ikonografie ausschließlich als Symbol der Wollust bzw. Unkeuschheit dargestellt. Zur barocken Einstufung des Bären bzw. Bärenführers vgl. auch Anm. 314.
- 216 GAPP (wie Anm. 196) S. 20, 21.
- 217 StadtA Überlingen »Fest-Ulk« Faschingszeitung 1885, Karnevalsprogramm 1905.
- 218 StadtA Ravensburg X 147.
- 219 Materialsammlung zum Ravensburger Karneval im StadtA Ravensburg.
- 220 JEGGLE, Utz: Fastnacht zwischen Neckar und Bodensee, in: Bausinger, Hermann (Hg.): Volksleben (Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fastnachtsforschung) Tübingen 1966, S. 116 ff; vgl. GAPP (wie Anm. 62).
- 221 ZULL (wie Anm. 187) S. 921f.
- 222 Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 8, 1987, S. 498f. Vgl. auch Anm. 314, wo der Storch in der Barockzeit ebenfalls als positive Figur erscheint.
- 223 FALK, Beate: Der Grüne Turm - das älteste Gefängnis Ravensburgs. Info-Wochenzeitung vom 30. 9. 1998.
Bei MOSER (wie Anm. 1) S. 188, 189 und nachfolgend bei MEZGER (wie Anm. 2) S. 117 wird der Storch nach der mittelalterlichen Ikonografie ausschließlich negativ bewertet.
- 224 FALK (wie Anm. 43) S. 64.
- 225 ZIMMERMANN/DOLD (wie Anm. 106) S. 172.
- 226 StadtA Ravensburg X 147.
- 227 Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Antiquarische Gesellschaft Zürich (Hg.). Bearbeiter: Friedrich Staub, Ludwig Tobler, Rudolf Schoch, Frauenfeld 1885, Bd. 2/406, 407; Bd. 9/1067.
Vgl. MOSER (wie Anm. 1) S. 140. Die Herleitung von gir=Geyer trifft hier nicht zu. Ebenso wenig die Interpretation bei MEZGER (wie Anm. 173) S. 147 als Figur des Dottore della Peste.
- 228 WAGER (wie Anm. 107) S. 107.
- 229 KRÜNITZ 1793 (Kapitel: Karneval) S. 757f.
- 230 BIEHN (wie Anm. 115) S. 230.
- 231 HARTMANN (wie Anm. 53) S. 13.
- 232 BERGER (wie Anm. 54) S. 153.
- 233 Ebd. S. 172, 182f.
- 234 Ebd. S. 186, 189.
- 235 BIEHN (wie Anm. 115) S. 230f.
- 236 BERGER (wie Anm. 54) S. 16.
- 237 MERTENS (wie Anm. 15) S. 13.
- 238 HOHL (wie Anm. 24) S. 35.
- 239 MEIER (wie Anm. 20) S. 44.
- 240 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 95.
- 241 HOHL (wie Anm. 24) S. 35.
- 242 TOPKA (wie Anm. 19) S. 23; FALK (wie Anm. 43) S. 148.
- 243 FALK (wie Anm. 43) S. 61, 86, 87.
- 244 MEZGER (wie Anm. 173) S. 35f.
- 245 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 33.
- 246 BIRLINGER (wie Anm. 29) Bd. 2, S. 52.
- 247 ALMASAN, Anneliese: Feldherr mit Vorlieben für Maskerade und Mokka, in: Schlösser-Baden-Württemberg 1/2005, S. 2 f.
Vgl. Barock in Baden-Württemberg (wie Anm. 77) Bd. I S. 138, 139. Dort sind neun Kostümbilder des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, seiner Gemahlin und dessen Sohn als Römer, Ungar/

- in, Afrikaner, Tartarin, Jägerin, Diana, Harlekin und Magierin abgebildet und beschrieben.
- 248 KRÜNITZ 1793 (Kapitel: Karneval) S. 710, 711; KRÜNITZ 1785 (Kapitel: Domino) S. 372, 373.
- 249 StadtA Konstanz KI Fasc. 11.
- 250 MEZGER (wie Anm. 173) S. 60; WAGER (wie Anm. 107) S. 91.
- 251 Freundliche Mitteilung des Kunsthistorikers und Bauforschers Dr. Ulrich KNAPP, Leonberg.
- 252 FALK, Beate: Das Häuptergestühl aus dem Basler Münster – ein Renaissance-Kleinod des Schreiners Hans Waldner aus Ravensburg, in: Altstadt-Aspekte 2005/2006. Bürgerforum Altstadt Ravensburg e. V. (Hg.), Ravensburg 2005, S. 18f.
- 253 StadtA Konstanz KI Fasc. 11.
- 254 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 12.
- 255 NARR, Dieter: Geistliche Äußerungen zur Fastnacht, besonders aus dem 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 28 (1969), S. 185.
- 256 StadtA Konstanz KI Fasc. 11.
- 257 BERGER (wie Anm. 54) S. 182–184.
- 258 FALK (wie Anm. 43) S. 30.
- 259 KRÜNITZ 1809 (85. Teil Kapitel: Maske) S. 251 f.
Zum irreführenden Begriff der »Bergamasker Masken« vgl. MEZGER (wie Anm. 173) S. 60f und nachfolgend HOHL, Jürgen: Gesichtsvermummungen in der Fastnacht, in: Zur Geschichte der organisierten Fastnacht. Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Vöhrenbach 1999, S. 135 f.
- 260 KRÜNITZ 1809 (85. Teil Kapitel: Maske) S. 250.
- 261 Vgl. FALK (wie Anm. 43) S. 30, 31; Anzeigen in den Zeitungen der Städte Überlingen, Lindau, Konstanz 1820 ff.
- 262 KRÜNITZ 1809 (Kapitel: Maske) S. 250.
- 263 Intelligenzblatt Ravensburg 1844 Februar.
- 264 Verkündiger, Amtsblatt für Überlingen, Meersburg und Salem vom 20. 2. 1852; desgl. vom 14. 2. 1855.
- 265 FALK (wie Anm. 43) S. 31, 54–56; Maskenkataloge der Fa. Nick Ravensburg, Sonneberg und Berlin, 1864–66, 1881–1952 im Deutschen Spielzeugmuseum Sonneberg Inv. Nr. S V 27, Maskenkatalog der Fa. Nick Sonneberg, 1885 im StadtA Ravensburg X 147.
- 266 Meyers Konversationslexikon 1894 »Drahtgewebe«.
- 267 StadtA Konstanz KI Fasc. 11.
- 268 FROHN (wie Anm. 21) S. 142.
- 269 TOPKA (wie Anm. 19) S. 18.
- 270 StadtA Konstanz KI Fasc. 11.
- 271 Für diesen Zeitraum wurden in den angebenen Stadtarchiven die Zeitungen ausgewertet.
- 272 PETERSHAGEN (wie Anm. 49) S. 285.
- 273 ebd. S. 287.
- 274 StadtA Ravensburg Bü. 2564b, 2675b, Intelligenzblatt Ravensburg 1842.
- 275 Intelligenzblatt Ravensburg 1844 S. 103.
- 276 Vgl. dazu Intelligenzblatt Ravensburg 1832 S. 122: dort bot Schneidermeister Lang in Ravensburg Maskengarderobe an, die als »Tiroler« bezeichnet wurden und in diesem Fall als Nationalkostüme oder Trachtenkleider gekennzeichnet waren.
- 277 Oberschwäbischer Anzeiger Ravensburg 1870 S. 100.
- 278 Oberschwäbischer Anzeiger Ravensburg 1870 S. 105; Maskenverleiher Seidenspinner in Ravensburg übernimmt den gesamten Bestand des Maskenverleihers Merbeler aus Weingarten. Bereits 1844 wurde der Bestand des Ravensburger Maskenverleihers Hübler mit 100 Anzügen in Ravensburg versteigert. Einiges davon dürfte nach Altdorf-Weingarten gelangt sein; vgl. Intelligenzblatt Ravensburg 1844 S. 103.
- 279 HOHL (wie Anm. 24) S. 95.
- 280 Ebd. S. 119, 165.
- 281 Vgl. GAPP (wie Anm. 62) S. 195: in Thaur wurde das so genannte Hudlerlaufen bereits im 18. Jahrhundert immer wieder verboten. 1819 ist das Hudlerlaufen zum Volksbrauchtum geworden. Vgl. RINGLER (wie Anm. 135), dort findet sich eine Beschreibung der Hudlerfigur durch Ziska im Jahr 1819: »...gekleidet wie Papageno in ein buntscheckiges Fetzenge wand mit einer hölzernen Larve und einem grünen Hut nach Landesart«.
- 282 RHEINSBERG-DÜRINGSFELD, Otto v.: Das festliche Jahr, Leipzig 1863, S. 36, 37.
- 283 MEIER (wie Anm. 20) S. 48.
- 284 MEZGER (wie Anm. 23) S. 38.
- 285 TOPKA, Ulrich: Spättle, Plätzle, Fleckle-Ein Name, viele unterschiedliche Formen, in: Journal schwäbisch-alemannischer Fastnacht, Narrenbote Nr. 28/2005, S. 51.
- 286 Narri-Narro. Zeitschrift für Freunde der schwäbisch-alemannischen Fasnet. 5. Jahrg. Nr. 5/2005, S. 11.
- 287 RHEINSBERG-DÜRINGSFELD (wie Anm. 282) S. 62.
- 288 MOSER (wie Anm. 28) S. 35–41; GAPP (wie Anm. 62) S. 195 f.

- 289 Freundliche Mitteilung von Dr. Rainer Jensch, Stadtarchiv Wangen im Allgäu.
- 290 MOSER (wie Anm. 28) S. 45.
- 291 ebd. S. 47.
- 292 RHEINSBERG-DÜRINGSFELD (wie Anm. 282) S. 64, 66.
- 293 BISCHOFF-LUITHLEN, Angelika: Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten. Ein Lese- und Nachschlagewerk zum Dorfalltag im alten Württemberg und Baden unter Mitarbeit von Christel Köhler-Hezinger, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1979, S. 77.
- 294 Vgl. Zünfte, Bräuche, Narrengestalten (wie Anm. 81) S. 269. Vgl. auch MARINESCU (wie Anm. 81) S. 60.
- 295 Vgl. Zünfte, Bräuche, Narrengestalten (wie Anm. 81) S. 229, 259, 265, 279.
- 296 MAIER, Hans: Die Singener Fasnet und die Poppelezunft, in: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebiets zwischen Rhein, Donau und Bodensee (Sonderheft Fasnet im Hegau, Heft 1 (9), 1960) Singen 1959/60, S. 121f. Danach hatte der Singener Blätzlibua vor seiner Wiederbelebung 1949 ein Häs aus einfachen Stofflappen. Siehe dort weiter S. 39, 185.
- Vgl. hierzu auch LÄNGLE/ TOPKA (wie Anm. 5) mit dem Abdruck einer Anzeige aus der Konstanzer Zeitung vom 23. 2. 1887: dort wird ein Kostüm für einen Bletzleubeben angeboten, das explizit für einen 9–10 jährigen Knaben ausgeschrieben ist.
- 297 Vgl. Zünfte, Bräuche, Narrengestalten (wie Anm. 81) S. 248.
- 298 PETERSHAGEN (wie Anm. 49) S. 285.
- 299 MEIER (wie Anm. 20) S. 81, 83.
- 300 Zu diesem Schluss kommt auch MOSER (wie Anm. 1) S. 116.
- 301 SCHWEDT, Elke und Hermann: Malerei auf Narrenkleidern, in: Journal schwäbisch-alemannischer Fastnacht. Narrenbote Nr. 29/2006, S. 16.
- 302 WOLF, G.: Der »Strohmann« in der Wilflinger Fasnacht, in: Encyklopaedia Cinematographica E 1168/1968, S. 14 f.
- 303 BERNER, Herbert: Die Radolfzeller Fasnet, in: Hegau (wie Anm. 296) S. 156 ff.
- 304 DOBRAS, Werner: Die Lindauer Fasnacht und ihre historische Wurzeln, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 5. Jahrg./1990, Bergatreute 1990, S. 30.
- 305 MEZGER (wie Anm. 173) S. 139.
- 306 Konstanzer Zeitung 1843 S. 125; 1854 S. 208; 1860 S. 116.
- 307 EULER-SCHMIDT (wie Anm. 37) S. 108.
- 308 Seebote vom 23. 2. 1856.
- 309 FALK (wie Anm. 43) S. 44–51.
- 310 FALK, Beate: Ausdrucksformen des katholischen und evangelischen Lebens in Ravensburg, in: Schmauder, Andreas/Schwarzbauer, Franz (Hg.): Hahn und Kreuz. 450 Jahre Parität in Ravensburg (Historische Stadt Ravensburg Bd. 4) Konstanz 2005, S. 87.
- 311 Vgl. hierzu SCHICHT, Jochen: Spättle, Plätzle oder Fleckle!, in: Journal schwäbisch-alemannischer Fastnacht. Narrenbote Nr. 28/2005, S. 43 f.
- Schicht führt hier die gesamte Deutungspalette der Volkskunde für das Phänomen der Wilden Männer, Fleckles- und Plätzleskleider an. Dabei wird ersichtlich, dass man in der Volkskunde bzw. Brauchtumsforschung bedenkenlos mittelalterliche Bildquellen auf die heute existierenden Narrenfiguren überträgt und diese damit zu erklären versucht, ohne dass das 18. oder gar das 19. Jahrhundert in irgend einer Form mitberücksichtigt werden. Dieses Deutungsmuster rührt daher, dass an der Universität Freiburg im Breisgau in Bezug auf die Fastnacht seit den 1970er Jahren schwerpunktmäßig Mittelalterforschung betrieben wird. So sieht beispielsweise Dr. Werner Mezger, Professor für Volkskunde an der Universität Freiburg in den im 18. Jahrhundert vorkommenden Narrenattributen und -kleidern lediglich modische Spielereien ihrer Zeit, die ohne Sinngehalt seien! Vgl. hierzu MEZGER (wie Anm. 23) S. 82, was sich nicht nur hinsichtlich des Konstanzer Karnevalszugs von 1778 als klarer Irrtum erwiesen hat. Ferner vermeint Mezger, im 18. Jahrhundert generell eine Verwilderung der Fastnacht erkennen zu können. Auch dies ist ein Irrtum, der aus der Unkenntnis barocker Disziplinierungsmaßnahmen resultiert, die für alle Lebensbereiche des 18. Jahrhunderts in den Stadtarchiven zuhauf vorliegen und ein anderes Bild zeichnen, vgl. hierzu MEZGER (wie Anm. 173) S. 19 und MEZGER, Werner: »Rückwärts in die Zukunft«. Metamorphosen der schwäbisch-alemannischen Fastnacht, in: Matheus, Michael (Hg.): Fastnacht-Karneval im europäischen Vergleich, Stuttgart 1999, S. 133, 134.
- Dagegen deutet die gegenwartsbezogene Tübinger Schule, deren Schwerpunkt die Dokumentation der Fastnacht im 20. Jahrhundert ist, bedenkenlos Fastnachtsphänomene des 19. Jahrhunderts, ohne hierfür ausreichende Forschungsgrundlagen vorweisen zu können. So vermeint man dort, die Fastnachtsbegeisterung der Konstanzer Bürger im

19. Jahrhundert mit dem politischen und ökonomischen Niedergang der Stadt begründen zu müssen, vgl. hierzu FENSKE, Michael: Organisation, Traditionalismus und Lokalismus, in: Wilde Masken. Ein anderer Blick auf die Fasnacht. Begleitband zu einer Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses unter Leitung von Gottfried Korff, Tübingen 1989, S. 39. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit um die Fortsetzung einer in Konstanz bereits im 18. Jahrhundert verankerten Tradition, wie sie genauso für Köln, Aachen, Düsseldorf, Villingen oder München festgestellt werden kann.

Abschließend sei noch auf eine Publikation Martin Blümckes verwiesen: BLÜMCKE, Martin: Die schönste Nebensache der Welt – Fastnacht und Karneval, in: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Alltagskultur in Baden-Württemberg (Schriften zur Politischen Landeskunde Baden-Württembergs Bd. 30) Stuttgart 2003, S. 99 f, in der Blümcke die Geschichte und Ausprägungen der Fastnacht vom Mittelalter bis in die Gegenwart dargestellt. Auch er klammert das Karnevals-geschehen des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf die kurze Nennung bekannter Maskenrelikte u. a. aus Rottweil und Villingen vollständig aus und kommt dann zu dem Schluss, dass »die Aufklärung gegen den Mummenschanz als unzeitgemäße Erscheinung vorgegangen sei«. Abgesehen davon, dass die vorgeschilderten Karnevalsumzüge in den Kapiteln 1 und 2 im Zeitalter der Aufklärung stattfanden, sei in diesem Zusammenhang auch auf MOSER, Dietz-Rüdiger: Maskeraden auf Schlitten. Studentische Faschingsschlittfahrten im Zeitalter der Aufklärung, München 1988, verwiesen.

312 Vgl. hierzu SEIM, Andreas: Entlarvt! Von Masken und Maskeraden, in: Siebenmorgen, Harald (Hg.): Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Bd. 7, Marburg 2004, S. 44–48.

313 MOSER (wie Anm. 1) S. 87 und MEZGER (wie Anm. 2) S. 36, 42.

314 Ein guter Einstieg in die Ideenwelt des Barock bietet das von Pfarrer M. Daniel Pfisterer aus Köngen zwischen 1716 und 1727 verfasste »Barocke Welttheater«, in dem Pfisterer in Wort und Bild viele der im Konstanzer Karnevalsumzug behandelten Motive darstellt, so den alten Mann mit der jungen Frau (Bd. 1 S. 51), die Zigeuner als Betrüger und Diebe (S. 75), den Stelzenläufer als Ausdruck des Hochmuts und der Hoffart (S. 103), das fahrende Volk als »unnütze Beutelfeger« (S. 115), die Kunkelstube als Ort der sexuellen Begierde (S. 118, 221), die Müller als Betrüger (S. 129/30), den Storch als Symbol des Glaubens (S. 140), den Löwen als Symbol Christi und des Teufels (S. 139), Bärenführer als schlimme Leute und Betrüger (S. 157), den Schneiderspott (S. 198), Verschwendungssucht und Kleiderluxus (S. 225, 206) sowie eine bunte Palette aller möglichen Nationaltrachten. Vgl. hierzu: Barockes Welttheater. Ein Buch von Menschen, Tieren, Blumen, Gewächsen und allerlei Einfällen. Geschrieben und gemalt von M. Daniel PFISTERER, Pfarrer zu Köngen, begonnen im Jahre 1716. Hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum und dem Geschichts- und Kulturverein Köngen e. V. Bd. 1 Faksimile, Bd. 2 Textband, Stuttgart 1996.

André Gunz

HUGO KRAMER UND DIE »VOLKSSTIMME« IN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT

Sozialdemokratische Zeitungsarbeit in der Ostschweiz

Am 22. April 1940 erschien in der »Volksstimme«, der sozialdemokratischen Tageszeitung für die Kantone St. Gallen, Appenzell, Graubünden und Glarus, folgende kurze Notiz: »Unter dem Druck eines kürzlichen, inzwischen formell erledigten Konfliktes mit der Militärzensur und wegen tiefgehender Meinungsverschiedenheiten mit den massgebenden Instanzen über den politischen Kurs der schweizerischen Sozialdemokratie hat sich Genosse Dr. H. Kramer genötigt gesehen, der Sozialdemokratischen Pressunion seinen Rücktritt als Redaktor der »Volksstimme« zu erklären. Er war seit 1. Mai 1926 an unserem Blatte tätig.»

Nähere Angaben zu diesem für eine kleine Zwei-Mann-Redaktion doch einschneidenden Schritt wurden nicht gemacht. Noch erstaunlicher ist aus heutiger Sicht, dass diese Meldung, die einen parteiinternen Konflikt offen legte, von den Blättern der politischen Konkurrenz weder thematisiert noch kommentiert wurde. Ein Grund für diese unübliche Zurückhaltung dürfte darin liegen, dass der Vorfall in eine Zeit fiel, in der die gespannte internationale Lage das Interesse der Menschen beanspruchte. Kurz zuvor hatte Deutschland zwei neutrale Staaten, Norwegen und Dänemark, ohne Kriegserklärung angegriffen. In der Schweiz waren sich Regierung und Bevölkerung bewusst, dass ihr Land das gleiche Schicksal erleiden könnte. Der Bundesrat erliess eine Weisung an Volk und Armee, wie man sich bei einem solchen Überfall zu verhalten hätte. Ein weiterer Grund kann darin vermutet werden, dass das bürgerliche Lager kaum Sympathien für Kramer hegte.

Akten, die der Verfasser dieses Artikels mit anderen Restbeständen des Zeitungsarchivs der »Volksstimme« kürzlich dem Stadtarchiv St. Gallen übergeben hat, belegen aber, dass der Abgang nicht so geräuschlos von statten ging, wie dies auf den ersten Blick erscheinen mag. Da sie einen ungewöhnlich gut dokumentierten Einblick in die internen Auseinandersetzungen innerhalb der Schweizer Sozialdemokratie angesichts

von nazistischer Bedrohung und Pressezensur ermöglichen, dürfen sie auch allgemeines historisches Interesse beanspruchen.

Die in der Zeitungsmeldung genannten »tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten« gehen letztlich auf einen Richtungswechsel zurück, den die Schweizer Sozialdemokratie in den dreissiger Jahren vollzog. Zuvor besass die Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS) ein Programm mit marxistischer Ausrichtung, in dem der Arbeiterklasse der geschichtliche Auftrag zugewiesen wurde, im unvermeidlichen Klassenkampf den Kapitalismus zu beseitigen und vorerst eine revolutionäre Diktatur des Proletariats zu errichten. Fernziel war der Aufbau einer Gesellschaftsordnung ohne Ausbeutung. Aufgrund dieses Programms wurden von der SPS die Militärvorlagen regelmässig abgelehnt, da die Armee als Machtinstrument des Klassenfeindes angesehen wurde.

Die Weltwirtschaftskrise und der damit verbundene Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland veränderten allerdings die politische Situation entscheidend. Die Schweizer Gewerkschaften hatten unter dem Eindruck der Krise bereits 1927 den Klassenkampf aus ihren programmatischen Grundlagen gestrichen. Ihre auf eine Sozialpartnerschaft zielende Politik versprach auch für viele Sozialdemokraten mehr Aussicht auf eine Lösung der drängenden Gegenwartsprobleme als die Planspiele innerhalb der SPS, die eine Verstaatlichung der Banken, Versicherungen und Industriemonopole, betriebliche Mitbestimmung und Förderung des Genossenschaftswesens anvisierten. Nach schweren inneren Kämpfen (und der Abspaltung der Genfer Sektion) schwenkte die SPS auf den Kurs der Gewerkschaften ein. 1935 wurde an einem Parteitag mit knapper Mehrheit der Widerstand gegen die Landesverteidigung aufgegeben.

Weite Teile der Parteibasis konnten sich allerdings mit diesem »Burgfrieden«, auch »Richtlinienpolitik« genannt, nur schlecht abfinden, und namentlich die religiösen Sozialisten sahen einen für sie zentralen Grundsatz verraten. Nachdem aber die aggressive Aussenpolitik des »Dritten Reiches« immer deutlicher wurde, wurde ihre Stellung innerhalb der Sozialdemokratie zunehmend isolierter. Ihr Standpunkt, wonach anstelle einer militärischen Aufrüstung gegen die Diktaturstaaten diese durch alle friedensbereiten Staaten zu isolieren seien, bis wieder die Demokratie eingeführt sei, musste angesichts der politischen Entwicklung selbst für viele politisch links Stehende weltfremd wirken.

KONFLIKT UNTER RELIGIÖSEN SOZIALISTEN

Der »Fall Hugo Kramer« ist insofern von besonderer Pikanterie, als die drei wichtigsten Protagonisten alle der religiös-sozialen Richtung nahe standen: Hugo Kramer¹ selber, sein Mitredaktor Franz Schmidt² und der Präsident der Zeitungsherausgeberin, der sog. »Pressunion«, Dr. Paul Steiner³. Kramer war bereits am längsten bei der »Volksstimme«, nämlich seit 1926. Zu jener Zeit verfocht die SPS noch einen strammen Oppositionskurs und lehnte insbesondere auch die Landesverteidigung ab. Die politische

Umorientierung Mitte der 30er-Jahre musste sich nach damaligem Verständnis einer Parteizeitung natürlich auch in der »Volksstimme« niederschlagen. Alten »Antimilitaristen« wie Kramer fiel es aber schwer, ihre grundsätzlichen Bedenken gegenüber dem Militär zu verschweigen. In seinem »Bericht über den Rücktritt des Genossen Dr. Kramer als Redaktor der Volksstimme«, in dem Steiner nach dem Vorfall der Geschäftsleitung der kantonalen SP sozusagen Rechenschaft ablegte, ist von »einer langen Reihe unerfreulicher Auseinandersetzungen« die Rede, die Kramers Schreibweise über Jahre hinweg hervorgerufen habe. Der Vorstand der Pressunion habe sich deshalb 1938 genötigt gesehen, »bestimmt formulierte Weisungen an die Genossen Redaktoren zu erlassen«.

ANGST VOR EINEM DEUTSCHEN ANGRIFF

Mit dem Anwachsen der nationalsozialistischen Macht in Deutschland verlagerten sich die Auseinandersetzungen innerhalb der SPS mehr auf das aussenpolitische Gebiet. Um mit ihrer grundsätzlich antimilitaristischen Haltung nicht in Verdacht zu kommen, indirekt das Geschäft des Faschismus zu betreiben, taten sich viele religiöse Sozialisten mit einer besonders scharfen Schreibweise gegenüber dem Nationalsozialismus und Hitler-Deutschland hervor. Dies wiederum brachte sie in Konflikt mit der Pressezensur der Militärstellen. Eine wichtige Aufgabe der Zensur war es gerade, zu verhindern, dass durch verbalen Radikalismus das ohnehin schon belastete Verhältnis zum grossen Nachbarn noch schlechter wurde, und somit Bedrohungen und Repressalien von deutscher Seite vorzubeugen. Der Rücktritt Kramers erfolgte dabei in einer besonders kritischen Phase, wie bereits oben erwähnt wurde. Die parteiinterne Auseinandersetzung um den Rücktritt Kramers war noch in vollem Gange, da war Deutschland schon in Holland und Belgien eingefallen (10. Mai 1940), und als am 26. Juni die Geschäftsleitung der Sozialdemokratischen Partei des Kantons St. Gallen den Sektionen und Vertrauensleuten mitteilte, man werde entgegen einem früheren Beschluss keinen ausserordentlichen Parteitag zu dieser Angelegenheit einberufen, war Frankreich bereits besiegt. In der Schweizer Bevölkerung war es in den Tagen um den 14. und 15. Mai zu einer eigentlichen Panik mit Fluchtbewegungen ins Landesinnere gekommen. Unter dem Eindruck dieser dramatischen Ereignisse durfte Kramers grundsätzlicher Antimilitarismus auch innerhalb der SP nicht mehr mit allzu viel Sympathie rechnen.⁴

AUSLÖSER: KRITIK AN ZENSURMASSNAHME

Bereits im Herbst 1939 war es zu verschiedenen Beanstandungen der »Volksstimme« durch die Armeezensur gekommen. Sie waren begleitet von internen Auseinandersetzungen in der Redaktion selber, wie man sich gegenüber Zensur zu verhalten

habe. Schliesslich kam es zu einer Art Übereinkunft innerhalb des für die »Volksstimme« verantwortlichen Personenkreises, wonach bei aller grundsätzlichen Gegnerschaft gegenüber dem Zensurregime die bestehenden Vorschriften doch strikte zu beachten seien. Der Vorfall, der zum Rücktritt von Hugo Kramer führte, war insofern ein besonderer Fall, als er die Zensurmassnahme gegenüber einem anderen Organ kritisierte. In der »Volksstimme« vom 3. April 1940 wurde mitgeteilt, dass der verantwortliche Herausgeber der Zeitschrift »Neue Wege«, der bekannte religiös-soziale Pfarrer Leonhard Ragaz⁵, vom Pressechef des Territorialkommandos 6 öffentlich verwarnt worden sei mit der Begründung, Ragaz habe die schweizerische Neutralität und den schweizerischen Wehrwillen wiederholt verächtlich gemacht. Der Meldung war ein kurzer Kommentar mit folgendem Inhalt angehängt: »Die neueste Zensurmassnahme ist nichts anderes als ein Racheakt gegen den gewissen Grössen seit vielen Jahren unbequemen Kämpfer gegen den Militarismus und gegen die Motta'sche⁶ Aussenpolitik, aber für die Mitwirkung der Schweiz in einer internationalen Rechtsordnung. Jetzt glaubt man die Möglichkeit gefunden zu haben, ihn mundtot zu machen. Hoffentlich gelingt der Streich nicht! Red.«⁷

PERSÖNLICHER RACHEAKT?

Diesen Vorwurf nahm die Pressezensur nicht hin. Als erster reklamierte offensichtlich der regionale Pressechef der Zensurbehörde. Kramer selber brachte die Sache in einer Vorstandssitzung der Pressunion zur Sprache. Steiner wies dabei auf die Unzulässigkeit einer solchen Publikation hin, weil sie ehrverletzend sei und lediglich auf einem Verdacht beruhte. Dennoch doppelte Kramer am 8. April mit einem Artikel unter dem Titel »Die Militärzensur an der Arbeit« nach. Die Massnahme gegen Ragaz war nämlich auch in der Zeitschrift »Aufbau«⁸ kritisiert worden, wobei Redaktor Max Gerber⁹ darauf hinwies, dass der Pressechef des Territorialkommandos 6, der Zürcher Professor Gottfried Guggenbühl, schon früher heftige Angriffe gegen Ragaz gerichtet und nun die Möglichkeit habe, als Militärzensor einen politischen Gegner mundtot zu machen. Kramer übernahm diese Darstellung und kündigte an, man werde auf »diesen grundsätzlich wichtigen Fall« zurückkommen. Diese Ausgabe der »Volksstimme« war noch im Druck, als von der Abteilung für Presse und Funkspruch ein Ultimatum einging: Bis zum 12. April müsse die gegen Guggenbühl vorgebrachte Behauptung öffentlich zurückgenommen werden, sonst werde man aufgrund des Militärstrafgesetzes und der besonderen Bestimmungen über die Pressekontrolle gegen die »Volksstimme« vorgehen. Steiner versuchte nun Kramer dazu zu bewegen, eine solche Erklärung zu formulieren und der Militärzensur zur Begutachtung einzureichen. Kramer weigerte sich zuerst, so wenigstens stellt es Steiner in einer siebenseitigen Darstellung der Geschehnisse vom 10. Juni 1940 dar, mit der Begründung, dies sei Sache des Verlags oder des Präsidenten der »Pressunion«, also

Steiners. Schliesslich erklärte er sich doch noch zur Formulierung einer solchen Erklärung bereit, die dann in der »Volksstimme« folgenden Wortlaut hatte:

»In Nr. 78 der »Volksstimme« vom 3. April d. J. haben wir eine Verfügung des Pressechefs des Ter. Kdos 6 gegen den verantwortlichen Redaktor der Zeitschrift »Neue Wege«, Prof. Dr. L. Ragaz, als »Racheakt« gekennzeichnet, der den Zweck habe, Prof. Ragaz mundtot zu machen. In Fr. 82 der »Volksstimme« vom 8. April d. J. wurde sodann in abgeschwächter Form ein ähnlicher Vorwurf erhoben. Wir haben uns seither überzeugt, dass der Pressechef des Ter. Kdos 6, Prof. Gottfried Guggenbühl, der früher in der Presse Prof. Ragaz scharf kritisiert hatte, unabhängig von dieser Kritik gehandelt und lediglich eine dienstliche Massnahme ausgeführt hat, die eine begutachtende Kommission von Pressefachleuten verschiedener Parteirichtungen in Bern aus sachlichen Beweggründen gutgeheissen hatte. Wir bedauern daher, beim Pressechef des Ter. Kdos 6 unrichtige Beweggründe für seine Verfügung vermutet zu haben, und ziehen unsere entsprechenden Behauptungen in den beiden erwähnten Nummern der »Volksstimme« hiemit zurück. Redaktion der Volksstimme.«

Zu einer Bewertung des Vorfalls aus heutiger Sicht kann der bekannte Schweizer Historiker Georg Kreis herangezogen werden, der aufgrund seiner Forschungen ausschloss, dass die Pressekontrolle zu parteipolitischen Manövern missbraucht worden war.¹⁰ Kreis vertritt die Auffassung, dass Angriffe auf die Zensurbehörden selber relativ milde Massnahmen zur Folge hatten, persönliche Angriffe hingegen hart bestraft wurden. Er zieht zu diesem Schluss gerade den hier behandelten Fall bzw. das Urteil gegen Gerber heran.¹¹

SCHARFE REAKTION AUS ANGST VOR NEGATIVEN KONSEQUENZEN

Die »Volksstimme« war bis zu diesem Zeitpunkt noch keiner der sog. »schweren« Massnahmen der Zensur (öffentliche Verwarnung, Vorzensur, Verbot) unterworfen worden. Mit insgesamt drei öffentlichen Verwarnungen und einer Unterstellung unter die Vorzensur während drei Monaten gehörte sie allerdings zu den meist bestrafte Blättern während des Zweiten Weltkriegs (insgesamt wurden 64 »schwere« Massnahmen verhängt).

Dieser Vorfall allein hätte Kramer nach eigenen Aussagen noch nicht zum Rücktritt veranlasst. Nun hatte aber Steiner sozusagen vorsorglich, um möglichen Schaden abzuwenden, am 8. April zusätzlich an die Zensurbehörden geschrieben. In diesem Schreiben hiess es unter anderem: »Unser Vorstand wird sich raschestens schlüssig machen, was für Massnahmen gegen den fehlbaren Redaktor von uns ergriffen werden sollen. Einstweilen haben wir unsere Weisungen mit aller Bestimmtheit bestätigt. Ich

nehme an, dass im Hinblick auf diesen Sachverhalt irgendwelche Massnahmen gegenüber unserer Zeitung unterbleiben«. Kramer taxierte dies als Kniefall vor den Mächtigen und unsolidarisches Verhalten:

»1. Es ist unwürdig und verfehlt seinen Zweck, da nicht Gutwettermachen bei den Machthabern die Stellung eines äusserlich Schwachen stützt, sondern nur Festigkeit und Haltung. Das Schicksal derjenigen Kleinstaaten, die sich durch Liebedienerei gegenüber den Mächtigen dieser Welt zu retten suchten, sollte uns doch endlich zur Lehre dienen.

2. Das Schreiben ist eine Verletzung der einfachsten Solidarität unter Genossen, wie man sie hoffentlich nicht gerade oft antrifft.«¹²

Ausserdem wurden Kramer vom Präsidenten der Pressunion für den Wiederholungsfall harte Konsequenzen angedroht: »Wie ich Ihnen bereits mündlich mitteilte, halte ich mich für verpflichtet, die Angelegenheit unserem Vorstände zu unterbreiten, damit derselbe sich über die Ihnen gegenüber zu treffenden Massnahmen schlüssig machen kann. Die Sitzung wird kommende Woche stattfinden, wenn Gen. Schmidt wieder hier ist. Für die Zeit, bis ein Beschluss des zuständigen Organs der Pressunion vorliegt, bestätige ich einstweilen unsere bestimmte Forderung, dass Sie bei der Führung der Redaktion unbedingt Alles unterlassen, was der ›Volksstimme‹ eine weitere Beanstandung eintragen könnte. Ich stelle fest, dass bereits Ihr bisheriges Verhalten unsere Zeitung derart gefährdet hat, dass wir zur sofortigen fristlosen Aufhebung des Anstellungsverhältnisses mit Ihnen berechtigt sind. Ferner sind Sie der Pressunion für allen Schaden haftbar, die ihr aus den durch Sie verschuldeten behördlichen Massnahmen erwachsen würden.«¹³

In den Akten der »Ostschweizer AZ« liegt die Kopie der Antwort Kramers, in der sich dieser gegen die Art der Behandlung verahrt: »Sie reden zu mir wie zu einem Schulbuben, den der Lehrer nach Belieben abkanzeln darf, und vergessen ganz, dass Sie es bei mir mit einem Mann zu tun haben, der ein gutes Dutzend Jahre älter ist als Sie, der seit bald 20 Jahren in der Bewegung arbeitet, und der nun volle 14 Jahre lang dem Unternehmen der ›Volksstimme‹ seine besten Kräfte gewidmet hat. Auch Fehler, die ich gemacht habe, berechtigen Sie nicht zu einem Auftreten, wie Sie es gewählt haben.«¹⁴ Im weiteren sei er nicht der Auffassung, dass jeder Konflikt mit der Zensurbehörde eine Verletzung seiner Pflichten darstelle. Die Willkür gehöre zum Wesen der Zensur, weshalb in gewissen Fällen ein »Abwehrkampf« gegen sie notwendig sei. Die Androhung, für etwaige Schäden haftbar gemacht zu werden, bezeichnet Kramer als »etwas ganz Bedenkliches«, das nicht einmal bei bürgerlichen Blättern vorkomme. Er behalte sich vor, gegen diese Absicht Steiners »die geeigneten Schritte« zu unternehmen, »habe sie zum Teil auch bereits eingeleitet«. Kramer beendet sein Schreiben mit einem Satz, der bereits die Trennung von der »Volksstimme« ins Auge fasst: »Im übrigen bin ich angesichts der Behandlung, die mir zuteil wird, allmählich so weit gekommen, dass ich es auf alle Konsequenzen ankommen lasse, die Sie – und andere – gegen mich zu ziehen gedenken.«

RÜCKENDECKUNG FÜR KRAMER IM VORSTAND ...

Der Vorstand der »Pressunion« befasste sich am 18. April mit dem Konflikt zwischen Steiner und Kramer. Einleitend brachte Steiner als Vorsitzender seine Sicht der Dinge zur Darstellung. Sein Bericht fiel insofern konzilient aus, als er einräumte, seine Briefe an den Armeestab und an Kramer seien in der Form zu scharf ausgefallen. Er drückte darüber sein Bedauern aus. Gemäss Steiners späterem Bericht vom 20. Juni antwortete Kramer mit einem »Votum, das sich in persönlichen Beschimpfungen gegen mich erging«. Wegen der hitzigen Stimmung beantragte der St. Galler Sekretär der Metall- und Uhrenarbeitergewerkschaft SMUV, Graf, den Abbruch der Sitzung, um die Angelegenheit nach Studium der Akten zu einem späteren Zeitpunkt in aller Ruhe erörtern zu können. Doch Kramer, der aufgrund der personellen Zusammensetzung des Vorstands mit Rückendeckung rechnen konnte, verlangte eine sofortige Beschlussfassung und fand damit bei einer Mehrheit Unterstützung. »In reduzierter Besetzung« wurde daraufhin ein Beschluss gefasst, der im wesentlichen aus drei Punkten bestand:

- Es liegt kein Grund für eine fristlose Entlassung Kramers vor.
- Steiner wurde dafür gerügt, dass er Kramer beim Armeestab in der geschehenen Weise desavouiert hatte.
- Kramer wurde auch recht gegeben, dass er die Verfügung des Pressechefs des Territorialkommandos scharf kritisiert hatte. Es wurde jedoch beanstandet, dass er sich dabei »unglücklicher Ausdrücke« bedient habe.

Dennoch erklärte Kramer am folgenden Tag seinen Rücktritt als Redaktor der »Volksstimme«. Aus seinem Kündigungsschreiben geht hervor, dass ihm durchaus bewusst war, in der Vorstandssitzung einen Sieg über seine Gegner davon getragen zu haben. Die Missbilligung des Vorgehens von Steiner durch den Vorstand gewähre ihm »eine starke moralische Genugtuung«. Dennoch sei seine Stellung als Redaktor »völlig unhaltbar« geworden. Die Haltung Steiners sei »geradezu eine Einladung an Bern«, einen weiteren Zwischenfall zu provozieren. Bei einem solchen, so seine Befürchtung, würde er dann vom Arbeitgeber »endgültig fallen gelassen«. Kramer: »Und die Gefahr ist ausserordentlich gross, dass die Pressunion dann mit Rücksicht auf den Weiterbestand des Volksstimmeunternehmens und auf die darin beschäftigten Arbeitskräfte samt ihren Familien mich knall auf fall auf die Strasse stellte und mich auch finanziell schwer büssen liesse.« So weit wolle er es aber nicht kommen lassen, weshalb er auch mit Rücksicht auf die anderen Mitarbeiter des Unternehmens freiwillig den Platz räume.

Dazu gesellte sich »ein anderer, nicht weniger zwingender Grund«: Seit der Kursänderung der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz im Jahre 1935 stehe er »innerlich im Gegensatz zur Grundhaltung der Partei und der Gewerkschaften«. Er habe zwar versucht, »mit viel, wie ich heute glaube zu viel Diplomatie«, seine persönliche Überzeugung mit seiner Redaktorenpflicht in Einklang zu bringen. Das sei aber auf die Länge

nicht möglich gewesen: »Ich habe mich in diesem jahrelangen inneren Zwiespalt nur immer mehr aufgerieben, habe sich periodisch wiederholende, zum Teil äusserst scharfe Konflikte mit den leitenden Persönlichkeiten von Partei, Gewerkschaften und Pressunion bekommen und ertrage nun diesen Zustand seelisch und körperlich einfach nicht mehr.«

Die Gründe für seine Haltung beabsichtigte er am bevorstehenden SP-Parteitag vom 21. April im St. Galler Volkshaus darzulegen.

... ABER NICHT BEI DEN PARTEIGREMIEN

Da der Parteitag aus formellen Gründen nur Geschäfte behandeln konnte, die in der im voraus festgesetzten Traktandenliste enthalten waren, nahm ein Kramer nahestehender Delegierter die statuarisch vorgeschriebene Berichterstattung von Parteileitung und Grossratsfraktion zum Anlass, das Anliegen aufzugreifen. Die »Volksstimme« berichtete über die sich anschliessende Diskussion folgendermassen: »Obrist, Sargans, nimmt Bezug auf den soeben bekannt gewordenen Rücktritt von Dr. H. Kramer als Redaktor der »Volksstimme«. Er beantragt, dem Zurückgetretenen Gelegenheit zur Darlegung seiner Rücktrittsgründe und zu einem Abschiedswort an den letzten von ihm besuchten st.gallischen Parteitag nach 14jähriger Tätigkeit zu gewähren. Nachdem der Parteitag den Antrag ohne Widerspruch angenommen hatte, widerruft er nach einer dreiviertelstündigen Geschäftsordnungsdebatte auf Antrag Metzger, Uzwil, seinen ersten Entscheid und verweigert mit geringer Mehrheit dem Zurückgetretenen die Möglichkeit zu einer Erklärung. Der Parteitag sei nicht zuständig, sondern nur die Pressunion, deren Präsident im übrigen nicht anwesend sei. Immerhin wird in Aussicht genommen, später einen ausserordentlichen Parteitag einzuberufen, an dem auch die Pressefrage besprochen werden soll.« Der Bericht war mit der Bemerkung versehen: »(Der Zurückgetretene wird daran freilich nicht mehr teilnehmen. d. B.)«, woraus gefolgert werden kann, dass der Artikel von Kramer selbst geschrieben wurde.

Die Protagonisten dieser Diskussion illustrieren, dass es dabei nicht nur um die konkrete Frage ging, wie sich die Sozialdemokratie gegenüber der Pressezensur verhalten sollte, sondern um die Ausrichtung der sozialdemokratischen Politik allgemein. Die Sektion Sargans stellte am gleichen Parteitag auch den Antrag, die St. Galler SP solle sich bei der nationalen Partei gegen den Ausschluss der Westschweizer Linksozialisten um Léon Nicole¹⁵ verwenden, der allerdings deutlich abgelehnt wurde. Der Uzwiler Delegierte Metzger wiederum war Sekretär des Metall- und Uhrenarbeiterverbandes, der innerhalb der Arbeiterbewegung am resolutesten die sog. »Richtlinienpolitik« vertrat, die angesichts der Bedrohung durch Nazideutschland die Landesverteidigung und die Sozialpartnerschaft befürwortete.

KRAMERS RECHTFERTIGUNG

Das formell korrekte, aber aus menschlicher Sicht problematische Vorgehen am Parteitag veranlasste Franz Schmidt, von seinem Redaktionskollegen Kramer das verhinderte Votum zu erbitten, das dieser schriftlich vorbereitet hatte, und es am 25. April an »Genossen und Freunde« zu verschicken. Auf Kramers ziemlich gewundene Rechtfertigung seines Vorgehens im konkreten Fall einzugehen, verzichte ich hier, da sie kaum Erhellendes zur Zeitgeschichte enthält. Von grösserem Interesse ist jener Teil seines Papiers, wo er sich mit den allgemeinen Hintergründen auseinandersetzt und seine politische Haltung darlegt. Es entfaltet sich hier ein von hohen ethischen Grundsätzen geprägtes Denken, das allerdings dazu neigt, störende real-politische Gegebenheiten einfach zu übergehen. Kramer wendet sich zuerst gegen die Landesverteidigung, die er als »Militarisierung des Volkes« bezeichnet, »die die Schweiz nicht retten wird, und die sie von der eigentlichen Aufgabe ihrer Verteidigung nur abgelenkt hat und weiter ablenkt«. Woraus diese »Verteidigung« bestehen sollte, wird allerdings nicht klar, denn Kramer lehnt auch die »sogenannte Neutralitätspolitik« wie auch den Anschluss an eine der kriegsführenden Mächte ab. Dass er mit dieser Haltung nicht nur bei den Spitzen von SP und Gewerkschaften aneckte, sondern auch bei der Basis wenig Rückhalt fand, war ihm bewusst: »Ich fühlte, dass nur ein verhältnismässig kleiner Kreis von Lesern und Genossen hinter mir stand, und dass vielen mein Rücktritt ausserordentlich erwünscht gewesen wäre, während andere der Frage meines Verbleibens in der Redaktion oder meines Rücktrittes daraus mit völliger Gleichgültigkeit gegenüber standen.« Er »fürchte« aber, dass einmal eine Zeit kommen werde, wo diejenigen, die ihn als »Stündelibruder«¹⁶ oder »Kamillenteesozialist« verhöhnten, sich sagen müssten, man hätte doch auf ihn hören müssen, dann wäre vieles anders und besser gekommen.

In den Akten sind einige, meist negative Reaktionen auf dieses »Rundschreiben« erhalten. Die Gewichtigste stammt zweifellos von Dr. Johannes Huber, Nationalrat aus St. Gallen und einflussreichste Persönlichkeit der St. Galler Sozialdemokratie¹⁷, der Schmidts Vorgehen als »Missgriff« bezeichnete und ihm eine kräftige Standpauke hielt: »Ich bedaure Ihr Vorgehen in jeder Beziehung. Sie haben in der Absicht, etwas Gutes zu tun, nur Schaden gestiftet, der Arbeiterbewegung im Allgemeinen, der Volksstimme im Besonderen, und nicht zuletzt auch dem Genossen Kramer und sich selbst. Und darüber hinaus haben Sie noch Unrecht zugefügt.«¹⁸

Schmidt rechtfertigte sich damit, dass das gegenüber Kramer von der Parteitagmehrheit verübte Unrecht viel grösser gewesen sei. Kramer habe in den 14 Jahren seiner Tätigkeit für die »Volksstimme« »seine besten Lebenskräfte hingegeben«, es wäre deshalb ein »Akt menschlicher Anständigkeit« gewesen, ihm zum Abschied noch einmal das Wort zu geben, statt nach dem Motto zu handeln »ein Mann über Bord und damit basta«.¹⁹

Schmidts Formulierungen lassen den Schluss zu, dass er sich seiner Minderheitsposition in dieser Sache bewusst war. Die führenden Leute in der St. Galler SP verspürten offensichtlich wenig Lust, Kramers Ausscheiden und dessen Hintergründe weiter zu diskutieren. Steiner unterbreitete der SP-Geschäftsleitung, dem eigentlichen Führungsorgan der Partei, einen ausführlichen Bericht, worauf beschlossen wurde, auf die Abhaltung eines besonderen Parteitags zu verzichten. Mittlerweile war Frankreich bereits von den deutschen Truppen überrollt worden, und das Interesse an Grundsatzdebatten dürfte angesichts dringenderer Tagesprobleme stark gesunken sein. Schmidt kritisierte zwar den Bericht Steiners in verschiedenen Punkten und meinte, die Erledigung der Beanstandung des »Aufbaus« zeige, dass Steiner voreilig gehandelt habe. Gerber sei zwar zu 14 Tagen Arrest verurteilt worden, doch das Blatt selber sei nicht behelligt worden, da ja kein Verstoss gegen den Grunderlass vorgelegen habe, sondern »lediglich ein Angriff auf die Zensurbehörden«.²⁰

NOCH KEIN ENDGÜLTIGES ZERWÜRFNIS

Der Rücktritt von Kramer als Redaktor der »Volksstimme« war zwar ein Anzeichen einer Entfremdung zwischen ihm und der Sozialdemokratie allgemein, bedeutete aber keineswegs einen Bruch mit der SPS. Er war weiterhin als freier Mitarbeiter für verschiedene sozialdemokratische Zeitungen tätig. Als sich die SPS im Jahre 1942 ein neues Parteiprogramm gab, beauftragte sie Kramer mit der Redaktion. Bezeichnenderweise bekam dieses von ihm den gleichen Titel wie die Zeitschrift der Religiös-sozialen Bewegung: »Neue Wege«. Er blieb auch regelmässiger Mitarbeiter der »Volksstimme«, »bis sich schliesslich wegen der sachlich immer weiter entfernenden Tendenzen auch dieses Verhältnis allmählich löste«.²¹

Diese Entfremdung kommt auch in einem Briefwechsel zwischen Kramer und Schmidt kurz vor Kriegsende, im Frühjahr 1945, zum Ausdruck, der im Archiv der »Ostschweizer AZ« erhalten blieb. Schmidt hatte in der »Volksstimme« die Schaffung einer »Europa-Föderation« propagiert – unter Einschluss Deutschlands, aber ohne die »imperialistischen Mächte« England und Russland. Schmidt schreibt, dass seine Idee zwar ein »absolut verlorener Standpunkt« sei; es habe sich eher darum gehandelt, »sich etwas vom Herzen zu schreiben«.²² Auch in der SP stehe er auf verlorenem Posten: »Kein Mensch wird das verstehen, dass überhaupt jemand so etwas verfiicht. Der Geist Brin-golfs²³: Anpassung an Russland, hat alles, was in unserer Partei aussenpolitisch krecht und fleucht, erobert.«²⁴ Was Schmidt gegen England und die Sowjetunion einnahm, war die Befürchtung, deren aussereuropäische Interessen liessen sich nicht mit einem gemeinsamen Europa unter einen Hut bringen.

Kramers »Erwiderung« ist im Archiv der »Ostschweizer AZ« nicht mehr erhalten. Seiner Reaktion auf die Weigerung Schmidts, sie abzdrukken, ist jedoch zu entnehmen,

dass ihn fast mehr als der Ausschluss der Sowjetunion aus Europa »diese beständige, nicht grobe, aber um so fühlbarere Propaganda gegen das Angelsachsentum«²⁵ störte. Schmidt hielt seinerseits Kramer und Ragaz für »einseitig und englandfreundlich. Das geht so weit, dass Ihr selbst Gandhi verurteilt.«²⁶ Offenkundig hatten auch Sozialisten in der Aussenpolitik nationale Vorlieben. Kramers Vorliebe für England kollidierte in diesem Fall mit der Frankophilie von Schmidt.

Schmidt prägte die »Volksstimme« nach dem Weggang Kramers noch deutlicher. Seine religiös-sozialen Grundüberzeugungen waren gepaart mit einem Sinn fürs Pragmatische. Wie Paul Steiner, der 1943 das Szepter der »Pressunion« abgegeben hatte, hatte er zahlreiche politische Ämter inne, was ihm mit den Schwierigkeiten bei der Umsetzung von Ideen in die Wirklichkeit vertraut macht, während Kramer als »Theoretiker« galt.²⁷ Bald stellte sich eine schwere Krankheit ein, und am 27. März 1947 starb Franz Schmidt. Dadurch dürfte das Band zwischen Kramer und der »Volksstimme« noch einmal lockerer geworden sein.

GRENZGÄNGER ZWISCHEN SOZIALISMUS UND KOMMUNISMUS

Um diese Entwicklung verstehen zu können, lohnt es sich, Kramers Weltanschauung und seinen weiteren Lebensweg etwas näher zu beleuchten. Kramers »sittlicher« oder »nichtmaterialistischer Sozialismus« setzte voraus, zuerst einmal den Kapitalismus, der für ihn völlig verderbt war, zu überwinden, und zwar in radikaler Weise. Reformistische Vorstellungen wie eine »soziale Marktwirtschaft« lehnte er als »Verbürgerlichung« konsequent ab; selbst gegenüber den Ideen eines »Dritten Wegs« von Ota Sik war er misstrauisch. Zweiter Hauptpfeiler seiner Kommentare war die Notwendigkeit einer radikalen Abrüstung, ausgehend von der Lehre Jesu, wonach man den Kampf gegen das Böse bereits verloren habe, wenn man sich der gleichen Waffe bediene. Seine Freunde aus der religiös-sozialen Bewegung sahen in ihm einen »Pionier christlich-marxistischer Zusammenarbeit«²⁸, während er von der offiziellen Sozialdemokratie wegen seiner Zusammenarbeit mit den Kommunisten misstrauisch beobachtet wurde. Kramers charakterliche Integrität wurde dabei allerdings nie ernsthaft angezweifelt, auch wenn zwischen ihm und Vertretern der SP oft heftige Polemiken ausgetragen wurden.

Die beiden wichtigsten Tribünen Kramers waren in der Folge die »Neuen Wege« von Ragaz, für die er vom Februar 1946 bis kurz vor seinem Tod im Juni 1969 monatlich eine »Weltrundschau« verfasste, sowie der »Zeitdienst«, eine 1948 von einigen Linkssozialisten, ungebundenen Linken und Altkommunisten gegründete Wochenzeitschrift, deren Redaktion er von Genf aus besorgte. Kramer versuchte dabei, sich eine unabhängige Stellung zwischen Sozialisten und Kommunisten zu bewahren, was in der Zeit des Kalten Krieges nicht einfach war. Als er im »Zeitdienst« die Säuberungsprozesse in

den kommunistischen Staaten scharf kritisierte, setzte er sich dem Vorwurf der »sowjetfeindlichen Hetze« aus. Einer der Hauptkritiker, der Altkommunist Theo Pinkus²⁹, der die Verwaltung des »Zeitdienstes« besorgte und gelegentlich Kramers Artikel zensierte oder »ergänzte«, was Kramer zu vehementen Protesten veranlasste, gestand im nachhinein ein, sich geirrt zu haben, wobei man sich fragen darf, wie weit seine taktisch-intellektuelle Begründung einen religiösen Sozialisten hätte überzeugen können.³⁰ Die Sozialdemokraten jedenfalls liessen sich von Kramers Versuchen, sich vom »volksdemokratischen Gendarm« Pinkus abzugrenzen, nicht überzeugen und drängten ihr Mitglied immer mehr ins Abseits. Am 23. Mai 1951 berichtete Kramer im »Zeitdienst«, er sei aus der Sozialdemokratischen Partei ausgetreten, nachdem die Geschäftsleitung der SP Schweiz die Sektion Chêne-Bourg (Genf), der er angehörte, aufgefordert hatte, ihn auszuschliessen. Die »Parteikorrespondenz«, eine Art Pressedienst der SPS, dementierte diese Darstellung und erklärte, man habe die Sektion nur ersucht, angesichts der Aktivitäten Kramers bei den – aus Sicht der SP – kommunistischen »Friedenspartisanen« dessen Mitgliedschaft zu überprüfen. Im Übrigen schien man aber nicht unglücklich über Kramers Schritt, da dieser »in immer tieferen Gegensatz zur freiheitlich-demokratischen Grundhaltung der Arbeiterbewegung unseres Landes geraten« sei: »Während sich die schweizerische Arbeiterbewegung getreu ihrer Tradition und in realistischer Einschätzung der aussen- und innenpolitischen Lage des Landes, auf der sicheren Strasse der demokratischen Entwicklung der sozialistischen Kräfte hielt, verirrte sich Hugo Kramer auf abseitigen ›Neuen Wegen‹ in den Sumpf ödester Kominformphrasen.«³¹

Damit hatten sich die Wege der Sozialdemokratie und Kramers endgültig getrennt. Da die Kommunisten ihn weiterhin misstrauisch betrachteten und auch rapid an politischem Einfluss verloren, war Kramers weiterer politischer Weg mehr oder weniger von politischer Isolation geprägt. Er starb am 15. Juni 1969 in Esserines sur Rolle im Kanton Waadt.

Die »Volksstimme« ihrerseits, um zum Anfang zurückzukehren, wurde in den 70er-Jahren zur »Ostschweizer AZ« (AZ steht für Arbeiter-Zeitung), verlor aber wie andere Parteizeitungen sukzessive an Leserinnen und Leser und wurde im Jahre 1995 eingestellt.

Anschrift des Verfassers:

André Gunz, Bruggereggestr. 16, CH-9100 Herisau, irene.reifler@bluewin.ch

ANMERKUNGEN

1 Dr. Hugo Kramer (1890 Hohengeren/Württemberg – 1969 Esserines sur Rolle), erwarb sich an der Universität Tübingen den Titel eines Doktors der Nationalökonomie. 1911 zog er nach Zürich und wurde 1921 Bürger dieser Stadt. 1916 begegnete Kramer erstmals Leonhard Ragaz und seiner religiös-sozialen Bewegung, der er seither nahe stand. In Zürich war er für eine demokratische Zeitung und den »Grütliauer« tätig, ehe er 1926 an die »Volksstimme« gewählt wurde. Der Werdegang Kramers und die Grundzüge seines Denkens sind dargestellt in: SPIELER, Willy: Zeichen der Zeit. Zum 20. Todestag von Hugo Kramer, in: Neue Wege, Beiträge zu Christentum und Sozialismus, Zürich 1989, 83. Jg., Nr. 6, S. 190 ff.

2 Franz Schmidt (1902 Basel – 1947 St. Gallen), ausgebildeter Agraringenieur, wurde 1930 als Redaktor an die »Volksstimme« gewählt. Schmidt entfaltete neben seiner Redaktionsarbeit eine vielfältige politische Tätigkeit mit den Schwerpunkten Genossenschaftswesen und Erwachsenenbildung. Er verstand sich ausdrücklich als religiöser Sozialist, obwohl er keiner Kirche angehörte. (Siehe Nachruf in der »Volksstimme« vom 24. März 1947, verfasst von Hugo Kramer).

3 Dr. Paul Steiner (1904 Dällikon ZH – 1979 St. Gallen) trat nach seinem Jurisprudenz-Studium ins Advokaturbüro des bekannten SP-Politikers Johannes Huber ein. Anfangs der 40er-Jahre eröffnete er in St. Gallen ein eigenes Anwaltsbüro. Steiner übte für die St. Galler Sozialdemokraten zahlreiche Ämter aus, unter anderem gehörte er von 1948 bis 1976 dem Grossen Rat und von 1935 bis 1976 dem Hochschulrat an. Biografische Angaben in: Gallusstadt 1980, Jahrbuch der Stadt St. Gallen, St. Gallen 1980, S. 227 f.

4 Wie gross die Gefahr eines Überfalls durch Nazi-Deutschland tatsächlich war, wird nach wie vor kontrovers diskutiert. Bekanntlich liess Hitler in dieser Zeit vom Generalstab Pläne zu einem Einmarsch in der Schweiz ausarbeiten (»Operation Tannenbaum«), doch wird von anderer Seite die Ernsthaftigkeit dieser Absichten mit dem Argument bezweifelt, die Schweiz habe als offiziell »neutrales« Land, das aber auf Grund der aussenpolitischen Lage zu einer gewissen Anpassung gezwungen war, dem »Dritten Reich« mehr Nutzen gebracht. Die grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer war aufgrund feh-

lender Informationen allerdings ohnehin nicht in der Lage, eine solche Abwägung vorzunehmen; zudem bestand der begründete Verdacht, dass die Politik Hitlers nicht immer auf rationalen Überlegungen fuusste.

5 Leonhard Ragaz (1868 Tamins GR – 1945 Zürich), reformierter Pfarrer, unterstützte 1903 bei einem Maurerstreik in Basel die Streikenden. Ab 1906 gab er die Zeitschrift »Neue Wege« heraus, in der er einen religiösen Sozialismus propagierte und gegen den militaristischen Geist der Zeit kämpfte. Während des Zweiten Weltkriegs revidierte er seinen Pazifismus, indem er meinte, gegen den Nationalsozialismus dürfe es keine Kompromissbereitschaft geben. Zu Leben und Werk siehe: MATTMÜLLER, Markus: Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus, 2 Bde., Zürich 1957/68.

6 Gemeint ist der katholisch-konservative Giuseppe Motta (1871–1940), der von 1920 bis zu seinem Tod die Schweizer Aussenpolitik leitete und dem Sympathien für den Faschismus nachgesagt wurden. Eine differenzierte Würdigung seiner Politik findet sich in: ALTERMATT, Urs (Hg.): Die Schweizer Bundesräte. Ein biographisches Lexikon, Zürich und München 1991, S. 306–311.

7 Volksstimme vom 3. April 1940.

8 Religiös-soziale Zeitschrift, die bis zu seiner Anstellung bei der »Volksstimme« übrigens von Franz Schmidt redigiert worden war.

9 Max Gerber (1887 Bern – 1949 Zürich), reformierter Pfarrer, führende Persönlichkeit der religiös-sozialen Bewegung, setzte sich vor allem für das Genossenschaftswesen ein. 1921–1949 Redaktor der sozialistischen Zeitschrift »Der Aufbau«. (Biografische Angaben in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 5, Basel 2006, S. 296).

10 KREIS, Georg: Zensur und Selbstzensur – Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg«, Frauenfeld und Stuttgart 1973, S. 424. Kreis widerspricht dabei einer Behauptung, die in der Dissertation von Erland Herkenrath vertreten wird (HERKENRATH, Erland: Die Freiheit des Wortes. Auseinandersetzungen zwischen Vertretern des schweizerischen Protestantismus und den Zensurbehörden während des zweiten Weltkriegs, Zürich 1972).

11 KREIS (wie Anm. 10) S. 112.

12 »An die Genossen und Freunde!«, Papier von Hugo Kramer vom 24. April 1940, StadtA St. Gallen.

Alle nachfolgend zitierten Dokumente werden dort verwahrt.

13 Paul Steiner an Hugo Kramer, 9. April 1940.

14 Hugo Kramer an Paul Steiner, 10. April 1940.

15 Léon Nicole (1887 Montcherand VD – 1965 Genf), charismatischer Linkssozialist, kompromissloser Gegner einer Reformpolitik, 1939 aus der Sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen, später Mitgründer der kommunistischen Partei der Arbeit (PdA), aus der er 1952 austrat. 1955 Rückzug aus der Politik. Biografische Angaben in: Schweizer Lexikon, Bd. 4, Luzern 1992, S. 790 f.

16 Schweizerdeutscher Ausdruck für Angehörige einer religiösen Sekte.

17 Johannes Huber (1879 Töss – 1948 St. Gallen), Rechtsanwalt in Rorschach, später in St. Gallen, 1905 Mitgründer und erster Präsident der SP des Kantons St. Gallen, 1919–1947 Nationalrat. Er war bei der Diskussion über die Ausgestaltung der Pressezensur eine der zentralen Figuren im Parlament, im Frühjahr 1940 war er wesentlich dafür mitverantwortlich, dass die Zensur – gegen den Widerstand von Bundesrat und Armeespitze – reformiert wurde. Später wurde er Präsident der sog. »Vollmachtenkommission«, welche die Anwendung der kriegsbedingt erteilten Sondervollmachten durch den Bundesrat überwachte. Wegen seines Einflusses galt Huber in der Zeit des Zweiten Weltkriegs als »achter Bundesrat«. (Biografische Angaben in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6, Basel 2007, S. 506).

18 Schreiben Johannes Huber an Franz Schmidt vom 29. April 1940.

19 Brief von Schmidt an Graf, Huber, Metzger und Steiner vom 30. April 1940.

20 Brief von Schmidt an Steiner vom 25. Juni 1940.

21 LÖTSCHER, Walter: Die ostschweizerische Arbeiterpresse im Kampf um Recht und Gerechtigkeit, in: 50 Jahre Volksstimme. Zur Geschichte der ostschweizerischen Arbeiterbewegung und Arbeiterpresse, St. Gallen 1954, S. 53.

22 Schreiben Schmidt an Kramer vom 30. März 1945.

23 Walter Bringolf (1895–1981), Gründungsmitglied der Kommunistischen Partei der Schweiz, ab 1935 in der Sozialdemokratischen Partei, die er 1952 bis 1962 präsidierte. Schaffhauser Stadtpräsident 1932 bis 1968. Gehörte zu den einflussreichsten Persönlichkeiten in der SPS. (Biografische Angaben in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 2, Basel 2003, S. 702 f.).

24 Schreiben Schmidt an Kramer vom 30. März 1945.

25 Schreiben Kramer an Schmidt vom 2. April 1945.

26 Siehe Anmerkung 22.

27 »Hugo Kramer, der für die organisatorischen Aufgaben nie grosses Verständnis besass, sich aber umso eifriger im Reich der Theorien tummelte...« (Aus: Parteikorrespondenz der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz vom 31.5.1951).

28 SPIELER (wie Anm. 1) S. 190.

29 Theo Pinkus (1909–1991), Buchhändler in Zürich, politischer Aktivist im linkssozialistisch-kommunistischen Umfeld. Sein Leben ist dargestellt in: LÜSCHER, Rudolf M. und SCHWEIZER, Werner: Amalie und Theo Pinkus-De Sassi – Leben im Widerspruch, Zürich 1987.

30 »Das hat mich schon betroffen gemacht: Hugo Kramer, der Nicht-Marxist, der vom religiösen Sozialismus her kommt, der hatte eine klarere, vernünftiger – Marxismus und Vernunft ist für mich identisch – Haltung eingenommen als der marxistisch geschulte Pinkus, der doch ganz in falscher Loyalität – es gibt auch eine richtige – gegenüber allem, was in den sozialistischen Ländern aus historischen und anderen Gründen passierte, völlig idealistische Positionen eingenommen hat«. Zitiert aus: LÜSCHER und SCHWEIZER (wie Anm. 29) S. 282.

31 Parteikorrespondenz der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz vom 31.5.1951 (Autor: Fritz Escher).

Michael Dienst, Irene Strang

DIE DYNAMIK DER STRANDRASEN AM THURGAUER BODENSEEUFER SEIT 1990

Dargestellt anhand von Mikrokartierungen

Die Bodensee-Strandrasen mit der endemischen Strandschmielen-Gesellschaft (*Deschampsietum rhenanae*) sind im letzten Jahrhundert durch Eutrophierung, Uferverbau und Nutzungsintensivierung stark zurückgegangen (DIENST et al. 2004, DIENST & STRANG 1999, LANG 1967, THOMAS et al. 1987). Erfreulicherweise haben sie sich in den letzten zwei Jahrzehnten relativ gut regeneriert. Die Vorkommen der drei Charakterarten Bodensee-Vergissmeinnicht (*Myosotis rehsteineri*), Strandling (*Littorella uniflora*) und Ufer-Hahnenfuß (*Ranunculus reptans*) sind häufiger und größer geworden. Die Bestände der derzeit am stärksten gefährdeten Strand-Schmiele (*Deschampsia littoralis*) haben im gleichen Zeitraum unter den besonderen Wasserstandsextremen zeit- und stellenweise abgenommen; im Ganzen sind sie aber etwa gleich groß geblieben. Die insgesamt positive Entwicklung der Strandrasen wird dadurch relativiert, dass es am bayerischen Ufer starke Schäden durch Treibholzanschwemmungen gibt, deren negative Auswirkungen auf die Strandrasen eventuell durch die besonders niedrigen Wasserstände verstärkt wurden (PEINTINGER et al. eingereicht). Die sehr niedrigen Wasserstände seit 2003, die auch als Folge des Klimawandels gewertet werden können, haben sich bereits auf die Ufervegetation insgesamt und besonders auf die Strandschmielen-Gesellschaft deutlich ausgewirkt.

Die Strandrasen werden seit den 1980er Jahren zwar intensiv untersucht, Veröffentlichungen dazu beziehen sich aber meist auf Wuchsort-Kartierungen und Bestandserschätzungen (DIENST et al. 2004, KNAPP 2000, PEINTINGER et al. eingereicht) oder die Auswertung von Vegetationsaufnahmen und Transekt-Monitoring (BRACKEL 2001, DIENST & STRANG 1999, GRABHER et al. 2006, PEINTINGER 1995, PEINTINGER et al. 1997, STRANG & DIENST 2004). Eine besondere Form des Bestandsmonitorings ist die Mikrokartierung von ca. 15 bis 30 m breiten Uferabschnitten. Diese Methode wird seit 1990 am Thurgauer Bodenseeufer durchgeführt. Im Folgenden werden Methode, Kartierbeispiele und eine Gesamtauswertung dieser Mikrokartierungen zum ersten

Mal ausführlicher dargestellt und die Perspektiven zu den Erhaltungschancen der Strandrasen erläutert.

WASSERSTANDSDYNAMIK

Als typische Vegetation der Überschwemmungszone ist die Strandschmielen-Gesellschaft stark abhängig von den Wasserstandsverhältnissen. Sie besiedelt hauptsächlich den Bereich von knapp unterhalb der Mittelwasserlinie bis 40 cm oberhalb davon. Der Bodensee-Wasserstand zeigt die typische jährliche Ganglinie eines nicht geregelten Voralpensees. Charakteristisch ist der starke Anstieg zwischen März und Juni, der in erster Linie durch Schmelzwasserzufluss bewirkt wird, aber auch von den Niederschlagssummen im Einzugsgebiet abhängt. Im Laufe der letzten 100 Jahre ist der Pegel – besonders des Obersees – im Jahresmittel um 23 cm gesunken (DIENST 1994, JÖHNK et al. 2004, LUFT & VIESER 1990). Die Absenkung ist mit 43 cm besonders stark in den Sommermonaten; im Winter sind es nur 6 cm (Tabelle 1). Mit zunehmend milderem Wintern, geringeren Niederschlägen im Sommer und einer gleichzeitig höheren Verdunstung wird sich diese Tendenz mit anhaltendem Klimawandel wahrscheinlich beschleunigen (OSTENDORP & JÖHNK 2003, OSTENDORP et al. 2007); die Jahre 2003 bis 2007 sind hierfür ein Vorgeschmack. Abbildung 1

Tab. 1: Veränderung des Konstanzener Pegels im Zeitraum 1908 bis 2007.

Jahresmittel	– 23 cm
Sommer (VI–VIII)	– 46 cm
Winter (XII–II)	– 6 cm
Jahresamplitude	– 38 cm

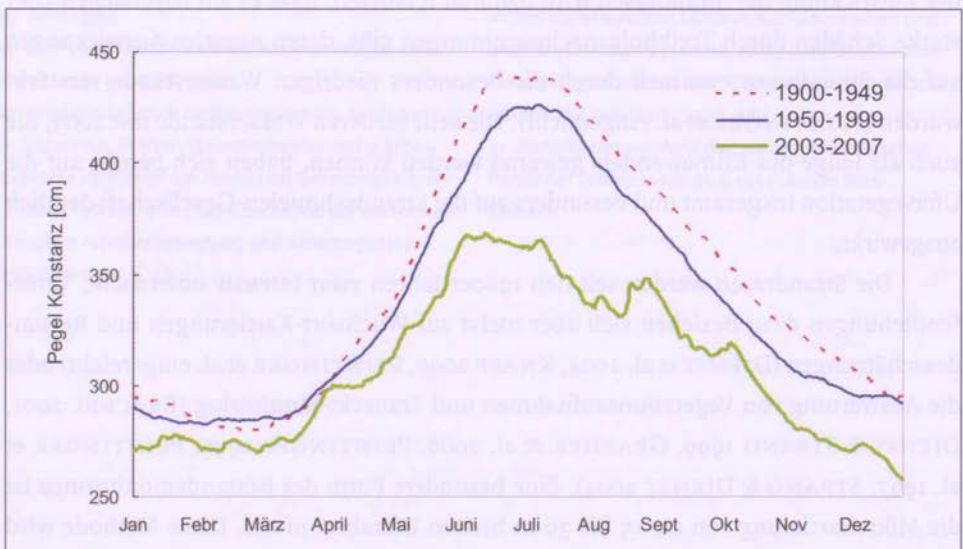


Abb. 1: Mittlere Wasserstandsganglinien über die Zeiträume 1900–1949, 1950–1999 und 2003–2007; Datenquelle LUBW.



Abb. 2: Anzahl der Tage in den Jahren 1983 bis 2007, an denen der Pegel Konstanz (PK) über dem langjährigen mittleren Mittelwasser (337 cm PK für den Zeitraum 1951–2000) lag.

zeigt die bereits deutlichen Unterschiede innerhalb der letzten 100 Jahre und ganz besonders die geringen Wasserstände der letzten 5 Jahre (2003–2007). Für die Ufervegetation sind vor allem die Unterschiede der jährlichen Höchst- und Niedrigwasserstände von Bedeutung. Diese Amplitude ist in den letzten 100 Jahren um 38 cm gesunken. Im Schnitt betrug sie im 20. Jahrhundert 199 cm.

Im Untersuchungszeitraum kam es zu auffälligen Wasserstandsvariationen. Von 1989 bis 2002 gab es zwei Perioden von jeweils drei Jahren mit relativ geringen oder kurzen Überschwemmungen (Niedrigwasserjahre) und vier Jahre mit normalen oder höheren Überschwemmungen (Hochwasserjahre). Danach folgte eine (bisher) fünf Jahre lang andauernde Niedrigwasserphase. In Abbildung 2 wird dies verdeutlicht; dort werden nicht die Höchstwasserstände, sondern die Zahl der Überschwemmungstage über dem langjährigen Jahresmittel dargestellt, was für die Dynamik der Strandrasen sehr wahrscheinlich entscheidend ist.

METHODE

Vor 1990 existierten nur grobe Angaben über die Strandrasen am Schweizer Ufer. Es war deshalb sinnvoll, eine möglichst exakte Kartierung der wichtigsten Bestände durchzuführen, um auf Dauer eine gute Dokumentation der Bestandsdynamik zu erhalten. So wurden im Jahre 1990 von WEBER et al. (1991) an 31 Uferabschnitten zwischen Mammern und Uttwil Mikrokartierungen im Maßstab 1:100 durchgeführt. 1994 bzw. 1995 wurden fünf dieser Wuchsorte von MEYER (1996) nochmals erhoben. 1997 und 1999 bis 2007 kartierten die Autoren jeweils drei bis sieben Flächen zum wiederholten Male. Derzeit werden in einem etwa dreijährigen Rhythmus insgesamt 14 Flächen von den Autoren im Auftrag des Kantons Thurgau nach dieser Methode erhoben.

Neben den Strandrasenarten werden auch die wichtigsten Begleit- bzw. Konkurrenzarten kartiert:

Strandrasenarten

<i>Deschampsia littoralis</i>	Strand-Schmiele
<i>Eleocharis acicularis</i>	Nadelbinse
<i>Littorella uniflora</i>	Strandling
<i>Myosotis rehsteineri</i>	Bodensee-Vergissmeinnicht
<i>Ranunculus reptans</i>	Ufer-Hahnenfuss

Begleitarten

<i>Agrostis stolonifera</i>	Ausläufer-Straußgras
<i>Allium schoenoprasum</i>	Schnittlauch
<i>Carex spec.</i>	Seggen-Arten, (am Obersee meist <i>Carex acuta</i> , am Untersee häufiger <i>C. elata</i> , ferner auch <i>C. viridula</i> , seltener <i>C. panicea</i>)
<i>Phalaris arundinacea</i>	Rohrglanzgras
<i>Phragmites australis</i>	Schilf
<i>Salix spec.</i>	Weiden-Arten, (meist <i>Salix alba</i> , teilweise <i>S. purpurea</i> , seltener <i>S. cinerea</i> oder <i>S. triandra</i> bzw. deren Bastarde)
<i>Samolus valerandi</i>	Salzbunge (Vorkommen seit 2006)

Auf die häufig vorkommenden *Juncus*-Arten (meist *J. alpinoarticulatus*, seltener *J. articulatus*) wird verzichtet, da sie meist nur in vielen Einzelexemplaren vorkommen und ihre Kartierung vergleichsweise aufwändig ist.

Die Kartierung im Maßstab 1:100 wird wie folgt durchgeführt: Die Erhebungsflächen werden im 2 m Raster mit Schnüren bespannt. Die hierbei entstehenden 2 x 2 m großen Quadrate werden bei der Aufnahme zusätzlich mit zwei Zollstöcken in vier einzelne Quadratmeterflächen unterteilt (vgl. Abbildung 4). Die Eckpunkte werden mit Holzpfosten auf Dauer markiert und die Abstände zu markanten Geländepunkten vermessen.

Bei den Strandrasenarten werden farbige Umrisszeichnungen, bei den Konkurrenzarten Flächenschraffuren verwendet. Bis 1997 fand die Reinzeichnung von Hand statt. Das Umzeichnen der Feldkarte wurde 1999 auf ein Geographisches Informationssystem (GIS) umgestellt. Die eingescannten Feldkarten werden im GIS-Programm ArcView digitalisiert, so dass eine quantitative Auswertung möglich ist. Die Weiden und die Salzbunge werden nur als Punkte eingegeben. Bei diesen Arten ist eine Flächenverschneidung aus GIS-technischen Gründen nicht möglich.

Um eine nach Höhen bezogene Auswertung ausführen zu können, wurden die Höhenlinien in 20-cm-Schritten im Gelände ausgemessen und ebenfalls digitalisiert. Dadurch können die Bestandsdaten nach 3 bis 4 Höhenstufen getrennt ausgewertet werden (hier: <340, 340–360, 360–380, >380 cm PK).

Tab. 2: Liste der seit 1990 mindestens zweimal kartierten Strandrasen mit Angabe der Erfassungsjahre. Für die Gesamtauswertung (siehe unten) wurden die Erhebungen A (1990), B (1994–1997), C (2000–2002) und D (2005–2007) verwendet.

Nr.	Ort	1990	1994	1995	1997	1999	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007
O 3	Bottighofen	A	B					C			x			D
O 4	Scherzingen/Strandbad	A		B				C			x			D
O 6	Östlich Münsterlingen	x				x			x					
O 7	Östlich Münsterlingen	A			B		C			x			D	
O 9	Landschlacht, Seedorf	x				x			x			x		
O 17	Landschlacht, Seewiesen	x				x			x			x		
O 21	Altnau, Seealpe	x				x			x			x		
O 23	Güttingen, Soor	x				x			x			x		
O 25	Güttingen, Soor	A			B		C			x			D	
O 29	Güttingen, Soor	x				x			x			x		
O 37	Gütting Ost	x	x											x
O 40	Güttingen, Moosburg	x				x				x			x	
U 5	Westlich Glarisegg	A	B					C			x			D
U 6	Mammern, Langhorn	A	B			x			C			D		
U 8	Mammern, Kuranlagen	x			x		x			x			x	



Abb. 3: Die beiden seltenen Charakterarten der Bodensee-Strandrasen: Während sich die Bestände des Bodensee-Vergissmeinnichts (links) in den letzten Jahren ausgedehnt und vergrößert haben, hatten die Vorkommen der pseudoviviparen Strand-Schmiele (rechts) Schwierigkeiten, mit den extremen Wasserstandsveränderungen Schritt zu halten.



Abb. 4: Der Strandrasen O7 bei Münsterlingen mit Aufnahmeraster bei der Mikrokartierung am 14. 09. 2006. Im Vordergrund: feiner Ufer-Hahnenfuß-Rasen mit Seggen-Horsten (*Carex viridula*, rechts). Im Hintergrund: Rohrglanzgras-Bestand; der Stein oben links befindet sich am Schnittpunkt 10/11-B/C (s. Abb. 5).

ERGEBNISSE

In Abbildung 5 bis Abbildung 9 werden die Vegetationskarten von drei besonders interessanten Strandrasen-Wuchsorten aus drei bzw. vier Jahren wiedergegeben. Sie werden im Folgenden erläutert. Die vollständigen Kartiererergebnisse und Flächenauswertungen sind in den jährlichen Berichten für das Amt für Raumplanung des Kantons Thurgau dargestellt.

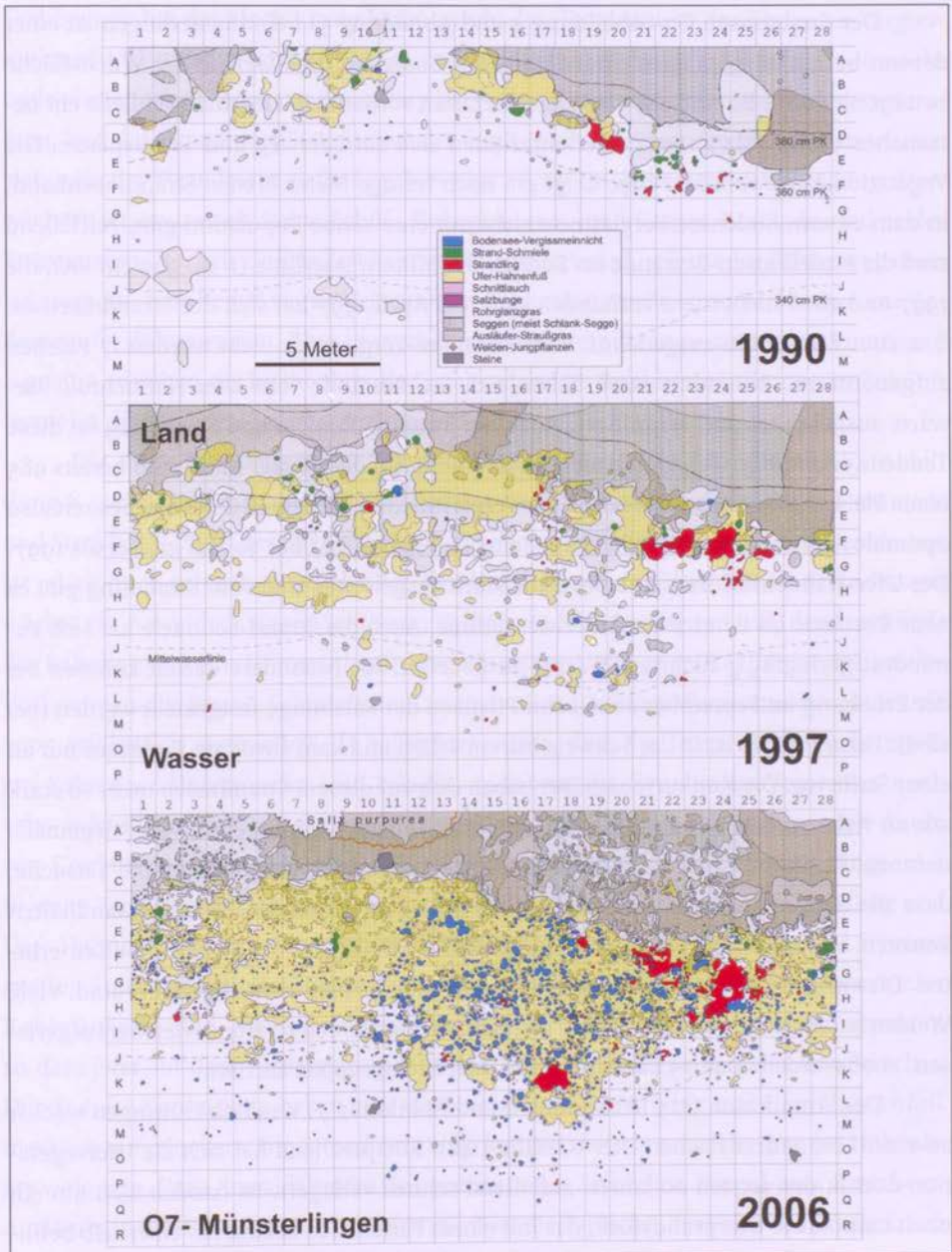


Abb. 5: Mikrokartierung im Strandrasen Nr. 07 bei Münsterlingen in den Jahren 1990, 1997 und 2006; 1-Meter-Raster.

In den folgenden Ausführungen beziehen sich die Höhenangaben immer auf den Pegel Konstanz (cm PK). Zum Vergleich: Der mittlere Mittelwasserstand über den Zeitraum 1951 bis 2000 liegt bei 337 cm [= 395,27 m ü. NN (D) bzw. 395,59 m ü. M (CH)] für den Obersee, also etwas oberhalb der seeseitigen Begrenzung der Strandrasen. Für den Untersee wird ebenfalls auf den Pegel Konstanz Bezug genommen, damit die Höhenangaben am Ober- und Untersee besser miteinander vergleichbar sind. Es ist allerdings zu beachten, dass der Untersee in Wirklichkeit 19 cm tiefer liegt.

Der Strandrasen O7 (Abbildung 4 und Abbildung 5) bei Münsterlingen ist einer der am besten ausgeprägten Strandrasen am Bodensee. Das Gefälle der Wuchsfläche beträgt hier 1:20. Es sind alle vier Charakterarten vorhanden. Oberhalb schließt ein naturnahes Ufergehölz an, anschließend finden sich ein Uferweg und Tennisplätze. Die Vegetationskarte vom Mai 1990 zeigt ein noch wenige Meter breites Strandrasenband, in dem es vom Bodensee-Vergissmeinnicht nur eine kleine Population gibt. Auffallend sind die Nadelbinsen-Bestände im Bereich der Mittelwasserlinie (= ca. 340 cm PK), die 1997 und 2006 nicht mehr vorhanden sind. Bis April 1997 hat sich der Strandrasen ca. 8 m zum Wasser hin ausgedehnt. Vom Bodensee-Vergissmeinnicht wurden 17 Flächen aufgenommen. Besonders stark haben sich die Bestände vom Ufer-Hahnenfuß seewärts ausgebreitet und vergrößert. Auch bei Strand-Schmiele und Strandling ist diese Tendenz erkennbar, wenn auch nicht so deutlich. Auf der 2006er Karte sind bereits 985 blaue Flecken erkennbar; das Bodensee-Vergissmeinnicht hatte in der Zwischenzeit also optimale Ausbreitungsmöglichkeiten. Seine Population ist über 30 Mal größer als 1997. Der Ufer-Hahnenfuß hat seine Bestände stark ausgeweitet, und vom Strandling gibt es neue Bestände im Bereich der Mittelwasserlinie. Auch die Strand-Schmiele hat sich zumindest geringfügig Richtung Wasser ausgedehnt. Als besondere Rarität konnten bei der Erhebung im September 2006 zehn Pflanzen der Salzbunge festgestellt werden (bei 18-I). Diese Pflanze ist in der Schweiz extrem selten und kam zuvor am Bodensee nur an einer Stelle vor. Die Konkurrenzgräser haben sich auf diesem Strandrasen nicht so stark wie an vielen anderen Stellen ausgebreitet, zum Teil auch ein Ergebnis von Pflegemaßnahmen. Dennoch ist eine deutliche Zunahme erkennbar. Auffallend ist die Tatsache, dass die Seggen (hauptsächlich Schlank-Segge) dem Extremhochwasser standhalten konnten, während Rohrglanzgras und Ausläufer-Straußgras deutliche Einbußen erlitten. Dies zeigen die Ergebnisse von 2000 und 2003, die hier nicht abgebildet sind. Viele Weiden hatten sich 2003 über Samen angesiedelt. Sie wurden zu Hunderten herausgerissen. 2006 wurden noch 75 Einzelpflanzen oder Kleingruppen kartiert.

Der Strandrasen O25 (Abbildung 6 und Abbildung 7) westlich Güttingen wächst an einem besonders flachen Ufer (Gefälle 1:40). Entsprechend hat sich die Ufervegetation dort in den letzten 20 Jahren auffallend schnell verlagert. Es handelt sich um ein noch naturnahes Ufergrundstück, das mit einem Ferienhaus bebaut ist. Oberhalb befindet sich ein Auwaldstreifen mit Uferweg. Landeinwärts gibt es Wirtschaftsgrünland. Am Ufer schließen sich auf beiden Seiten Schilfröhrichte an. Im Mai 1990 wuchsen auf der

Mikrokartierungsfläche von den Strandrasenarten nur Nadelbinse und Ufer-Hahnenfuß. Bis 1997 hat sich die seeseitige Strandrasengrenze um etwa 14 m zum Wasser hin verlagert. Gleichzeitig haben sich Bodensee-Vergissmeinnicht und Strandling angesiedelt. Der Ufer-Hahnenfuß-Streifen ist jetzt 14 m breit (1990: 7 m) und es gibt nur noch wenig Nadelbinse. Seggen und Rohrglanzgras haben stark zugenommen. Bis April 2000 ist der Strandrasen durch das Extremhochwasser von 1999 ca. 3 m zurückgedrängt worden. Ufer-Hahnenfuß und Strandling gingen in Höhe von 330 ± 10 cm PK deutlich zurück. Den Seggen hat das Hochwasser kaum geschadet. Trotzdem ist das Bodensee-Vergissmeinnicht häufiger geworden. Seinen Bestand konnte es dann bis Oktober 2006 nochmals vervierfachen. Auch der Strandling hat von 2000 bis 2006 abermals stark zugenommen, und der Strandrasen hat sich wieder 6 m seewärts bewegt. Im oberen Bereich, wo sich 1990 der Strandrasen befand, gab es eine ca. 20 cm dicke Schlickauflandung. Dort wachsen jetzt nur noch dichte Schilf-, Rohrglanzgras- und Seggen-Bestände, und da der Zugang zum Ufer seit einiger Zeit kaum noch genutzt wird, wächst der Plattenweg oben langsam zu. Eine derart starke Vegetationsverlagerung wurde sonst nirgendwo am Bodenseeufer dokumentiert. Aber immerhin ist diese Veränderung – zumindest kurzfristig – positiv zu sehen. Es bleibt aber die Gefahr, dass die Konkurrenzpflanzen in Zukunft vermehrt die Strandrasenarten verdrängen.

Die dritte hier dargestellte Mikrokartierungsfläche, der Strandrasen U5 (Abbildung 8 und Abbildung 9), liegt am Untersee westlich Glarisegg (zwischen Mammern und Steckborn). Das Ufer ist hier vergleichsweise steil (Gefälle 1:14) und der Strandrasen ist relativ hoch gelegen, deutlich über der Mittelwasserlinie. Oberhalb des Strandrasens wächst ein Auwald an einem Steilhang, in dem ein Wanderweg verläuft; daran schließt die Bahnlinie an. Am Ufer wird gelegentlich gelagert und gegrillt. Hier ist das größte Vorkommen der Strand-Schmiele am Untersee. Das Bodensee-Vergissmeinnicht wurde 2005 erfolgreich angesiedelt, da befürchtet wurde, dass das letzte kleine Vorkommen am Schweizer Unterseeufer bald erlischt. 1990 war die Strandrasen-Vegetation noch sehr aufgelockert: Strand-Schmiele, Strandling und Ufer-Hahnenfuß wurden kaum von Konkurrenzpflanzen bedrängt. Bis Oktober 2001 gab es eine relativ geringe, 2–3 m weite Verlagerung Richtung See. Die ehemals lockeren Bestände von Strandling und Ufer-Hahnenfuß hatten sich zu einer dichten Vegetationsdecke entwickelt, und die einst großen Strand-Schmielen-Horste hatten sich aufgelockert. Von oben drangen vermehrt Rohrglanzgras und Ausläufer-Straußgras ein. Dies hat sich bis Juni 2007 verstärkt, so dass jetzt auf dem vorderen Strandwall ein dichter Rohrglanzgras-Bestand wächst. Durch diese Konkurrenz haben sich die Bestände von Strandling und Ufer-Hahnenfuß merklich aufgelockert. Die Strand-Schmiele konnte sich bis unter die 360 cm Höhenlinie verlagern. Vom Auwaldstreifen dringen vermehrt Sträucher, Pappel- und Kratzbeer-Ausläufer in den Strandrasen ein. Erstaunlich ist die Tatsache, dass sich der Schnittlauch trotz der eher trockenen Jahre im Vergleich zu 1990 nicht nur seewärts verlagert, sondern auch gleichzeitig weiter oben zugenommen hat.

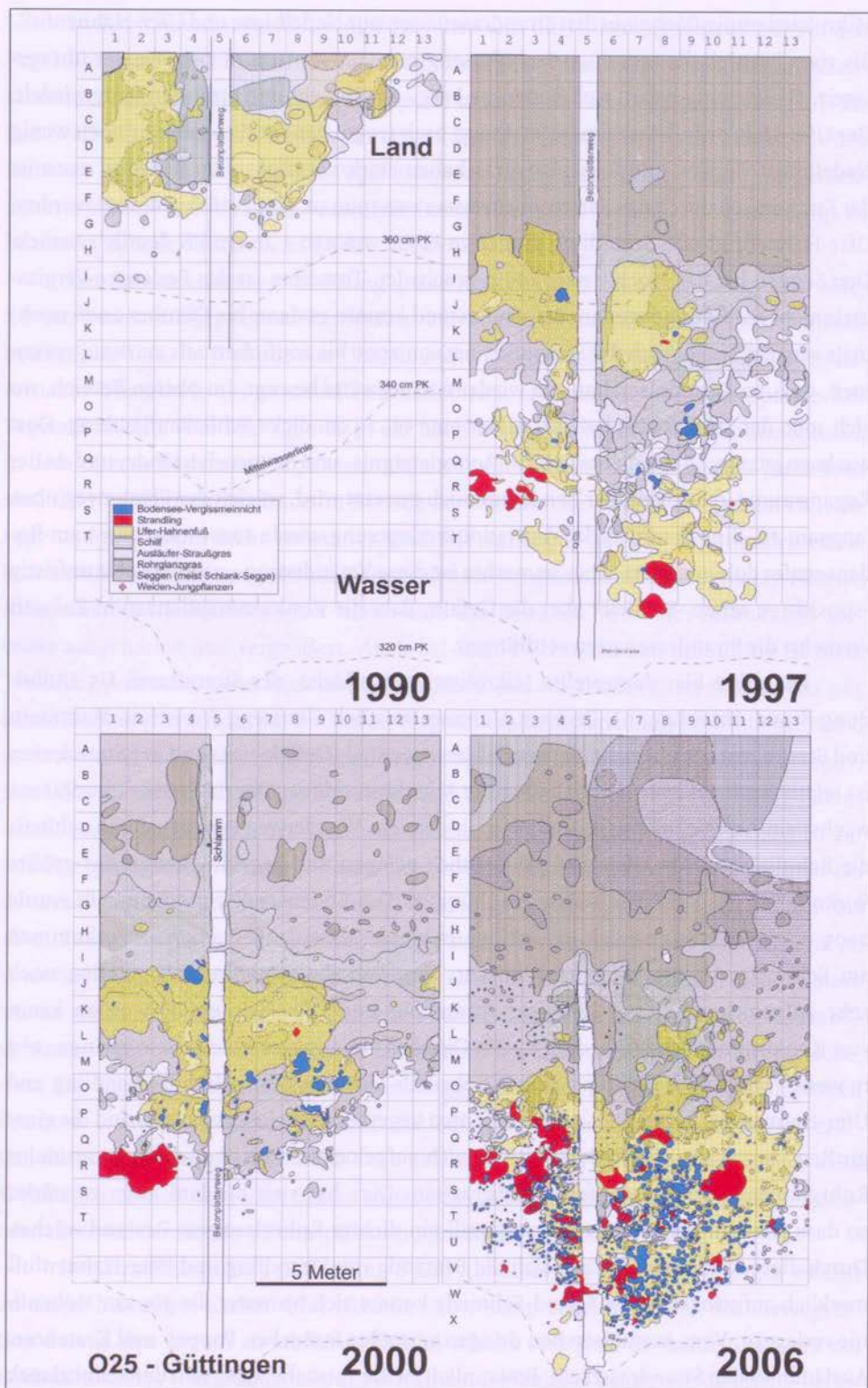


Abb. 6: Mikrokartierung im Strandrasen Nr. O25 bei Göttingen in den Jahren 1990, 1997, 2000 und 2006; 1-Meter-Raster.



Abb. 7: Strandrasen O25 westlich Güttingen am 28.04.2004. Das Bodensee-Vergissmeinnicht hat sich hier erst seit 1990 wieder angesiedelt. Das extrem flache Ufer ermöglichte eine über 15 m weite Ausbreitung der Vegetationsdecke Richtung See.

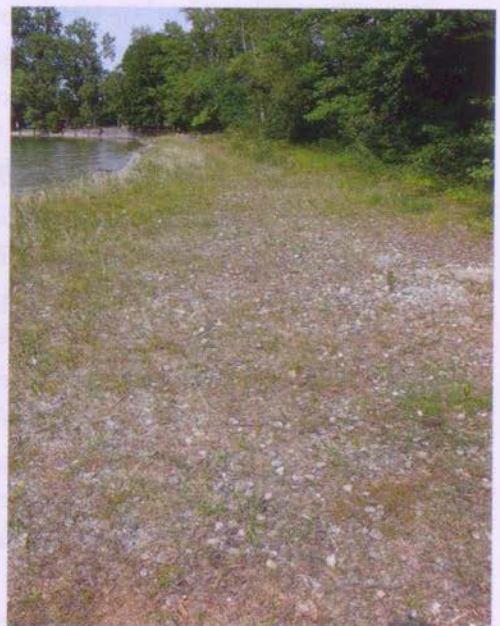


Abb. 8: Fotovergleich des Strandrasens U5 westlich Glarisegg; links: 23.04.1998; rechts 13.06.2007. Vor neun Jahren gab es noch markante Strand-Schmielen-Horste; 2007 fallen die großen Rohrglanzgras-Bestände im seenahen Bereich auf.

GESAMTAUSWERTUNG

Im Folgenden werden jeweils vier Zeitabschnitte miteinander verglichen: 1990, 1994–1997, 2000–2002 und 2005–2007 (vgl. Tabelle 2). Dieser Vergleich ist deshalb interessant, da in diesen Zeitabschnitten die Rahmenbedingungen sehr unterschiedlich waren. 1989 bis 1991 waren Niedrigwasserjahre, 1999 gab es ein Extremhochwasser und seit 2003 lagen die Pegelwerte besonders tief (s. Abbildung 2). Es kommen sechs Mikrokartierungsflächen zur Auswertung (s. Tabelle 2). Nur für diese Flächen gibt es in jedem der 4 Zeitabschnitte auch Erhebungen. Dabei werden vier Höhenstufen berücksichtigt und die Abundanzen der einzelnen Arten darin werden in fünf Häufigkeitsstufen angegeben: 1 = sehr selten, 2 = wenig, 3 = mäßig, 4 = häufig, 5 = sehr häufig; in Grenzfällen werden Zwischenstufen verwendet (z. B. 2,5) (Abbildung 10). Die Strandrasenarten sind nicht in allen Flächen vertreten, so dass für deren Auswertung nicht alle sieben Flächen berücksichtigt sind. Anzahl der berücksichtigten Fälle: Bodensee-Vergissmeinnicht: $n = 2$, Strand-Schmiele: $n = 3$, Strandling: $n = 4$, Ufer-Hahnenfuß: $n = 5$.

Rohrglanzgras und Ausläufer-Straußgras wurden zusammen ausgewertet, da sie sich sehr ähnlich verhalten.

Beim Bodensee-Vergissmeinnicht ist auffallend, dass es oberhalb 380 cm PK nie vorkommt, und dass es 1990 am Thurgauer Ufer noch sehr selten war. Bis 1994–1997 hat es stark zugenommen. Das Hochwasserjahr 1999 hatte insgesamt kaum negative Auswirkungen, und von 2000–2002 bis 2005–2007 hat sich die Art deutlich seewärts verlagert, so dass dann die meisten Pflanzen unterhalb der Mittelwasserlinie vorkamen.

Die Strand-Schmiele wächst eine Höhenstufe oberhalb der Vorkommen vom Bodensee-Vergissmeinnicht; sie fehlt also unterhalb der Mittelwasserlinie. In den 1990er Jahren gab es eine geringe Zunahme, seither haben sich die Bestände kaum vermehrt, aber etwas nach unten verlagert. Das Extremhochwasser scheint wenig geschadet zu haben.

Strandling und Ufer-Hahnenfuß kommen in allen Höhenstufen vor. Bei Beiden gab es nach 1990 eine deutliche Zunahme sowie eine seewärts gerichtete Verlagerung, so dass sie in den jüngsten Jahren bevorzugt im Bereich um die Mittelwasserlinie (320–360 cm PK) vorkommen. Im Gegensatz zum Strandling gingen beim Ufer-Hahnenfuß nach dem 1999er Hochwasser die tief liegenden Bestände deutlich zurück, haben sich aber nach sechs bis acht Jahren wieder erholt.

Mit den Strandrasenarten haben auch Rohrglanzgras und Ausläufer-Straußgras nach der Niedrigwasserphase 1989–1991 deutlich zugenommen – besonders in den unteren Höhenstufen. Bis 2002 fand jedoch eine Dezimierung der Bestände in den drei unteren Höhenstufen (bis 380 cm PK) statt, was auf das Hochwasser von 1999 zurückzuführen ist.

Besonders stark waren Zunahme und seewärtige Verlagerung bei den Seggen-Arten. Auffallend ist hierbei, dass sie durch das Hochwasser von 1999 nur unterhalb der Mittelwasserlinie vorübergehend abnahmen.

ZUSAMMENFASSUNG UND PERSPEKTIVE

In den letzten 20 Jahren gab es am Bodensee starke Wasserstandsextreme. Niedrig- und Hochwasserphasen haben sich fast regelmäßig abgewechselt. Das Hochwasser von 1999 war aber besonders außergewöhnlich, was die Höhe und den frühen Eintritt betrifft; auffällig niedrigere Wasserstände zeigten die Jahre 2003 und 2005–2007. Die Mikrokartierungen am Thurgauer Ufer können die kleinräumige Dynamik der Strandschmielen-Gesellschaft gut wiedergeben. In der ersten Niedrigwasserphase 1989–1991 hat sich die Strandrasenvegetation insgesamt deutlich seewärts verlagert. Die Charakterarten Bodensee-Vergissmeinnicht, Strandling und Ufer-Hahnenfuß haben klar zugenommen. Gleichzeitig haben sich aber auch die Konkurrenzarten vermehrt und nach unten ausgedehnt. Bei der Strand-Schmiele kam es nur zu einer geringen Verlagerung Richtung Wasser und gleichzeitig zu starken Verlusten in den höheren Uferbereichen; die Art ist also gewissermaßen auf der Strecke geblieben. Trotz der deutlichen Zunahme von drei der vier Strandrasenarten sind sie auch in Zukunft besonders gefährdet. Grund hierfür ist die Tendenz, dass die jährlichen Wasserstandsunterschiede immer geringer werden. Besonders in den Sommermonaten haben die Wasserstände in den letzten Jahren – vermutlich bedingt durch den Klimawandel – deutlich abgenommen; in milder werdenden Wintern könnten sie eher zunehmen. Dadurch würde das sowieso schon schmale Strandrasenband weiter eingeengt und die Gefahr von Rückgängen größer werden (OSTENDORP et al. 2007, PEINTINGER et al. eingereicht). Zur Sicherheit hat vor einigen Jahren der Botanische Garten der Universität Konstanz eine Erhaltungskultur aufgebaut. Neben den aktuell am Bodensee noch vorkommenden Strandrasenarten wird auch die am Bodensee verschollene Riednelke (*Armeria purpurea*) nachgezogen (DIENST & STRANG 2002, SCHMITZ et al. 2006).

Ein besonderes Augenmerk sollte jedoch auch in Zukunft auf die kleinräumigen und kurzzeitigen Veränderungen der seltenen Pflanzenarten und derer Konkurrenzvegetation am natürlichen Wuchsort gelegt werden, um drohenden Rückgängen – falls möglich – rechtzeitig begegnen zu können. Hierfür können die geplanten Managementpläne für Baden-Württemberg, Bayern und Österreich im Rahmen des Natura-2000-Konzepts der EU eine Stütze sein. Jedoch sollten zukünftig regelmäßige Kontrollen, Monitoring, Pflege- und Schutzmaßnahmen, wie sie in der Schweiz bereits durchgeführt werden, auch in der Europäischen Union realisiert werden.

Anschrift der Verfasser:

Michael Dienst und Irene Strang, Arbeitsgruppe Bodenseeufer (AGBU) e.V., Heroséstr. 18,
D-78467 Konstanz, info@bodensee-ufer.de

Informationen zum Thema Strandrasen unter www.bodensee-ufer.de

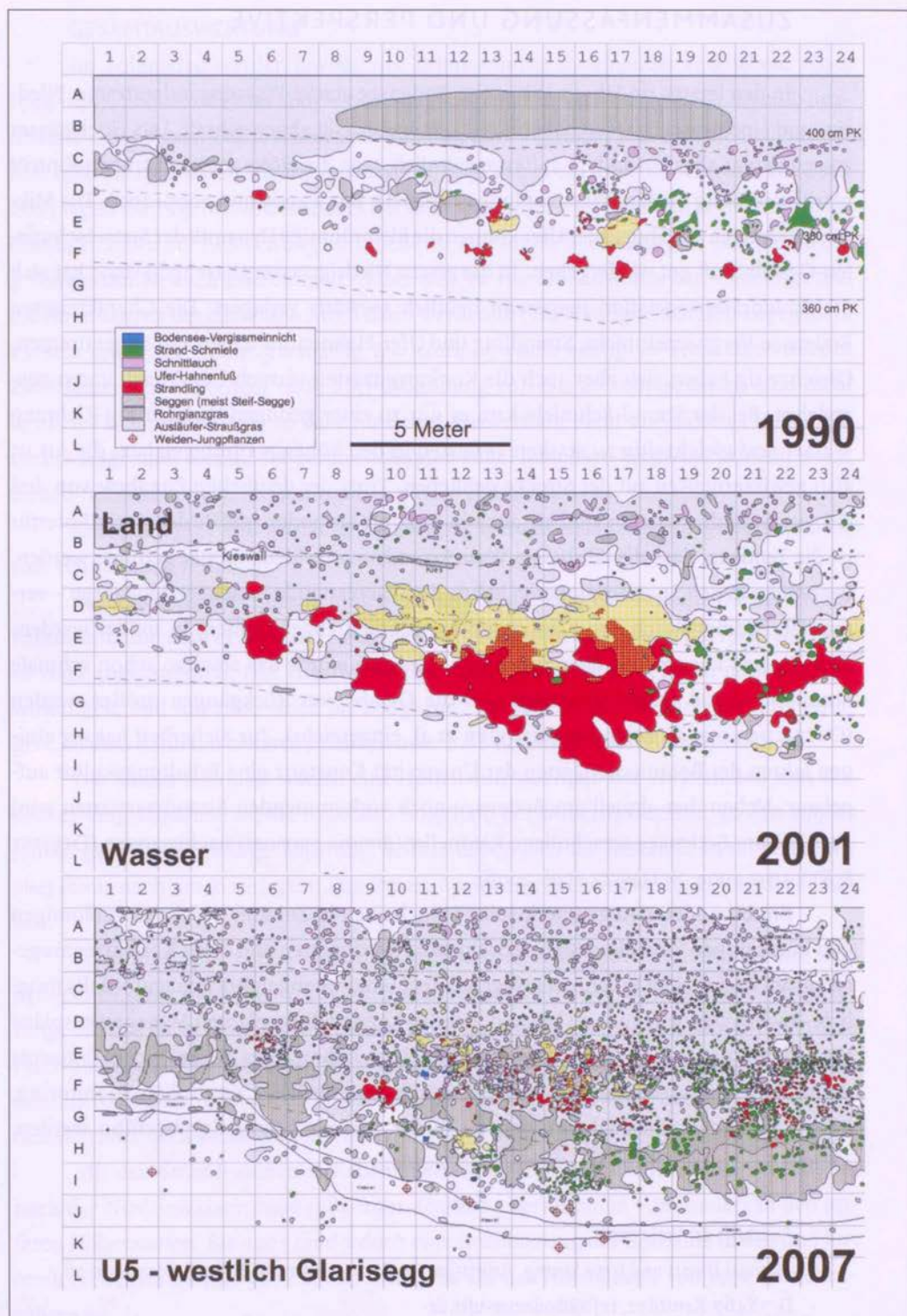


Abb. g: Mikrokartierung im Strandrasen Nr. U5 westlich Glarisegg in den Jahren 1990, 2001 und 2007; 1-Meter-Raster.

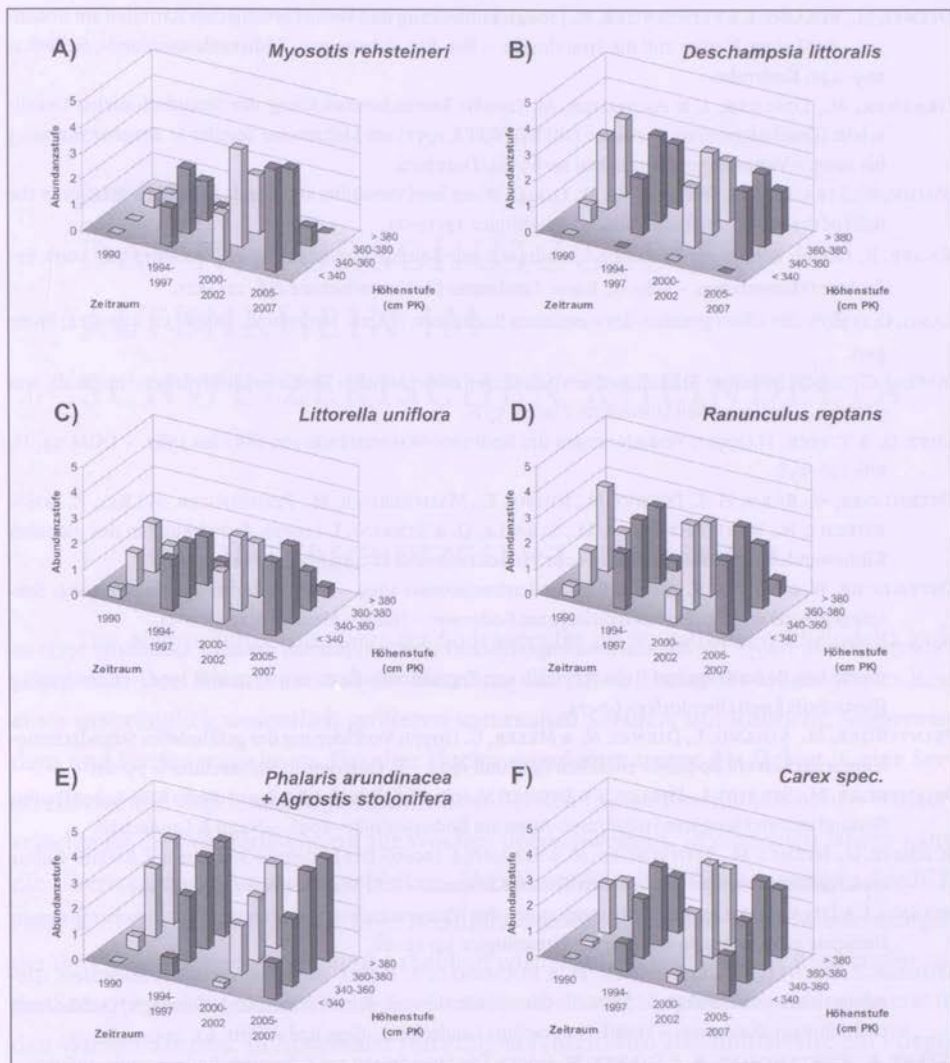


Abb. 10: Ergebnis von sieben Mikrokartierungen in vier Jahreszeiträumen und vier Höhenstufen. Angabe in Abundanzstufen: 1 = sehr selten, 2 = wenig, 3 = mäßig, 4 = häufig und 5 = sehr häufig vorkommend. A) Bodensee-Vergissmeinnicht, B) Strand-Schmiele, C) Strandling, D) Ufer-Hahnenfuß, E) Rohrglanzgras und Ausläufer-Straußgras, F) Seggen (meist Schlank-Segge).

LITERATUR

- BRACKEL V., W. (2001): Das Bodensee-Vergissmeinnicht (*Myosotis rehsteineri*) am bayerischen Bodenseeufer. Beobachtungen an den Strandrasen 1995 bis 2001. – Jb. Ver. Schutz Bergwelt 66: 109–125.
- DIENST, M. (1994): Die Wasserstände des Bodensee-Obersees von 1893 bis 1992. – Schr VG Bodensee 112: 147–162.
- DIENST, M. & STRANG, I. (1999): Zum Zustand des *Deschampsietum rhenanae* am Bodensee. – Mitt. Bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz N.F. 17 (2): 389–402.
- DIENST, M. & STRANG, I. (2002): Endemische Strandrasenarten des Bodensees: *Deschampsia rhenana*, *Myosotis rehsteineri* und *Armeria purpurea* – Untersuchungen, Pflege- und Schutzmaßnahmen. – Schriftenreihe für Vegetationskunde 36: 85–91.

- DIENST, M., STRANG, I. & PEINTINGER, M. (2004): Entdeckung und Verlust botanischer Raritäten am Bodensee – das Leiner-Herbar und die Strandrasen. – Ber. Bot. Arbeitsgem. Südwestdeutschlands, Beiheft 1: 209–230; Karlsruhe.
- GRABHER, M., LOACKER, I. & ASCHAUER, M. (2006): Bestandsentwicklung der Strandschmielen-Gesellschaft (*Deschampsietum rhenanae* OBERDORFER 1957) am Mehrerauer Seeufer in Bregenz von 2003 bis 2005. – Vorarlberger Naturschau 19: 65–84; Dornbirn.
- JÖHNK, K., STRAILE, D. & OSTENDORP, W. (2004): Water level variability and trends in Lake Constance in the light of the 1999 centennial flood. – *Limnologica* 34: 15–21.
- KNAPP, R. (2000): Schutz der Bodensee-Strandrasen: ein Beitrag zur Sicherung endemischer und stark bedrohter Pflanzenarten. – Schr.-R. Bayer. Landesamt für Umweltschutz 156: 211–221.
- LANG, G. (1967): Die Ufervegetation des westlichen Bodensees. – Arch. Hydrobiol., Suppl. 32: 437–574; Stuttgart.
- MEYER, C. (1996): Bedrohte Strandrasen am Schweizer Bodenseeuferrand: Bestandesänderungen innerhalb von 5 Jahren. – Diplomarbeit Universität Zürich, 57 S.
- LUFT, G. & VIESER, H. (1990): Veränderungen der Bodensee-Wasserstände von 1887 bis 1987. – DGM 34, H. 5/6: 146–156.
- OSTENDORP, W., BREM, H.-J., DIENST, M., JÖHNK, K., MAINBERGER, M., PEINTINGER, M., REY, P., ROSSKNECHT, H., SCHLICHTERLE, H., STRAILE, D. & STRANG, I. (2007): Auswirkungen des globalen Klimawandels auf den Bodensee. – Schr. VG Bodensee Bd. 125: 199–244.
- OSTENDORP, W. & JÖHNK, K. (2003): Jahrhunderthochwasser 1999 – Jahrhundertniedrigwasser 2003: Seespiegeltrends und Extremwasserstände am Bodensee. – Natur + Mensch 6/2003: 6–11.
- PEINTINGER, M. (1995): Die Strandschmielengesellschaft (*Deschampsietum rhenanae* Oberdorfer 1957) im westlichen Bodenseegebiet – ein Vergleich von Vegetationsaufnahmen 1959 und 1993. – *Carolinea* 53 (Festschrift Erich Oberdorfer): 67–74.
- PEINTINGER, M., STRANG, I., DIENST, M. & MEYER, C. (1997): Veränderung der gefährdeten Strandschmielengesellschaft am Bodensee zwischen 1989 und 1994. – Z. Ökologie u. Naturschutz 6: 75–81.
- PEINTINGER, M., STRANG, I., MILLER, I. & DIENST, M. (eingereicht): Monitoring in einem FFH-Lebensraum: Bestandsentwicklung von Strandrasen-Arten am Bodensee 1987–2006. – Natur & Landschaft.
- SCHMITZ, G., DIENST, M., PEINTINGER, M. & STRANG, I. (2006): Der Bodensee-Strandrasen. Ex-Situ-Kultur verschiedener Arten im Botanischen Garten Konstanz. – Schr. VG Bodensee 124: 223–230.
- STRANG, I. & DIENST, M. (2004): Die Auswirkungen der Wasserstände am Bodensee auf das *Deschampsietum rhenanae* zwischen 1989 und 2003. – *Limnologica* 34: 22–28.
- THOMAS, P., DIENST, M., PEINTINGER, M. & BUCHWALD, R. (1987): Die Strandrasen des Bodensees (*Deschampsietum rhenanae* und *Littorello-Eleocharitetum acicularis*) Verbreitung, Ökologie, Gefährdung und Schutzmaßnahmen. – Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 62: 325–346.
- WEBER, P., STIETENCRON, A. & DIENST, M. (1991): Die Strandrasen am Schweizer Bodenseeuferrand 1989/90 – Zustandserfassung, Ausweisung von Dauerflächen, Pflegekonzept. – Manuskript 45 S., Naturschutzbund Deutschland, Ortsgruppe Konstanz.

Josef Zoller

DAS NATURSCHUTZGEBIET ALTENRHEIN IM SCHWEIZERISCHEN RHEINDELTA

1 DAS NATURSCHUTZGEBIET ALTENRHEIN

Das Naturschutzgebiet liegt am Bodenseeufer im st. gallischen Rheindelta zwischen dem Dorf Altenrhein und der Mündung des Alten Rheins. Es ist ein letzter Rest eines ursprünglich wesentlich größeren naturnahen Seeufers mit Röhricht, Seggenriedern und Pfeifengraswiesen. Ein alter Hochwasserdamm trennt das Gebiet in eine Seeuferfläche und drei landseitige Riedflächen. Bei den frühsummerlichen hohen Wasserständen ist die Seeuferfläche oft für Wochen überschwemmt. In einzelnen Jahren kann die Überschwemmung auch ausbleiben. Der Wasserhaushalt der landseitigen Riedflächen wird durch die Niederschläge beeinflusst sowie durch den Grundwasserspiegel, der durch eine Grundwasserpumpe reguliert wird. Landwirte mähen die Riedwiesen auf der Seeseite und auf der Landseite des Dammes ab dem 15. September – teilweise erst in den Wintermonaten. In Abständen von einigen Jahren wird abschnittsweise ein Pflegeschnitt des Uferschilfröhrichts durchgeführt, wobei auch das Schwemmholz entfernt wird.

Das Naturschutzgebiet umfasst eine Fläche von 28 Hektaren. Durch die unterschiedlichen Standortbedingungen und die traditionelle Nutzung hat sich eine Vielfalt an Pflanzen und Tieren erhalten. Daher ist das Naturschutzgebiet in den Inventaren der Flachmoore und der Amphibienlaichgebiete von schweizerischer Bedeutung (BUWAL 2002b) aufgeführt.

Der Landschaftswandel verlief im st. gallischen Rheindelta in mehreren Phasen. Opfer dieses Wandels waren häufig die Riedwiesen- und andere Nassstandorte. Der erste grosse Eingriff erfolgte um 1920 mit dem Bau der Dornierwerke und der Anlage des Flugplatzes Altenrhein. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Landnutzung stark intensiviert. Einige Riedflächen zwischen dem Dorf Altenrhein und dem Alten Rhein blieben glücklicherweise als solche erhalten. In den Jahren zwischen 1960 und 1980 vergrösserte sich die Nachfrage nach verfügbarem Land und die Ortsgemeinde liess



Abb. 1: Die Siegfriedkarte von 1888 zeigt das Delta des Alpenrheins vor der Erstellung des Fussacher-Durchstiches.



Abb. 2: Das Luftbild von 2001 zeigt das gleiche Gebiet wie die Siegfriedkarte von Abb. 1. Die Ausdehnung des Siedlungsgebietes beim Dorf und Am Rhein, dann die Hafen- und Campinganlage am Rheinspitze sind auffällig. Zwischen Dorf und Rheinspitze liegt das Naturschutzgebiet. Ein Hochwasserdamm trennt die Seeuferfläche von der landseitigen.



Abb. 3: Riedfläche des Seeufers bei frühsummerlichen Hochwasser. Sie gehört zu einer artenreichen Pfeifengraswiese des Seeufers. Die Überschwemmung kann wenige Wochen dauern oder in einzelnen Jahren auch ausbleiben.

Riedwiesen überschütten, um Bauland für Einfamilienhäuser und Flächen für das Intensiv-Landwirtschaftsland zu gewinnen. Noch 1975 genehmigte der Regierungsrat des Kantons St. Gallen die Überdeckung einer artenreichen Riedwiese und einiger Entwässerungsgräben mit Aushubmaterial aus dem Alten Rhein. Das Ried wies damals zahlreiche bundesrechtlich geschützte Pflanzen auf und die Wassergräben waren Laich- und Larvenhabitate von Kammolch (*Triturus cristatus*), Teichmolch (*T. vulgaris*) und Bergmolch (*T. alpinus*) sowie von Laubfrosch (*Hyla arborea*) und Kleinem Wasserfrosch (*Rana lessonae*).

Die letzte grosse Auseinandersetzung um die Erhaltung einer dorfnahen Riedfläche am Seeufer begann 1971. Die Flug- und Fahrzeugwerke Altenrhein liessen eine Parzelle illegal abschürfen, um dort einen Sportplatz bzw. ein Motel zu errichten. Der Streit um diese Riedfläche gelangte bis vor das Bundesgericht in Lausanne. Frank Klötzli von der ETH Zürich orientierte als Fachexperte die Bundesrichter vor Ort über die Merkmale der Seeufer-Vegetation. Die Bundesrichter entschieden 1985, dass die abgeschürfte Riedfläche zum Seeufer gehöre, weil sie regelmässig überschwemmt werde und die typische Riedvegetation und Fauna des Seeufers aufweise. Dies war der zweite Entscheid des Schweizerischen Bundesgerichts zum Schutz der Seeufer in der Schweiz.

2 FLORA UND VEGETATION

Über die Pflanzen des Naturschutzgebietes Altenrhein lagen bis 1999 verschiedene Beobachtungsnotizen früherer Botaniker vor (BÄCHLER 1922, SEITTER 1989). Aktuelle Beobachtungen stammten vom Botanischen Zirkel St. Gallen (unveröffentlichte Daten). Es fehlte aber eine Gesamtsicht. Der Naturschutzverein (NSV) am Alten Rhein beauftragte deshalb 1999 Edith Waldburger und den Autor mit der systematischen Erfassung der Pflanzenwelt. Das ausserordentlich frühe Hochwasser im Jahr 1999 verhinderte teilweise die geplanten Arbeiten. Gleichzeitig beeinflusste es die Entwicklung der Vegetation in den seeseitigen Flächen. Die Pflanzenaufnahmen der einzelnen Flächen ergaben somit ein unvollständiges Bild, da verschiedene Arten im Jahr nach dem Hochwasser und in den folgenden Jahren nicht zur Blüte kamen. Im vegetativen Zustand wurden sie übersehen oder konnten nicht eindeutig zugeordnet werden.

2.1 UFERRÖHRICHT

Das Uferröhricht besteht vor allem aus Schilf (*Phragmites australis*) mit wenigen Begleitpflanzen, die wie die üppig wachsenden Brennnesseln (*Urtica dioica*) und die Zaunwinde (*Calystegia sepium*) auf eine gewisse Nährstoffbelastung hindeuten. Zwischen 1960 und etwa 1990 ging der Schilfgürtel seeseitig zurück. Zusätzlich bildeten sich komplett schilffreie Löcher im Röhricht. Für dieses sogenannte Schilfsterben gab es nach KLÖTZLI (2005) verschiedene Gründe: Die Nährstoffzunahme (Eutrophierung) des Bodensees zwischen 1950 bis 1980 soll ein verstärktes Wachstum und dadurch eine geringere Stabilität der Halme verursacht haben. Gleichzeitig förderte das nährstoffreiche Wasser das Wachstum von fädigen Grünalgen, die bei Westwind ins Röhricht getrieben wurden und die jungen Schilfhalme abknickten. Unter den Algen-Spülsäumen entstanden sauerstoffarme Zonen, die zusammen mit einem nicht näher beschriebenen Parasitenbefall die Schilfrhizome schädigten und sie zum Absterben brachte. In einzelnen Jahren bewirkte Schwemmholz eine mechanische Schädigung der seeseitigen Röhrichtfront. Stellenweise begann die Erosion des Ufer und des sandigen Grundes vor dem Uferröhricht die Rhizome frei zu spülen. Ursache war möglicherweise die Verlegung der Rheinmündung im Jahr 1900, mit der die Zufuhr von feinem Sand in die Flachwasserzone vor dem Naturschutzgebiet aufhörte. Neue Rhizome konnten sich lange Zeit infolge der hohen Seewasserstände nicht weiter seewärts ausbreiten, erst in den Jahren 2003 bis 2007, in denen der durchschnittliche Sommer-Seespiegel vergleichsweise tief lag, liess sich an verschiedenen Stellen eine seeseitige Ausdehnung des Schilfes beobachten. Die Niedrigwasser dieser Jahre wirkten sich günstig auf das Wachstum des Seeuferröhrichts aus. DIENST et al. (2004) weisen auf die natürlichen Wasserstandsschwankungen als wichtigen Faktor für die Dynamik der Schilfröhrichte am Bodensee hin.

Nach KLÖTZLI (2005) wurde auf Versuchsflächen im Röhricht am Altenrheiner Bodenseeufer nach den Ursachen des Schilfsterbens gesucht und verschiedene Massnah-



Abb. 4: Schwemmholz auf der Seeseite des Röhrlichts. Es kann die Schilfhalme mechanisch stark schädigen. Der vorhandene Schilfschutzzaun vor dem Röhrlicht sollte das Einschwemmen von Holz und anderem Treibgut verhindern.

men zum Schutz des Röhrlichts erprobt. Eine davon war ein von H.-R. Binz entwickelter Schwimmzaun vor dem Schilfgürtel. Die Konstruktion, die aus einem an Schwimmkörpern befestigten Gitterzaun besteht, und die sich mit dem Wasserspiegel auf und ab bewegt, sollte vor dem Röhrlicht den Wellengang beruhigen und das Eindringen von Schwemmgut ins Röhrlicht verhindern. Es zeigte sich allerdings in den vergangenen Jahren mehrmals, dass das Schwemmgut kaum am Zaun hängen bleibt, so dass das organische Schwemmgut – vor allem das Schwemmholz – vor und in den vorderen Bereichen des Röhrlichts zur Ablagerung kam (Abbildung 4). Der Schwimmzaun konnte seine erwartete Funktion also nur bedingt erfüllen.

2.2 SEGGENRIEDER SEESEITS DES HOCHWASSERDAMMS

Die häufigste Art der tiefer liegenden Seggenrieder ist die Braune Segge (*Carex nigra*). Im Frühjahr mischt sich das Rosa-Rot der Kuckucks-Lichtnelke (*Silene flos-cuculi*) in das einheitliche Grün. Im Hochsommer fällt das hochwachsende Sumpf-Greiskraut (*Senecio paludosus*) auf, daneben der Blutweiderich (*Lythrum salicaria*) und das Weiss des Verlängerten Labkrautes (*Galium elongatum*). Zwischen den Seggenstöcken befinden sich oft kleine, mit Wasser gefüllte Senken, die stellenweise mit dem Mittleren Wasserschlauch (*Utricularia intermedia*) besiedelt sind. Der Kalmus (*Acorus calamus*), eine alte Arzneipflanze, wächst an zwei Stellen am Fuss des Hochwasserdamms. Auf einer kleinen Fläche, unmittelbar hinter dem Uferröhrlicht, wächst eine Gruppe des Grossen Sumpf-

Hahnenfusses (*Ranunculus lingua*). Nach SEITTER (1989) erwähnt ihn J. G. Custer schon 1821. In den vergangenen Jahrzehnten blieb er verschollen. 1998 liessen sich wieder über 50 blühende Pflanzen feststellen.

2.3 PFEIFENGRASRIED

Das Pfeifengrasried ist innerhalb der seeseitigen Riedflächen auf mehreren Teilflächen vorhanden und weist unterschiedliche Varianten auf.

Die eher nährstoffarme Variante zeigt einen niedrigen Wuchs des Blauen Pfeifengrases (*Molinia caerulea*). Dazu sind wenige Begleitarten vorhanden: Tormentill (*Potentilla erecta*), Kantiger Lauch (*Allium angulosum*), Lungen-Enzian (*Gentiana pneumonanthe*), Schnittlauch (*Allium schoenoprasum*), vereinzelt auch die Sibirische Schwertlilie (*Iris sibirica*). Dazu kommen verschiedene Seggen: Behaarte Segge (*Carex hirta*), Saum-Segge (*C. hostiana*), Kleinfrüchtige Segge (*C. lepidocarpa*), Hirsen-Segge (*C. panicea*), Armblütige Segge (*C. pauciflora*), Filzfrüchtige Segge (*C. tomentosa*) und die Blasen-Segge (*C. vesicaria*). Eine Besonderheit auf einem dieser Wuchsorte ist die Sommer-Wendelähre (*Spiranthes aestivalis*), eine Orchidee, die erstmals 2002 mit einem Bestand von gut 30 Pflanzen im Gebiet nachgewiesen wurde. 2007 blühten etwa 100 Exemplare.

Die nährstoffreichere Variante ist reich an blühenden Kräutern. Sie kommt landseitig des Hochwasserdammes in allen drei Riedflächen vor, seeseitig des Damms auf einer ursprünglichen und einer 1971 abgeschürften Fläche (vgl. Kap. 1). Hier regenerierte sich die Vegetation im höher gelegenen Bereich im Verlauf von drei Jahrzehnten. Es entstand wieder eine artenreiche Riedwiese, allerdings ohne das Pfeifengras. Die Be-



Abb. 5: Lungen-Enzian (*Gentiana pneumonanthe*).

Eine auffallende Blütenpflanze im Spätsommer in den Pfeifengrasrieden. Die ersten Samenkapseln mit reifen Samen sind ab Mitte September anzutreffen. Ein früher Schnitt der Riedwiesen verhindert die Samenreife und gefährdet längerfristig das örtliche Vorkommen.



Abb. 6: Kantiger Lauch (*Allium angulosum*).

Im Naturschutzgebiet Altenrhein ist er stellenweise in grosser Dichte vorhanden. Er weist in der Schweiz einen starken Rückgang auf.

stände der Sibirischen Schwertlilie erholten sich bis auf die ursprüngliche Dichte, das Fleischrote Knabenkraut (*Dactylorhiza incarnata*) blühte 2007 erstmals wieder in grösserer Anzahl. Hinzu kommen Arznei-Baldrian (*Valeriana officinalis*), Gelbe Wiesenraute (*Thalictrum flavum*), Weiden-Alant (*Inula salicina*), Schmalblättrige Flockenblume (*Centaurea jacea* ssp. *angustifolia*), Färberscharte (*Serratula tinctoria*), Lungen-Enzian und in hoher Dichte der Kantige Lauch.

Im Übergangsbereich zwischen feuchteren zu eher trockeneren Bereichen der Riedwiesen sind auf den seeseitigen Flächen drei besondere Pflanzen zu finden, das Gnadenkraut (*Gratiola officinalis*), der Wassernabel (*Hydrocotyle officinalis*) und der Wiesen-Alant (*Inula britannica*). Das Gnadenkraut kommt in der Region ausserdem noch am Vorarlberger Rheinspitz auf den beweideten Riedflächen und in den Riedwiesen vor. Es ist nach KÄSERMANN & MOSER (1999) im schweizerischen Mittelland hoch gefährdet. Der Wassernabel wurde in der Region noch in den Riedwiesen am Vorarlberger Rheinspitz und im Naturschutzgebiet Buriet-Buechsee-Studenbüchel in der Gemeinde Thal gefunden. Der Wiesen-Alant blüht einige Zeit nach dem Weiden-Alant; auffallend sind seine gelben margrithenähnlichen Blütenstände. Die Anzahl der blühenden Pflanzen erreichte 2006 und 2007 mehrere Hundert Exemplare. Das Vorkommen wird nach SEITTER (1989) schon 1832 von J. G. Custer erwähnt für »Riedwiesen zwischen dem Dorf Altenrhein und dem Rheinspitz«. Der nächste Wuchsort mit einer kleinen Gruppe von gut fünfzig Pflanzen liegt heute am Vorarlberger Rheinspitz. Im schweizerischen Mittelland sind dagegen die aktuellen Vorkommen erloschen (KÄSERMANN & MOSER 1999). Die nächsten Fundstellen liegen im Wallis.



Abb. 7: Wiesen-Alant (*Inula britannica*). Er ist eine Besonderheit des Naturschutzgebiets. Die Art verzeichnet in der Schweiz einen mässigen bis starken Rückgang. Im schweizerischen Mittelland ist es das einzige Vorkommen. Wenige Vorkommen sind noch im untern Rhonetal im Wallis vorhanden.



Abb. 8: Landform des Grasartigen Laichkrauts (*Potamogeton gramineus*) in den Seggenrieden. Bei fehlendem Wasser bildet es kurze Sprosse mit ovalen Blättern, die kaum einen Stiel aufweisen – im Gegensatz zur Wasserform mit langgestielten Schwimmblättern.

2.4 ENTWÄSSERUNGSGRÄBEN

Im grossen Wassergraben auf der Seeseite des Hochwasserdamms wuchs bis 1970 die Weisse Seerose (*Nymphaea alba*). Die Grabenräumung und andere Faktoren brachten die Art zum Verschwinden. Es folgte eine Neuanpflanzung im Auftrag der Ortsgemeinde – leider mit einer Weissen Hybride (*Nymphaea*-Hybride). Am Rand besonnener Gräben wächst die Gelbe Wasserschwertlilie (*Iris pseudacorus*). Im Wasser findet man in dichten Beständen das Glänzende Laichkraut (*Potamogeton lucens*), die Wasserpest (*Elodea canadensis*) und das Quirlblättrige Tausendblatt (*Myriophyllum verticillatum*) sowie die Dreifurchige Wasserlinse (*Lemna trisulca*).

Bis 2005 beschatteten dichte Sträucher eine Wassergraben-Strecke am Hochwasserdamm, die dadurch arm an Wasserpflanzen war. Nach dem Entfernen der Sträucher auf der Westseite im Winter 2005/2006 erhielt der Graben Nachmittagssonne. Jetzt tauchten im Graben der Wasserstern (*Callitriche* sp.), die Dreifurchige Wasserlinse, das Quirlblättrige Tausendblatt, das Grasartige Laichkraut (*Potamogeton gramineus*) und der Südliche Wasserschlauch (*Utricularia australis*) auf.

2.5 HOCHWASSERDAMM

Im Winter 2000/2001 wurde der Damm zur Verbesserung des Hochwasserschutzes erhöht, die Böschungen verstärkt und in der Mitte mit senkrecht gestellten Betonplatten gegen grabende Tiere geschützt. Diese Massnahmen beanspruchten kleinere Flächen des Rieds und der Wassergräben. Als Ersatz wurden Flächen mit Wiesenvegetation in der Pufferzone der Scher (vgl. Abbildung 2) abgeschürft. Spontan keimten auf einer der abgeschürften Flächen der Gewöhnliche Froschlöffel (*Alisma plantago-aquatica*), der Schwertblättrige Froschlöffel (*Alisma lanceolatum*), das Braune Zyperngras (*Cyperus fuscus*) und der Breitblättrige Rohrkolben (*Typha latifolia*). Auf anderen wuchs ein dichter Teppich von Sämlingen der Silberweide heran. Punktuell Ausbringen von Samen der Sibirischen Schwertlilie ergab erstmals 2007 mehrere blühende Pflanzen.

An den neu geschütteten Dammböschungen erfolgten Ansaaten mit einer Magerwiesenmischung für das schweizerische Mittelland, am Rand des Weges auch mit einer Ruderalpflanzenmischung. Die Entwicklung der Vegetation verlief je nach Dammsubstrat unterschiedlich. Auf den nährstoffreicheren Flächen dominierten im dritten Jahr nach der Ansaat die Gräser, der Anteil an blühenden Kräutern blieb eher gering. Auf den nährstoffärmeren Flächen blühte eine grössere Anzahl von ausgesäten Arten.

2.6 BÄUME UND STRÄUCHER AUF DER SEEUFERFLÄCHE

Im Röhrichtbereich wachsen verschiedene Weidenarten, die eine lange Überflutung ihres Wurzel- und Stammbereiches aushalten können, nämlich die Mandelblättrige Weide (*Salix triandra*), die Grauweide (*S. cinerea*), die Purpurweide (*S. purpurea*) und die zu einem grösseren Baum heranwachsende Silberweide (*S. alba*). An höheren Stellen kom-

men hinzu Silber-Pappel (*Populus alba*), Schwarz-Pappel (*P. nigra nigra*) und die kultivierte Pyramiden-Schwarz-Pappel (*P. nigra ssp. pyramidalis*). Im Gehölz auf dem Strandwall gesellen sich zu den Bäumen im Unterwuchs der Faulbaum (*Frangula alnus*), der Gemeine Schneeball (*Viburnum opulus*), der Schwarze Holunder (*Sambucus nigra*) und am Gehölzsaum die Blaue Brombeere (*Rubus caesius*).

Am Hochwasserdamm und an den landseitig gelegenen Entwässerungsgräben sind noch »Kopfweiden« vorhanden, die früher das Bild der traditionellen Kulturlandschaft in der Umgebung des Fischerdorfs Altenrhein prägten. Kopfweiden entstehen durch gezielte Schnittmassnahmen, bei denen die neuen Äste am Ende des verdickten Stammes, dem »Kopf«, im Rhythmus von wenigen Jahren zurückgeschnitten werden. Die Kopfbäume entstehen aus verschiedenen Weidenarten, beispielsweise der Silberweide (*Salix alba*), der Bruchweide (*S. fragilis*), ferner aus Bastarden zwischen Silber- und Bruchweide, und der Korbweide (*S. viminalis*). Der Rückschnitt von Silber- und Schwarzpappeln bringt dagegen kaum eine Kopfbildung hervor. Bei alten Kopfweiden ist häufig das Holz im Stamminnern verfault. Auf den Köpfen siedeln sich verschiedene Pflanzen durch Samen- und Sporenanflug an und Vögel hinterlassen mit ihrem Kot Samen von beeinträchtigenden Sträuchern und Stauden, z. B. Himbeere (*Rubus idaeus*), Blaue Brombeere, Rote Johannisbeere (*Ribes rubrum*), Rote Heckenkirsche (*Lonicera xylosteum*), Schwarzer Holunder und Bittersüßer Nachtschatten (*Solanum dulcamara*).

Am Hochwasserdamm wachsen an wenigen Stellen noch Eingrifflicher Weissdorn (*Crataegus monogyna*), Schwarzdorn (*Prunus spinosa*), Traubenkirsche (*P. padus*) und Hundsrose (*Rosa canina*).

2.7 RIEDFLÄCHEN AUF DER LANDSEITE DES HOCHWASSERDAMMS

In den landseitigen Riedflächen wird der Grundwasserspiegel für die landwirtschaftliche Nutzung reguliert. Sie sind daher weniger lange durchnässt als die gleich hoch gelegenen seeseitigen Flächen. In den Rieden Unterstocketen und Scher (siehe Abbildung 2) kommen das Kleine Knabenkraut (*Orchis morio*), das Breitblättrige (*Dactylorhiza majalis*) und das Fleischrote Knabenkraut (*D. incarnata*) sowie die Langspornige Handwurz (*Gymnadenia conopsea*) und die Sumpf-Stendelwurz (*Epipactis palustris*) vor. Das Abisskraut (*Succisa pratensis*) blieb hier erhalten, während es auf den seeseitigen Rieden seit 1999 fehlt. Im Ried Unterstocketen wachsen zwei kleinere Gruppen der Kleinen Schwarzwurzel (*Scorzonera humilis*). Dagegen ist der Frühlingsenzian (*Gentiana verna*) heute verschollen; im Ried Unterstocketen verschwand er um 1970 nach einer Gülledüngung, im Ried Scher hielt er sich bis 1980. Hier grenzte der Wuchsort unmittelbar an eine intensiv gedüngte Wiese. Erst seit 2000 trennen Pufferzonen das Intensiv-Landwirtschaftsland von den Riedwiesen. Die Pufferzonen erhalten keine Düngung.



Abb. 9: Kleines Knabenkraut (*Orchis morio*). Es blüht regelmässig auf den landseitigen Pfeifengrasrieden. Bis 1999 war es auf einer seeseitigen Riedfläche mit über 100 Exemplaren vertreten. Seither ist es dort verschollen.



Abb. 10: Kleine Schwarzwurzel (*Scorzonera humilis*). Es sind einzig zwei Gruppen im landseitigen Ried Unterstocketen vorhanden. In den verbliebenen Riedwiesen des St. Galler Rheintals ist die Art verschwunden.

3 DAS NATURSCHUTZGEBIET IM SOMMER 2000 NACH DEM HOCHWASSER DES JAHRES 1999

Bei fröhsommerlichem Hochwasser des Bodensees werden die seeseitigen Flächen im Naturschutzgebiet überschwemmt. Je nach Eintrittszeitpunkt, Höhe und Dauer der Hochwasserphase kann die Überschwemmungsphase bis über zwei Monate andauern. Zwischen 1965 und 1985 trat dieses Phänomen seeseits des Hochwasserdamms 12mal ein. Das Sommer-Hochwasser von 1987 dauerte mehr als zwei Monate. Dasjenige von 1999 begann ungewöhnlich früh in der ersten Maihälfte. Nach den intensiven Mai-Niederschlägen 1999 lagen auch die landseitigen Flächen für viele Tage unter Wasser.

Dies hatte weitreichende Auswirkungen auf das Röhricht und die Riedwiesen-Vegetation.

Unmittelbare Folge des hohen Wasserstands war, dass die oberirdischen Organe einiger Ried-Pflanzen unter Wasser abstarben. Frühblühende Arten wie der Karpaten-Wundklee (*Anthyllis vulneraria* ssp. *carpatica*) und das Rauhaarige Veilchen (*Viola hirta*) kamen zwar noch zur Blüte, konnten aber nicht mehr reife Samen hervorbringen. Die Entwicklung des Wiesen-Alants war 1999 stark gestört. Erst im Herbst liessen sich zahlreiche Pflanzen im vegetativen Zustand feststellen; zur Blüte kam er nicht. Verschiedene Pflanzen ertrugen die Überschwemmung möglicherweise nicht, so der Teufelsabbiss (*Succisa pratensis*) und das Sumpf-Läusekraut (*Pedicularis palustris*). Sie blieben bis zum Sommer 2007 auf den Seeuferflächen verschollen.

Erst im Spätsommer konnten verschiedene Pflanzen, z. B. Kantiger Lauch (*Allium angulosum*) und Sibirische Schwertlilie, neue Blätter austreiben, die sich dann bis Mitte Oktober grün hielten. An den erhöhten Stellen, die am wenigsten lang überschwemmt waren, blühten verspätet einzelne Lungenezianen.

Durch Sturm und Wellengang wurden die vorjährigen Schilfhalm abgerissen und bis an den Fuss des Hochwasserdamms geschwemmt, so dass nach dem Rückgang des Wassers große Flächen mit zerschlagenem Altschilf und Schwemmholz bedeckt waren. Auf anderen Seeufer-Flächen hatten sich großflächig vertrocknete Algenmatten abgelagert. In einer kleinen Teilfläche entlang des äusseren Wegs (Abbildung 2) überdeckten Spülsaumsedimente zentimeterdick die Vegetation. Hier keimten nach dem Rückgang des Seespiegels der Gift-Hahnenfuss (*Ranunculus sceleratus*), die Gemeine Winterkresse (*Barbarea vulgaris*) und die Wasserkresse (*Rorippa amphibia*). Gleichzeitig breitete sich das Kriechende Fingerkraut (*Potentilla reptans*) stark aus. Das Pfeifengras blieb auf einer solchen Fläche verschollen. Bis 2006 bzw. 2007 waren die Spülsaum-Pflanzen wieder verschwunden.

Auch an anderen Stellen wurden durch das Hochwasser neue Nischen geschaffen. So breitete sich auf und neben einem Trampelpfad der Wassernabel aus und im Sommer 2000 blühte der Sumpf-Ziest (*Stachys palustris*) in hoher Dichte entlang des äusseren Weges auf den eingeschwemmten Schlickflächen. In den vorangehenden Jahren waren an dieser Stelle nur Einzelpflanzen beobachtet worden.

Die Folgen des Hochwassers von 1999 waren der Riedwiesenvegetation auch noch im Sommer 2000 anzusehen. Während der Überschwemmungsphase war die Produktion und Rückführung von Reservestoffen in die Rhizome wochenlang unterbrochen. Infolgedessen waren die Länge der Blütentriebe und der Blütenansatz bei der Sibirischen Schwertlilie im Mai 2000 deutlich geringer, da sie erst im Spätsommer und Herbst 1999 erste Blätter entfalten konnte. Auch die Bestände des Pfeifengrases waren in 2000 weniger dicht, bis 2007 liess sich stellenweise wieder eine leichte Ausdehnung der Bestände beobachten. Verschiedene Geophyten, vor allem die Orchideen, scheinen das Hochwasser nicht überlebt zu haben. Im Frühjahr 2000 und 2001 blieben auch trotz intensiver Nachsuche die Blattrosetten des Kleinen und des Fleischroten Knabenkrauts verschollen, ebenso die vegetativen Triebe der Sumpf-Stendelwurz (*Epipactis palustris*). Bis 2007 blieben Sumpf-Stendelwurz und Kleines Knabenkraut verschollen. Die Wuchsorte dieser Orchideen waren zwischen 1988–1998 nie überschwemmt. In einzelnen Jahren war der Frühling recht trocken. Dies wirkte sich jeweils besonders negativ auf das Pflanzenwachstum aus. Durch den Eintrag von Trübstoffen und organischem Detritus während der Hochwasserphase kam es auch zu einer gewissen Nährstoffanreicherung, auf die nährstoffanzeigende Arten wie das Kriechenden Straussgras (*Agrostis stolonifera*) und das Rohr-Glanzgras (*Phalaris arundinacea*) mit einer Zunahme reagierten. Dagegen zeigte das Pfeifengras nach dem Hochwasser einen starken Rückgang.

Tab. 1: Gefäßpflanzenarten der Roten Liste der Schweiz im Naturschutzgebiet Altenrhein. Nomenklatur und Gefährdungsstufen nach LAUBER & WAGNER (2007); für die Schweiz: CH !! = stark gefährdet, CH ! = gefährdet; für das benachbarte Vorarlberg (V): Gefährdungsstufen in GRABHERR & POLATSCHKE (1986): 1 = vom Aussterben bedroht, 2 = stark gefährdet, 3 = gefährdet.

Stark gefährdet im östlichen schweizerischen Mittelland		CH	V
<i>Allium angulosum</i>	Kantiger Lauch	!!	3
<i>Gratiola officinalis</i>	Gnadenkraut	!!	1
<i>Inula britannica</i>	Wiesen-Alant	!!	1
<i>Potamogeton gramineus</i>	Grasartiges Laichkraut	!!	1
<i>Ranunculus sceleratus</i>	Gift-Hahnenfuss	!	
<i>Scorzonera humilis</i>	Kleine Schwarzwurzel	!	
<i>Utricularia intermedia</i>	Mittlerer Wasserschlauch	!!	1
<i>Veronica catenata</i>	Lockerähriger Ehrenpreis	!	
Gefährdet im östlichen schweizerischen Mittelland		CH	V
<i>Acorus calamus</i>	Kalmus	!	1
<i>Alisma lanceolatum</i>	Lanzettblättriger Froschlöffel	!	1
<i>Anthyllis vulneraria</i> ssp. <i>carpatica</i>	Karpaten-Wundklee		
<i>Aster bellidiastrum</i>	Alpenmasslieb		
<i>Carex vesicaria</i>	Blasen-Segge		3
<i>Centaurea jacea</i> ssp. <i>angustifolia</i>	Schmalblättrige Flockenblume		
<i>Ceratophyllum demersum</i>	Rauhes Hornblatt	!	1
<i>Cyperus fuscus</i>	Schwarzbraunes Zyperngras	!	2
<i>Eleocharis uniglumis</i>	Einspelzige Teichbinse	!	
<i>Galium elongatum</i>	Verlängertes Labkraut		
<i>Gentiana pneumonanthe</i>	Lungen-Enzian	!	
<i>Hippuris vulgaris</i>	Tannwedel		
<i>Hydrocotyle vulgaris</i>	Wassernabel	!	1
<i>Iris sibirica</i>	Sibirische Schwertlilie	!	
<i>Lemna trisulca</i>	Dreifurchige Wasserlinse	!	3
<i>Lysimachia vulgaris</i>	Gilbweiderich		
<i>Nymphaea alba</i>	Weisse Seerose	!	3
<i>Ononis spinosa</i>	Dornige Hauhechel		
<i>Ophioglossum vulgatum</i>	Natternzunge	!	3
<i>Pedicularis palustris</i>	Sumpf-Läusekraut	!	
<i>Ranunculus lingua</i>	Grosser Sumpf-Hahnenfuss	!	2
<i>Schoenoplectus tabernaemontani</i>	Tabernaemontans-Flechtbinse		
<i>Schoenus ferrugineus</i>	Rostrote Kopfbinse		
<i>Serratula tinctoria</i>	Färberscharte		
<i>Spiranthes aestivalis</i>	Sommer-Wendelähre	!	2
<i>Spirodela polyrhiza</i>	Vielwurzlige Teichlinse	!	3
<i>Taraxacum palustre</i> agg.	Sumpf-Löwenzahn		2
<i>Thalictrum flavum</i>	Gelbe Wiesenraute	!	3
<i>Zannichellia palustris</i>	Teichfaden	!	

4 ROTE LISTE GEFÄSSPFLANZEN DER SCHWEIZ

Das Naturschutzgebiet Altenrhein zeichnet sich durch einen hohen Anteil von Pflanzen aus, die in der Roten Liste der Schweiz (BUWAL 2002a) als stark gefährdet oder gefährdet eingestuft sind. Auf der Schweizer Seite des Alpenrheins geht die aktuelle Gefährdung auf den Verlust der Feuchtgebiete in den Tallagen zurück. Die Bilanz der Feuchtstandortverluste in den Tallagen des Kantons St. Gallen ist besonders im st. gallischen Rheintal negativ (KAISER 2006). Auch im Vorarlberger Rheindelta sind die Verluste an Feuchtwiesen in den vergangenen Jahrzehnten durch Intensivierung der landwirtschaftlichen Nutzung erheblich. Die Tabelle 1 zeigt die Gefährdungsstufen für die Pflanzen des Naturschutzgebiets Altenrhein.

Mehrere Arten sind nach den Beobachtungen des Autors aus den Naturschutzgebieten der Gemeinde Thal im Verlauf der letzten Jahrzehnte verschollen. Im Naturschutzgebiet Altenrhein sind es der Frühlings-Enzian, die Weisse Seerose und das Sumpf-Läusekraut.

Die Liste zeigt eindrücklich die Bedeutung der noch vorhandenen Riedflächen für einzelne Pflanzenarten. Die Bestände einzelner Arten sind eher klein, das Risiko des Aussterbens relativ hoch. Nutzung und Pflegemassnahmen sollten sich nach den übergeordneten Zielen richten, bei denen der Erhalt und die Förderung der gefährdeten Arten im Vordergrund stehen. Dies wird wahrscheinlich für die Zukunft nicht einfach sein, besonders nicht für die konkurrenzschwachen Pflanzen von nährstoffarmen Standorten. Die angestrebten und schon durchgeführten Gegenmassnahmen im angrenzenden Landwirtschaftsbereich, vor allem die Extensivierung von Wiesen am Rand des Naturschutzgebietes und entlang von Wassergräben verringern den Nährstoff-Eintrag vom Rand her, den Eintrag von Stickstoffverbindungen aus der Luft können sie aber nicht verhindern.

5 TIERE IM NATURSCHUTZGEBIET

5.1 WIRBELLOSE TIERE

Unter den wirbellosen Tieren ist besonders erwähnenswert der Urweltkrebs (*Limnadia lenticularis*). Fritz Füllemann und der Autor entdeckten im Sommer 2000 an zwei Stellen im überschwemmten Ried Hunderte von Urweltkrebsen. Ein weiterer Nachweis gelang damals in einer alten Flussrinne im Vorarlberger Rheindelta. Letztmals liess sich 2004 ein Krebs in einer überschwemmten Riedfläche keschern.

Beim Urweltkrebs schlüpfen aus abgelegten Eiern die Jungkrebse. Sie wachsen rasch und häuten sich mehrmals. Es sind grösstenteils Weibchen. Bei den reifen Weibchen entwickeln sich viele Eier parthenogenetisch (ohne Befruchtung). Beim Eintrocknen der Wasserstellen entlassen die Weibchen mehrere Hundert Eier. Die Eier bleiben

über den Winter liegen und schlüpfen, wenn die Eiablagestelle im Frühsommer überschwemmt wird.

Die Sumpf-Heidelibelle (*Sympetrum depressiusculum*) ist für ihre Entwicklung auf die überschwemmten Riedwiesen angewiesen. Wenn im Mai/Juni die Eiablagestellen überschwemmt werden, schlüpfen die Larven. Im warmen Wasser haben sie ein reiches Futterangebot. Sie entwickeln sich schnell. Nach wenigen Wochen schlüpfen die Libellen (WILDERMUTH et al. 2005).

Im Hitzesommer 2003 liessen sich nur wenige Sumpf-Heidelibellen beobachten. Der Bestand ist auf ein tiefes Niveau abgesunken und hat sich bis 2007 nicht wieder erholt.

Gesamtschweizerisch ist die Sumpf-Heidelibelle in der Roten Liste der gefährdeten Libellen der Schweiz (GONSETH et al. 2002) als verletzlich (endangered) eingestuft. In den vergangenen Jahrzehnten gingen die Bestände stark zurück, zahlreiche Vorkommen sind erloschen.

5.2 AMPHIBIEN

Das st. gallischen Rheindelta, besonders im Naturschutzgebiet Altenrhein und dem Alten Rhein entlang, ist ein Fortpflanzungszentrum des Kleinen Wasserfrosches (*Rana lessonae*), des Laubfrosches (*Hyla arborea*), des Kammmolches (*Triturus cristatus*) (KÜHNIS et al. 2002) und des Teichmolches (*T. vulgaris*). Eher selten treten im Gebiet der Bergmolch (*T. alpestris*), die Gelbbauchunke (*Bombina variegata*) – dies im Gegensatz zum Voralberger Rheindelta am Rheinspitz – sowie die Erdkröte (*Bufo bufo*) auf.

Eine besondere Bedeutung haben die überschwemmten Riedwiesen (Barandun 2000) und die fischfreien Grabentümpel als Laich- und Larvenhabitate für den stark gefährdeten Laubfrosch, den Kleinen Wasserfrosch, den Kamm- und Teichmolch. Der Autor entdeckte 2002 erstmals die Eiablagestellen des Kammmolches und des Teichmolches in überschwemmten Seggenriedern.

Tab. 2: Liste der im Naturschutzgebiet Altenrhein vorkommenden Amphibienarten mit Angaben zum Gefährdungsgrad nach der Roten Liste der Schweiz (BUWAL 2005) EN (endangered): stark gefährdet, VU (vulnerable): verletzlich, NT (near threatened): potenziell gefährdet.

Art		CH
<i>Triturus cristatus</i>	Kammmolch	EN
<i>Triturus vulgaris</i>	Teichmolch	EN
<i>Triturus alpestris</i>	Bergmolch	
<i>Rana esculenta</i>	Wasserfrosch	NT
<i>Rana lessonae</i>	Kleiner Wasserfrosch	NT
<i>Hyla arborea</i>	Laubfrosch	EN
<i>Bombina variegata</i>	Gelbbauchunke	VU
<i>Bufo bufo</i>	Erdkröte	VU

Fischfreie Wassergräben und Grabentümpel sind Laich- und Larvenhabitate von Kleinem Wasserfrosch, seltener von Gelbbauchunke, Laubfrosch, Kamm-, Teich- und Bergmolch. In den überschwemmten Riedwiesen seeseitig des Damms laichen Kleiner Wasserfrosch und Laubfrosch ab – oftmals an den gleichen Stellen zusammen mit Karpfen (*Cyprinus carpio*) und Schleien (*Tinca tinca*). In einzelnen Jahren lassen sich die Eier des Kammolches an Pflanzen in den überschwemmten Seggenriedern feststellen. Dieser Typ eines Laich- und Larvenhabitats kann auch nur genutzt werden, wenn die Überflutung des Seggenriedes genügend lange dauert.

Wenn die tiefgelegenen Riedflächen am Seeufer nicht überschwemmt werden (wie in den Jahren 2003, 2005, 2006 und 2007) fallen vor allem für den Laubfrosch und den Kleinen Wasserfrosch, teilweise auch für den Kamm- und Teichmolch wichtige Laich- und Larvenhabitate aus. Eiablage und Larvenentwicklung konzentrieren sich dann an wenigen fischfreien Wasserstellen in den Entwässerungsgräben. Dies bedeutet erhöhte Konkurrenz um Raum und besonders einen verstärkten Frassdruck von Räubern auf die Larven. Zu denen gehören adulte Molche, Gelbrandkäfer und ihre Larven, Wasserwanzen und Libellenlarven. Die Anzahl der Amphibienlarven, die sich in solchen Jahren bis zu Jungtieren entwickeln, bleibt klein.

Mehrere Massnahmen bei der Erhöhung und Verstärkung des Hochwasserdamms im Winter 2000/2001 waren zu Gunsten von Laich- und Larvenhabitaten von Amphibien. Die landseitigen Entwässerungsgräben im Bereich der Grundwasserpumpe erhielten stellenweise Vertiefungen und Ausweitungen, in denen sich das Wasser für längere Zeit halten konnte. In den Jahren 2002, 2004, 2005 und 2006 entwickelten sich in einzelnen dieser Grabentümpel die Larven von Laubfrosch, Kleinem Wasserfrosch, Kamm- und Teichmolch.

Im Sommer 2003 fielen alle Wasserstellen im Naturschutzgebiet über Wochen trocken. Nur wenigen Amphibienlarven gelang vor dem Eintrocknen die Entwicklung zu Jungtieren. Gleichzeitig hatte diese Trockenheit auch positive Auswirkungen. Die Gräben waren nachher frei von Fischen und andern Räubern. Im Frühjahr 2004 riefen im fischfreien Wassergraben am Hochwasserdamm erstmals über hundert Laubfroschmännchen. Die Wasserstandsverhältnisse im Jahr 2006 begannen sehr günstig. Der Grundwasserstand im Delta war hoch, die Gräben im Naturschutzgebiet und ausserhalb davon führten Wasser und die Amphibien konnten früh mit der Ei- und Laichablage beginnen. In der Hitzeperiode von Juni und Juli trockneten die Gräben schnell aus – zusammen mit den zahlreichen Larven von Laubfrosch, Gelbbauchunke, Kleinem Wasserfrosch, Kamm-, Teich- und Bergmolch. Nur wenige Larven konnten sich noch in die Landform umwandeln. 2007 war die Situation noch prekärer. Im Naturschutzgebiet lagen alle potenziellen Laichstellen bis zum Sommer trocken, ausserhalb waren es nur drei kleine, besonders vertiefte Grabenstrecken, die Wasser führten. Für die adulten Kleinen Wasserfrösche sind die Wassergräben im Ried auch Nahrungs- und Ruhehabitate während der Sommermonate. Sie verlassen das Ried im Spätsommer. Später folgen ihnen zu Hunder-

ten die Jungfröschen. Bei ihrer Wanderung, die teilweise in und durch die Hausgärten des Dorfes Altenrhein führt, sind sie gefährdet beim Überqueren der Strassen, durch Tierfallen wie Strassenentwässerungsschächte und Kellerschächte bei den Häusern.

Seit 1967 stehen Amphibien und Amphibienlebensräume in der Schweiz unter Schutz. Das Naturschutzgebiet Altenrhein gehört zu den Amphibienlaich-Gebieten mit schweizerischer Bedeutung. Es weist Laich- und Larvenhabitate von mehreren gefährdeten Amphibien-Arten auf (Tabelle 2).

Trotz dieser Schutzbestimmungen für die einzelnen Arten und die Amphibienlaichgebiete konnte der Rückgang der einzelnen Arten nicht verhindert werden. Mit dem ÖQV-Projekt Altenrhein (siehe Kapitel 7) wird versucht, für die Amphibien und anderen Tierarten günstige naturnahe Bereiche ausserhalb des Naturschutzgebietes zu schaffen und diese untereinander zu vernetzen.

6 PFLEGEMASSNAHMEN IM NATURSCHUTZGEBIET

Die Riedwiesen im Naturschutzgebiet sind durch die traditionelle Streunutzung entstanden. Um ihre Artenvielfalt zu erhalten und zu fördern, ist es notwendig, Nutzungen beizubehalten bzw. diese durch Pflegemassnahmen zu ergänzen. Die Schnitt-Termine werden von der Naturschutzfachstelle des Kantons St. Gallen vorgegeben. Im Naturschutzgebiet Altenrhein ist es der 15. September. In den meisten Jahren ist dieser Termin für Flächen mit Spätblühern und Spätversamern, z. B. Lungen-Enzian und Wiesen-Alant zu früh, die bis dahin nur wenig oder keine reifen Samen ausgebildet haben. Zur Erhaltung und Förderung dieser Pflanzenarten ist ein später Schnitt-Termin ab Oktober oder ein Winterschnitt angezeigt. Tierökologische Gründe sprechen ebenfalls für späte Schnitt-Termine. Am 15. September sind oft noch Schmetterlingsraupen an ihren Futterpflanzen, ebenso sind noch verschiedene Heuschrecken aktiv. Durch den frühen Schnitt werden ihnen Nahrung und Aufenthaltsort genommen. HUEMER (1996) fordert eine Schnitthöhe von zehn Zentimetern über Grund, den Einsatz von Balkenmähern anstelle von Kreiselmähern und das Trocknen des Schnittgutes vor Ort.

Seit wenigen Jahren müssen die Bewirtschafter 5 bis 10 % der Riedflächen ungemäht stehen lassen. Diese Massnahme soll die Spät-Entwicklung und das Überwintern von Wirbellosen, vor allem von Insekten und Spinnen ermöglichen. Auf Flächen mit der Späten Goldrute (*Solidago gigantea*), Rohrglanzgras, Weiden-Sämlingen, Wurzel-Ausläufern der Silber-Pappel, Faulbaum und Gemeinem Schneeball sollte allerdings der jährliche Schnitt beibehalten werden.

7 DAS ÖQV-Projekt ALTENRHEIN

Dieses Projekt nach der Ökoqualitäts-Verordnung der Schweiz (ÖQV) zur Aufwertung der ökologischen Flächen hat zum Ziel, Flächen im Landwirtschaftsland ökologisch aufzuwerten und ein dichtes Netz von naturnahen Kleinstrukturen zu erhalten und zu schaffen, um verschiedenen Tierarten das Überleben im Landwirtschaftsland zu ermöglichen und ihre Wanderungen zu erleichtern. Im Gebiet von Altenrhein sind es vor allem die über vier Kilometer langen Entwässerungsgräben, die Obstgärten mit hochstämmigen Zwetschgen-, Apfel- und Birnbäumen, die Kopfweiden und die ungedüngten Wiesen, die wichtige Vernetzungsstrukturen und Teilhabitate darstellen.

ÖQV-Projekte sind freiwillige Vereinbarungen zwischen verschiedenen Partnern. Beim ÖQV-Projekt Altenrhein sind beteiligt die Gemeinde Thal, die Ortsgemeinde Altenrhein, der Landwirt als Initiant des Projekts sowie der lokale Naturschutzverein »Am Alten Rhein«, der das Patronat über das Projekt übernommen hat. Die Projekte dauern sechs Jahre und können erneuert werden.

Im Zuge des ÖQV-Projekts erhielten die Gräben Ausweitungen und stellenweise Vertiefungen, die das Wasser für längere Zeit zurück halten. In dem im Winter 2006/2007 neu gestalteten südlichen Schollengraben blieb so das Wasser an zwei Stellen auch in der Trockenperiode des Jahres 2007 erhalten, so dass sich die Larven des Laubfrosches, des Kleinen Wasserfrosches, des Kamm- und des Teichmolches erfolgreich entwickeln konnten, während alle anderen potenziellen Laich- und Larvenhabitate im Gebiet trocken lagen.

Auf verschiedenen Flächen entlang von Wassergräben und in extensivierten Wiesen erfolgten Ansaaten einer Wiesenblumen-Mischung. Auf der Fläche eines ehemaligen Maisackers und auf Abschürfflächen entlang von Wassergräben, bei denen der mineralische und nährstoffarme Unterboden an die Oberfläche kam, waren die Ansaaten recht erfolgreich. Weiterhin wurden Neupflanzungen von hochstämmigen Obstbäumen mit teilweise alten Sorten vorgenommen, Steckhölzer für Kopfweiden sowie neue Einzelbäume von Eichen (*Quercus robur*), Schwarzpappeln und Nussbäumen (*Juglans regia*) gepflanzt.

Die im ÖQV-Projekt Altenrhein verwirklichten ökologischen Aufwertungen im Landwirtschaftsgebiet sind wesentliche Beiträge für den Erhalt einer Vielfalt von Landschaftselementen der traditionellen Kulturlandschaft. Gleichzeitig erhöhen sie den Erlebniswert des Naturschutz- und Landwirtschaftsgebiets für die Naherholung beim Dorf Altenrhein.

DANK

Der Autor dankt Ursi Tinner, Michael Dienst, Wolfgang Ostendorp und Markus Peintinger für wertvolle Hinweise und Anregungen zum Manuskript.

Anschrift des Verfassers:

Josef Zoller, Arbeitsgruppe Bodenseeufer (AGBU) e. V., Promenadenstrasse 53,

CH-9400 Rorschach, j.zoller@bluewin.ch

8 LITERATUR

- BÄCHLER, E. (1922): Bilder vom alten Rhein – Florenliste S.131–134. Verlag Löpfe-Benz, Rorschach.
- BARANDUN, J. (2000): Der Laubfrosch (*Hyla arborea*) im Alpenrheintal. Verbreitung und Lebensräume. – Ber. St. Gallischen Naturwiss. Ges. 89: 221–232, St. Gallen
- BUWAL (2002a): Rote Liste der gefährdeten Arten der Schweiz – Farn- und Blütenpflanzen. – 118 S. Bern.
- BUWAL (2002b): Bundesinventar der Amphibienlaichgebiete von nationaler Bedeutung. Bern.
- BUWAL (2005): Rote Liste der gefährdeten Arten der Schweiz – Amphibien. – 48 S. Bern.
- DIENST, M., SCHMIEDER, K. & OSTENDORP, W. (2004): Dynamik der Schilfröhrichte am Bodensee unter dem Einfluss von Wasserstandsvariationen. *Limnologia* 34, 29–36, Jena.
- GONSETH, Y. & MONNERAT, C. (2002): Rote Liste der gefährdeten Libellen der Schweiz. Hrsg. Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft, Bern und Schweizer Zentrum für die Kartographie der Fauna, Neuenburg. BUWAL-Reihe Vollzug. 46 S.
- GRABHERR, G. & POLATSCHKE, A. (1986): Lebensräume und Flora Vorarlbergs. 263 S. Vorarlberger Verlagsanstalt, Dornbirn.
- HUEMER, P. (1996): Frühzeitige Mahd, ein bedeutender Gefährdungsfaktor für Schmetterlinge der Streuwiesen (NSG Rheindelta, Vorarlberg, Österreich). Pflegemassnahmen aus tierökologischer Sicht. *Forschen und Entdecken*, Band 1 S. 265–300, Vorarlberger Naturschau, Dornbirn.
- KÄSERMANN, CH. & MOSER, D.M. (1999): Merkblätter Artenschutz, Blütenpflanzen und Farne. 344 S., Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL), Bern.
- KAISER, M. (2006): Der St. Galler Alpenrhein und der Landschaftswandel. In: *Der Rhein – Lebensader einer Region: 274–291*, Neujahrsblatt Naturforschende Gesellschaft in Zürich.
- KLÖTZLI, F. (2006): Das Schicksal der Röhrichte am Bodensee, 40 Jahre Schilfbeobachtung. In: *Der Rhein – Lebensader einer Region: 196–203*, Neujahrsblatt Naturforschende Gesellschaft in Zürich.
- KÜHNIS, J. B., LIPPUNER, M., WEIDMANN, P. & ZOLLER, J. (2002): Verbreitung, Biologie und Gefährdung des Kamm-, Faden- und Teichmolches im Alpenrheintal. *Ber. Bot. Zool. Ges. Liechtenstein-Sargans-Werdenberg*, 29: 249–304, Schaan.
- LAUBER, K. & WAGNER, G. (2007): *Flora Helvetica*. 1629 S., Verlag Paul Haupt, Bern.
- SEITTER, H. (1989): *Flora der Kantone St. Gallen und beider Appenzell*. 2 Bände, 977 S. St. Gallen.
- WILDERMUTH, H., GONSETH, Y. & MAIBACH, A. (2005): Odonata – Die Libellen der Schweiz. *Fauna Helvetica* 12; CSCF/SEG, Neuchâtel.

BUCHBESPRECHUNGEN

Helvetia Sacra IV/7: Die Johanniter, die Templer, der Deutsche Orden, die Lazariter und Lazariterinnen, die Pauliner und die Serviten in der Schweiz, redigiert von Petra Zimmer und Patrick Braun, 2 Teilbände, 1148 Seiten mit einer Karte, Schwabe Verlag, Basel 2006, sFr. 360,-

Die Helvetia Sacra (HS), das Handbuch zu den Bistümern und Klöstern der Schweiz, ist 2007 mit einem Generalrepertorium (dazu CD-ROM) abgeschlossen worden. Der hier zu besprechende Band wird zusammengehalten durch die – eher lockere – Bindung verschiedener Orden an die Augustinerregel. Es sind vor allem jene Orden, die auf Palästina zur Zeit der Kreuzzüge zurückgehen, doch hatten sich alle zu Ende des Mittelalters weitgehend von diesen Ursprüngen gelöst. Der Band leistet insofern Pionierarbeit, als es bisher keine einläßliche Gesamtdarstellung der Ritterorden in der Schweiz gegeben hat.

Der erste Teilband gilt den Johannitern – heute meist Malteser genannt – welche in der Schweiz im Mittelalter 19 Kommenden zählten, im 18. Jahrhundert noch 9. Der Besitz von 2 Templerkommenden in der Westschweiz ging 1312 an die Johanniter über. Nach einer knappen Einleitung zum Orden folgt die Liste der Großprieoren der deutschen Zunge, die seit 1428 in Heitersheim (Baden-Württemberg) residierten und bis 1806 deutsche Reichsfürsten waren. Sie waren für die meisten Kommenden in der Schweiz zuständig, und die beiden Zürcher Kommenden in Bubikon und Wädenswil unterstanden ihnen unmittelbar. Die Großprieoren hätten eine eingehendere Bearbeitung verdient. Neben ihnen waren die Priorate Auvergne und Lombardia für vier Kommenden in der französischen Schweiz und im Tessin zuständig. Nur Freiburg war in der Neuzeit noch eine *commenda capellanorum*, aus der zwei Bischöfe

von Lausanne hervorgegangen sind, die anderen Kommenden waren zu Verwaltungszentren und Versorgungsanstalten für einzelne Ritter geworden. Eine Hauptschwierigkeit für die Johannitergeschichte ist die außergewöhnliche Lückenhaftigkeit der Überlieferung: das bedeutende Archiv von Heitersheim liegt nur noch in Trümmern vor (dazu gehören allerdings auch die von den Bearbeitern nicht herangezogenen Akten in GLA 72 Johanniter und 229 Ortsakten Heitersheim).

Der zweite Halbband behandelt in gleicher, aber insgesamt befriedigender Weise den Deutschen Orden. Er besaß in der Schweiz im Mittelalter 8 Kommenden, von denen 2 bis 1806 bestanden. Zu Recht wird auch Beuggen (Baden-Württemberg) einbezogen, dessen Besitz zu großen Teilen in der Schweiz lag. Die Schweizer Kommenden gehörten zur Ballei Elsaß-Burgund, deren Landkomtur in Altshausen (Baden-Württemberg) residierte; leider fehlt eine einläßliche Liste.

Es folgt der Orden der Lazariter und Lazariterinnen, gestiftet zur Pflege der Aussätzigen im Heiligen Land, dann zum eigentlichen Ritterorden geworden und nach 1500 aufgelöst. Er blühte namentlich in den Königreichen Neapel und Frankreich, während es in der Schweiz nur zwei Häuser gab: Gfenn (Zürich) und Seedorf (Uri), die seit etwa 1400 als Frauenhäuser nur noch Meisterinnen kannten. Die Pauliner, hervorgegangen aus einer ungarischen Eremitengemeinschaft, kannten seit dem 14. Jahrhundert auch eine deutsche Provinz (Liste der Provinziale), hatten aber nur zwei Niederlassungen in der Schweiz, von denen nur das Rote Haus östlich von Basel im 15. Jahrhundert als Hausklösterlein der Ritter Münch etwelche Bedeutung hatte. Die Serviten (*Servi di Maria*) schließlich, 1304 vom Papst definitiv bestätigt,

waren als beschaulicher und Schulorden vor allem in Oberitalien tätig und hatten zwei Priorate im Tesin (Mendrisio bis 1852). 1415 übernahmen sie das heruntergekommene Kloster Schöntal (Landschaft Basel), das 1529 mit der Reformation endete.

Der Benutzer legt den gewichtigen Band mit gemischten Gefühlen weg. Die Zeit war für Textautoren und Redaktion offenbar zu knapp bemessen. Schwierig war es, dem disparaten Inhalt gerecht zu werden. Das hat zu unverhältnismäßig breiten Einleitungen für die kleineren Orden geführt, während die großen Ritterorden schlechter wegkommen. Gleichwohl bringt der Band einen Schatz vor allem an personengeschichtlichen Daten.

Werner Kundert

Ernst W. Altner: Ahnentafel von Bürgern st. gallischen Ursprungs – mit Ausläufern nach Genf, Nancy, Nürnberg, Ulm, Lucca und Florenz, hrsg. vom Amt für Kultur des Kantons St. Gallen, 2 Bde., 195 Seiten mit 259 Tafeln, Kommissionsverlag Rösslitor Bücher AG, St. Gallen 2004, sFr. 75,00
 »Neben Raum und Zeit tritt als dritte Voraussetzung, damit Geschichte möglich sei, der Mensch, der Träger der Geschichte ist.« A. v. Brandt

Das zu besprechende Werk stellt das Ergebnis der über einen Zeitraum von mehr als 70 Jahren andauernden genealogischen Forschungen des Autors dar. Damit existiert zum einen ein umfangreiches Nachschlagewerk zu Bürgern St. Galler Ursprungs, zum anderen - wie der Untertitel verrät - führt die Arbeit geographisch auch in weiter entfernt liegende Gebiete. Mit den zurückliegenden Generationen erweitert sich gleichsam auch das zu betrachtende Gebiet, so dass u. a. Personen des gesamten Bodenseeraumes einen großen Teil der Ahnen darstellen.

Die große Fülle an Informationen resultiert auch aus dem Umstand, dass die Mutterlinien der Probanden in die Untersuchung mit einbezogen wurden. Ausgehend von den drei Enkelkindern Ernst W. Altner reicht der Tafelband mit seinen 259 Ahnentafeln bis in das 7. Jahrhundert zurück. Dem Autor sei in diesem Zusammenhang zu danken für seine Ausführungen hinsichtlich dem früher oftmals angestrebten Nachweis der Abstammung von Karl dem Großen, der in den meisten Fällen relativ einfach zu erbringen ist, hier jedoch nur in einem Fall vollzogen wird.

Neben der Nennung von Geburts-, Todes- und Hochzeitsdaten der einzelnen Ahnen werden die Angaben ergänzt um Berufe, Ämter, Zunftzugehörigkeiten, die Angabe des Wohnortes bis hin zu Stiftertätigkeiten. Einführend enthält der Tafelband ein Register, welches das Auffinden der Ahnen nach Regionen und Familien (gemeint sind hier jedoch nur Adels- und Herrscherhäuser) ermöglicht.

Der Textband zeichnet sich durch seinen doppelten Charakter aus. Er verbindet Genealogie und Heraldik auf anschauliche Weise und leistet wesentliches zum Verständnis genealogischer Grundbegriffe, wie etwa zu bereits erwähnten Mutterlinien. Ausführungen zu Ahnenverlust bzw. Ahnengleichheit erklären die Tatsache, dass es nicht zu der zu erwartenden ungeheuren Zahl an Vorfahren kommt, welche durch die rein rechnerische Progression zu erwarten wäre.

Betrachtet wird weiterhin die Bedeutung der Zunftzugehörigkeiten, besonders in St. Gallen. Die aus der Stadt führenden Stammlinien, die in mehreren Fällen detailliert nachverfolgt werden, erscheinen als Fallbeispiel und stellen so einen Beitrag zur Wirtschafts- aber auch zur Sozialgeschichte dar, wie etwa die Handelsbeziehungen zu Ulm und Nürnberg zeigen oder das Schicksal der Barbara Schlumpf-von Gera. Zahlreiche Tafeln zu einzelnen Ahnengruppen begleiten den Textband. Ein Kapitel widmet sich dem Auftreten verschiedener Adelsfamilien unter den älteren Geschlechtern sowie der schon angesprochenen Abstammung von verschiedenen Herrscherhäusern, etwa den Saliern, Ottonen und Welfen.

Aufbauend auf den *Stemmatologia Sangallensis*, die eine Hauptquelle für die besprochene Arbeit darstellen, werden verschiedene ältere Quellen mit Bezug zum Geschlecht der Altner vom späten 13. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts im Textband publiziert.

Die Arbeit bietet neben ihrem eigentlichen Anliegen, den Ahnentafeln St. Galler Bürgern, umfangreiche heraldische und historische Bezüge, die über den Raum der Ostschweiz weit hinaus reichen. So hofft man, dass sich der Wunsch des Autors erfüllen möge und »dem jungen Leser anhand seiner eigenen Vorfahren und deren Herkunft die historische Entwicklung« mit diesem Werk näher gebracht wird.

Andreas Dubsclaff

Birgit Kata, Volker Laube, Markus Naumann, Wolfgang Petz (Hg.): »Mehr als 1000 Jahre ...« – Das Stift Kempten zwischen Gründung und Auflassung 752 bis 1802 (Allgäuer Forschungen zur Archäologie und Geschichte, 1) 460 S., Likias Verlag, Friedberg 2006, € 24,80

Das Fürststift Kempten war das bedeutendste reichsklösterliche Territorium des deutschen Südwestens im Alten Reich. Dennoch war das Interesse der Geschichtswissenschaft gering; die jüngste Gesamtdarstellung ist über siebzig Jahre alt (Joseph Rottenkolber, *Geschichte des hochfürstlichen Stiftes Kempten*, München 1933). Erst seit einigen Jahren findet das Fürststift Kempten die verdiente Aufmerksamkeit. Den Anfang machte das detaillierte Inventar seines Archives (Gerhard Immler, *Staatsarchiv Augsburg. Fürststift Kempten Archiv [Bayerische Archivinventare 51]*, München 2002). Nun folgte ein Sammelband, der aus einer Tagung hervorging, deren Anlass die – mutmaßlich – 1250 Jahre seit der Gründung und die 200 Jahre seit der Aufhebung des Klosters waren. Er hebt etliche wichtige Aspekte der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kemptener Geschichte auf einen aktuellen Forschungsstand: Überblickscharakter besitzt Rolf Kiesslings Beitrag über Kloster, Stadt und Region im Alten Reich. Birgit Kata und Gerhard Weber stellen die archäologischen Befunde im Bereich der Kemptener Residenz und ihrer Umgebung vor; in diesem Zusammenhang widerlegt B. Kata schlüssig Alfred Weitnauers Vermutung, das Kloster sei ursprünglich im Bereich der Kemptener Altstadt gelegen. Anschließend thematisiert B. Kata die Jubelfeiern zur Geschichte des Fürststiftes Kempten seit 1777 in ihren jeweiligen historischen Kontexten. Martin Ott untersucht die Berichte über die frühe Geschichte der Abtei in der renaissancezeitlichen Chronistik. Johannes Merz konstatiert den – im Vergleich zu den Nachbarterritorien – relativen Erfolg der Kemptener Territorialisierung um 1500. Volker Laube analysiert die zeremonielle Funktion der barocken Kemptener Fürststäbte als Erzmarschälle der Kaiserin. Die Kulturlandschaft des Allgäus erhielt ihre moderne Gestalt durch die sogenannten Vereinödungen, eine Art frühneuzeitlicher Flurbereinigung, welche das Fürststift im Zusammenwirken mit seinen Untertanen seit dem 15. Jahrhundert durchführte; ihnen gilt der Beitrag Gerhard Immlers. Mit dem Kemptener Papierergewerbe vor dem Dreißigjährigen Kriege stellt Wolfgang Petz ein innovatives und für die Region bedeutendes Handwerk vor. In den

Bereich der gegenreformatorischen Frömmigkeit führt Markus Naumanns umfassender Artikel über die frühneuzeitlichen Bruderschaften im Fürststift Kempten. Schließlich zeichnet Franz-Rasso Böck die Säkularisierung des Fürststiftes nach.

Die Relevanz der vorgestellten Themen und die Qualität ihrer Bearbeitung rechtfertigen es, den vorliegenden Band – bis zum Erscheinen einer modernen Gesamtdarstellung – als das Standardwerk zum Fürststift Kempten zu betrachten. Die zahlreichen, bemerkenswert gut wiedergegebenen Abbildungen und Karten, die Bibliographie und das Register tragen wesentlich zu diesem Charakter bei. Das Buch ist der gelungene Auftakt der neuen Reihe »Allgäuer Forschungen zur Archäologie und Geschichte«, die im Auftrag des Heimatvereins Kempten vom Kemptener Stadtarchivar F.-R. Böck und dem Kulturamtsleiter G. Weber herausgegeben wird. Ziel der Reihe ist es, historischen und archäologischen Publikationen über das Allgäu ein angemessenes, interdisziplinär angelegtes Forum zu bieten. Betreut wird die neue Reihe vom Likias Verlag in Friedberg bei Augsburg, dem es zu verdanken ist, dass das Buch auch äußerlich sehr ansehnlich geworden ist.

Harald Derschka

Lukas Gschwend (Hg.): Grenzüberschreitungen und neue Horizonte: Beiträge zur Rechts- und Regionalgeschichte der Schweiz und des Bodensees (Europäische Rechts- und Regionalgeschichte, 1) 496 S., Dike Verlag AG, Zürich und St. Gallen 2007, sFr. 69,-

Seit 2005 wird vom Lehrstuhl für Rechtsgeschichte und Rechtssoziologie der Universität St. Gallen aus das Forschungsnetzwerk für Europäische Rechts- und Regionalgeschichte (FERRG) koordiniert, das hauptsächlich von Historikern aus der Schweiz und ferner den übrigen Bodenseeanrainerstaaten gebildet wird. Zur Zielsetzung des FERRG gehören die Bündelung und Förderung der rechts- und regionalgeschichtlichen Forschung in der Schweiz und im Bodenseeraum. Hierzu gehört eine eigene – zwischenzeitlich auf drei Bände angewachsene – Schriftenreihe »Europäische Rechts- und Regionalgeschichte«, deren Auftaktband 23 Beiträge zu rechts- und landesgeschichtlichen Themen vornehmlich des Bodenseeraumes und seiner Nachbarregionen enthält; der Akzent liegt auf der Vormoderne.

Herausgeber Lukas Gschwend bemerkt in seinem kurzen, programmatischen Vorwort, dass es für die traditionell enge Verbindung von Rechts- und Regionalgeschichte auch systematische Gründe gebe, insofern die Konstituierung und Ausgestaltung einer Region von den jeweiligen juristischen Rahmenbedingungen abhängen, auf die ihrerseits die regionalen Eigentümlichkeiten zurückwirken; zudem erfordere der Stellenwert der Regionen im gegenwärtigen und künftigen Europa eine vom herkömmlichen nationalgeschichtlichen Raster gelöste Regionalgeschichtsforschung.

Teil I (Rechtsgeschichte) versammelt Beiträge zu rechtsgeschichtlichen Themen an Beispielen aus dem Bodenseeraum und Graubünden. L. Gschwend skizziert die Bedeutung der rechtsgeschichtlichen Lehre und Forschung an der Universität St. Gallen. F. Hitz weist an Hand zweier gut dokumentierter Strafprozesse aus der Mitte des 15. Jahrhunderts nach, dass bei der »verspäteten« montfortischen Herrschaftsbildung in Oberrätien auf vorhandene Strukturen zurückgegriffen wurde. Das Totenfallbuch des Klosters Pfäfers (1677–1796) wird von L. Hollenstein nicht nur als Quelle zur Rechtsgeschichte, sondern im weitesten Sinne zur Volkskunde gelesen. J. Kirchgrabers Studie zur Stellung der Frau im Toggenburg des 17. Jahrhunderts wertet Rechtsquellen unter sozialgeschichtlicher Perspektive aus. G. Kramer ordnet die Gründung und Ordnung der St. Galler Strafanstalt St. Jakob von 1839 in den Kontext des weiten, seit der Aufklärung intensivierten Diskurses über die Ziele des Strafrechtes. C. Schott skizziert die zwischen 1450 und 1503 erfolgten Appellationen vom Schaffhauser an das Überlinger Stadtgericht. Einblick in die Rechtswirklichkeit – und hier insbesondere die Kleinkriminalität – einer Thurgauer Gerichtsherrschaft in der Spätzeit des Ancien Régime gewährt das Familienarchiv der Zollikofer von Altenklingen (H. Steiner). N. Büsser wertet das Scheitern einer geplanten Rechtsrevision in Appenzell AR auf der Landsgemeinde von 1660 als Widerstand gegen die obrigkeitliche Tendenz zur Stabilisierung der Staatlichkeit.

Teil II (Regionalgeschichte) versammelt Beiträge zu landesgeschichtlichen Themen, überwiegend mit rechtsgeschichtlichem Einschlag. F. X. Bischof würdigt die historiographische Leistung der Abtei St. Blasien in ihrer Spätzeit. Ch. H. Brunner stellt den Glarner Gelehrten und Politiker Tschudi, ausgehend von einer unscheinbaren Zinsliste, in seiner

Rolle als Familienoberhaupt vor. K. H. Burmeister rekonstruiert die Widerstände gegen die Schiffbar-machung der Schussen im frühen 15. Jahrhundert. M. Lemmenmeier beleuchtet Elemente des Diskurses über Rassenhygiene im Kanton St. Gallen vor dem Hintergrund einzelner Fallbeispiele. H. Maurer wertet eine Schiedsurkunde von 1163 als Quelle für das adelige Familienbewusstsein des Mönches Udalrich von Dapfen aus, welcher sie niederschrieb. A. Niederstätter zeichnet die bis zu den Appenzellerkriegen erfolgreiche Herrschaftsbildung der Habsburger im südöstlichen Bodenseeraum nach. Inhaltlich nichts Neues, aber einen gewissen Nutzen dank den Literaturhinweisen, bringt die Stadtführung, die M. Senn den Zürcher Jurastudenten anbietet. P. Sutter rekonstruiert die Rapperswiler Bürgerunruhen von 1489/90. K. Wanner entwirft eine Typologie der spätmittelalterlichen deutschschweizerischen Ratsprotokolle und verbindet sie mit den frühen eidgenössischen Abschieden.

Teil III (Bibliotheksgeschichte, Archivwesen, Editionen) versammelt Beiträge zur Geschichte und den modernen Aufgaben und Zielsetzungen der St. Galler Kantonsbibliothek (C. Dora) sowie des dortigen Staatsarchives (S. Gemperli) und der Stiftsbibliothek (K. Schmuki). Hinzu kommt S. Sondereggers Zürcher Antrittsvorlesung, ein überzeugendes Plädoyer für das Chartularium Sangallense und verwandte, langfristig angelegte Editionsprojekte. Im Teil IV (Unternehmensgeschichte) begründet L. Gschwend die Notwendigkeit von rechtshistorisch ausgerichteten unternehmensgeschichtlichen Forschungen; A. Zünd fokussiert die Probleme mit dem Umgang, besonders der Archivierung unternehmensgeschichtlicher Quellen.

Angesichts der Fülle an Beiträgen ist hier keine detaillierte Kritik und Würdigung des Bandes möglich. Die Beiträge erfüllen einen guten Standard, die durch den Titel und das Vorwort des Buches geweckten Erwartungen jedoch in unterschiedlichem Maße. Besonders lesenswert sind dabei die Artikel, die aus der intensiven Beschäftigung mit regionalen oder lokalen, rechtsgeschichtlich relevanten Quellen hervorgingen. Das Defizit des Bandes liegt in den wenigen und schlechten Abbildungen. Karten fehlen sogar völlig, selbst dort, wo die Territorialisierung einer Region oder bestimmte topographische Aspekte ausdrücklich thematisiert werden.

Harald Derschka

Theres Flury, Karl Schmuki, Ernst Tremp: Von der Limmat zurück an die Steinach. St. Galler Kulturgüter aus Zürich. Katalog zur Sonderausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (2. Dezember 2006 – 25. Februar 2007), 111 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag im Klosterhof, St. Gallen 2006, sFr 19,50

Der Titel der Ausstellung bzw. des Kataloges benennt in topographischer Umschreibung den Umstand, welchem die vorliegende Publikation gewidmet ist. Dabei handelt es sich um die Rückkehr von 40 Handschriften nach St. Gallen, welche seit dem Togenburger Krieg im Jahre 1712 in Zürich verblieben waren. Die genauen Umstände und Regelungen der Rückführung werden im Vorwort und der historischen Einführung des Kataloges ebenso erörtert, wie die Geschichte der Bemühungen um den Rückerhalt der Werke von St. Galler Seite. Diese einführenden Anmerkungen zur Vorgeschichte und zum letztendlichen Zustandekommen der Ausstellung sollen genügen, da ein weiteres Eingehen auf die oben skizzierten Umstände, den Umfang der Rezension sprengen und das Thema »Kulturgüterstreit« in keiner Weise befruchten würde.

Der Katalog stellt indes keine summarische Aneinanderreihung der zurückgeführten Handschriften dar, sondern zeigt anhand von weiteren Werken aus der Stiftsbibliothek deren Einbindung in den Gesamtbestand, so dass die Homogenität der nun erstmals wieder zusammengeführten Bestände augenfällig wird. Aufgrund der Verschiedenartigkeit der ausgestellten Werke, was deren Alter und Thematik betrifft, bleibt immer der Bezug der Handschriften zur Stiftsbibliothek bzw. zur Abtei als kleinster gemeinsamer Nenner bestehen. Dies wird in den Abschnitten, welche den einzelnen Kapiteln jeweils vorangestellt sind und auch als Einleitung derselben verstanden werden sollen, prägnant ausgeführt. Dabei umfassen die Kapitel, wie schon in früheren Katalogen üblich, jeweils die in der Ausstellung in einer Vitrine gezeigten Werke. Am Beginn des Kataloges steht – als einziges nicht dauerhaft im Original nach St. Gallen zurückkehrendes Objekt – der Erd- und Himmelsglobus des Fürstbists Bernhard Müller, heute im Schweizerischen Landesmuseum Zürich. Obwohl der Katalogtext in bewundernswert gestraffter Form die wichtigsten Informationen zu Herkunft, Konstruktion, verwendeten Karten und ikonographischen Besonderheiten nennt, hätte man sich ein wenig mehr Raum gewünscht, der der

Beschreibung dieses singulären Werkes zugestanden hätte.

Im Folgenden wird mit Notker dem Deutschen eine zentrale Gestalt des Klosters St. Gallen umrissen und anhand seiner Werke vorgestellt. Dies reicht von eigenhändigen Interlinearglossen über eine auf Boethius fussende Tonlehre bis zu einem »altz mönchsverslin«, welches Vadian zur Unterscheidung der drei St. Galler Mönche gleichen Namens diente. Für die Texte der klassischen Antike sollen hier als *pars pro toto* Horaz, Seneca und Lucan angeführt werden, wobei besonders die ausgestellte Handschrift der Pharsalia des letztgenannten Autors aufgrund der beigegebenen Federzeichnungen besondere Erwähnung verdient. Im Übrigen nimmt der einleitende Text zu diesem Kapitel Bezug auf den ersten großen Verlust an Handschriften im Kloster, der 1416 unter maßgeblicher Beteiligung des Frühhumanisten Poggio Bracciolini zustande kam. Der Bereich der liturgischen Handschriften widmet sich fast ausschließlich der Blütezeit der Buchproduktion im Kloster St. Gallen. So sind es besonders Werke aus dem 9. und frühen 10. Jahrhundert, die ihrer künstlerischen Gestaltung wegen hervorgehoben werden. Eine Neuerwerbung, ein Stundenbuch des späten 15. Jahrhunderts, bei dessen ehemaligem Besitzer es sich wohl um einen St. Galler Mönch gehandelt hat, beschließt mit einem großen chronologischen Sprung dieses Kapitel. Mit dem Wandermönch Gall Kemli wird dem Leser eine außergewöhnliche Persönlichkeit des 15. Jahrhunderts vor Augen geführt, gleichzeitig markiert seine Person beispielhaft eine Zeit der Umbrüche und Krisen, von welchen auch das Kloster nicht verschont blieb. Die im Katalog ausgewählten Werke Kemlis erlauben einen Blick auf die geistigen Strömungen der Zeit ebenso wie auf die Nutzung neuer Medien, zu denen das Blockbuch und die Einblattholzschritte zu zählen sind. Unerwartet bietet im Anschluss an die Gallus-Vita das Kapitel *Hagiographica* und *Poetica* mit den »*Carmina Sangallensia*« und »*Versus ad picturas claustris sancti Galli*« zwei frühe Quellen zur Kunstbeschreibung. Die den Katalog beschließenden Einträge widmen sich verschiedenen frühneuezeitlichen Handschriften.

Neben dem inhaltlichen Gehalt verdient auch das äußere Erscheinungsbild des besprochenen Bandes Beachtung. Die Wahl eines größeren Formates kommt in besonderem Maße den qualitätvollen Abbildungen zugute. Die flüssig geschriebenen Texte sind informativ und erschließen trotz ihrer Kürze den

jeweiligen Sachverhalt umfassend. Der Anhang bietet weiterführende, nach den Kapiteln des Bandes geordnete Literatur und eine Übersicht der ausgestellten Handschriften. Die vorliegende Arbeit erschließt nicht nur einen Teil des Bestandes der Stiftsbibliothek, sie ermöglicht dem interessierten Laien ebenso wie dem Geisteswissenschaftler einen historischen, literaturgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Einblick in die verschiedensten Epochen. So wünscht man sich ob der Qualität des vorliegenden Bandes zukünftig eine noch umfangreichere Kataloggestaltung.

Andreas Dubsclaff

Brigitte Truschnegg: Lorüns. Dorfgeschehen in Schrift und Erzählung (unter Mitarbeit von Ernst Zech) (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe, 2) 288 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Wieder-Druck, Götzis 2006, € 35,-

Das Montafon kann – neben dem »Montafoner Heimatbuch« aus dem Jahre 1974 – bereits eine Reihe von Ortsmonographien aufweisen. Der »Heimatkunde von Vandans« von Hans Barbisch 1922 folgten in den 1980er Jahren die Arbeiten über Gaschurn (1985), St. Gallenkirch (1988) und St. Anton (1989), die vom Gründer und damaligen Leiter des nunmehrigen »Montafon Archivs«, Josef Zurkirchen, konzipiert und verfasst wurden. Das neue Heimatbuch von Vandans, an dem er zuletzt arbeitete, blieb wegen seines Todes unvollendet. Zudem wurde zu Beginn der 1990er Jahre von der Gemeinde Schruns die Herausgabe eines Dorfbuches angedacht.

Das hier vorzustellende Ortsbuch von Lorüns nimmt nur vordergründig die Tradition der Dorfmonographien im Montafon wieder auf, denn bei der Konzeption, Arbeitsmethode und Aufbereitung des Stoffes betrat man Neuland. Die Publikation entstand im Rahmen des seit dem Jahre 2000 laufenden Projektes des Standes Montafon und der Montafoner Museen über die Montafoner Geschichte, das – neben vielen weiteren Publikationen und Forschungsprojekten – zur Herausgabe eines vierbändigen Werkes führen soll (Der erste Band erschien 2005: Rollinger, J. M.; Rollinger R.; Rudigier, A.: Montafon 1. Mensch – Geschichte – Naturraum. Die lebensweltlichen Grundlagen [Das Montafon in Geschichte und Gegenwart, 1]. Schruns 2005.) Die für Lorüns spezifische Situation veranlasste den Initianten und Koordinator des Projektes, den Leiter der Schrunser

Museen und des Montafon Archivs, Andreas Rudigier, eine neue Arbeitsmethode und Präsentationsweise einzuschlagen: Der Heimatforscher Ernst Zech aus Lorüns hatte in jahrelanger Arbeit bereits eine große Menge an Informationen über seinen Heimatort zusammengetragen. Dieser Datensammlung standen wenig Quellenmaterial in den Archiven und kaum Literatur gegenüber (Der Hauptkatalog der Vorarlberger Landesbibliothek verzeichnete am 29. März 2007 unter dem Stichwort »Lorüns« zwar 42 Einträge, die – sofern sie nicht den Ort nur nebenbei berühren – sich zum größten Teil auf das »Zementwerk« beziehen). Den Mangel an schriftlichen Quellen kompensierte Rudigier mit der aus der »oral history« bekannten Methode, Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen. Zudem wurde archäologische Grundlagenforschung im Rahmen der Ausgrabungen beim Diebschlossle unternommen.

Der Bregenzer Historikerin Brigitte Truschnegg oblagen die kritische Würdigung der bisherigen Sammel- und Forschungsergebnisse, die Befragung von 28 Zeitzeugen und die schriftliche Fassung des Buches. Diese publikumsnahe Vorgangsweise bot zudem den Vorteil, dass die Bevölkerung im Vorbereitungsprozess weiteres Dokumenten- und Fotomaterial beisteuern konnte.

In der Einleitung bietet die Autorin zunächst einen Einblick in ihre Arbeitsweise. Sie betont, dass sie auf ein Netzwerk lokaler Mitarbeiter zurückgreifen konnte. Im Abschnitt über die Ortsgeschichte präsentiert sie neue Erkenntnisse auf der Grundlage der jüngsten Ausgrabungen beim »Diabschlossle«. Beachtenswert sind dabei ihre Aufzeichnungen über die mündlichen Überlieferungen der Anlage bei der Bevölkerung, darunter findet sich so mancher sagenhafter Erzählstoff. Dass die (dauerhafte) Auswanderung auch Lorüns nicht aussparte, demonstriert sie an Hand der Biographie dreier Männer aus dem Ort, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die USA auswanderten. Mit dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit setzt auch die Erinnerung der Zeitzeugen ein. Bei der Beurteilung der NS-Zeit im Ort fällt eine Sichtweise auf, die auch in anderen Landesteilen gepflegt wurde: einerseits die nachträgliche Milde gegenüber Nationalsozialisten und fehlende Aufarbeitung dieser Epoche, andererseits die Ansicht, dass es sich bei den »Nazis« ohnehin um orts-, tal- oder gar landesfremde Individuen gehandelt habe (darüber eingehender: Weber, W.: Die Alpenstadt und die Nazi. Aspekte der Organisations-

und Sozialgeschichte der NS-Bewegungen in Bludenz 1923 bis 1947, in: *Bludnzer Geschichtsblätter*, H. 85 [2007], S. 61). Beschreibungen über Kriegserlebnisse in der Fremde und über die letzten Kriegstage und die französische Besetzung im Ort vervollständigen dieses Kapitel.

Der Abschnitt »Dorfmittelpunkte« behandelt zunächst das kirchliche (sprich katholische) Leben. Die Lage des Ortes kam auch dahingehend zum Ausdruck, dass Lorüns zur Pfarre Bludenz gehört, es aber Teil des Dekanats Montafon ist. Die Autorin berücksichtigt auch Aspekte der Volksfrömmigkeit. Der Abschnitt wird mit einer ausführlichen Beschreibung der einklassigen Volksschule abgeschlossen.

Im Kapitel »Natur und Mensch« wird zunächst die Landwirtschaft behandelt. Deren ursprüngliche Bedeutung für den Ort und der drastische Wirtschaftswandel erschließt sich daraus, dass 1899 noch 21 landwirtschaftliche Betriebe bestanden, gegenwärtig aber nur mehr eine Landwirtschaft betrieben wird. Auch in diesem Kapitel zog Truschnegg etliche mündliche Quellen mit ein, die ein lebendiges Bild der – zumeist vergangenen – bäuerlichen Arbeitsweise vermitteln. Die Alpwirtschaft ist durch den Umstand gekennzeichnet, dass die Gemeinde die Alpe Rongg bei Gargellen, Gemeinde St. Gallenkirch, 1914 zugekauft hat; die Gavalinaalpe befindet sich ohnehin auf ihrem Gemeindegebiet. Neben der Beschreibung der Jagd und des Forstwesens misst die Autorin dem Wasser große Bedeutung (und Seitenumfang) bei: Einerseits wurde Lorüns von Überschwemmungen schwer heimgesucht, andererseits bestanden seit der Frühzeit der elektrischen Energiegewinnung seit 1901 immerhin zwei Kraftwerke im Ort. Nach der Schließung einer Anlage wird in Zukunft die gewerbliche Nutzung einer Quelle mit Mineralwasserqualität im Vordergrund stehen.

Unter »Arbeitsfelder im Dorf« werden die im Ort vertretenen Berufe vorgestellt. Lorüns besitzt auch zwei Gasthäuser. Deren Geschichte bricht im Buch aber 1956 ab. Unberücksichtigt bleibt die neuere Entwicklung, wonach ein Gasthaus inzwischen – einem landesweiten Trend folgend – zu einem China-restaurant mutierte. Dieser multikulturelle Aspekt der Ernährung bleibt hier aber ausgespart und un-aufgearbeitet: Wie nehmen die Bewohner Notiz von diesem Angebot, (wie) haben sich die örtlichen Ernährungsgewohnheiten geändert? Oder verzeichnet das Restaurant eher ein Einzugsgebiet von außerhalb

des Ortes? Interessant ist die Situation in Bezug auf die Arbeitsimmigration im Ort: Um 1900 stammten noch bis zu 33 % der Einwohner aus dem Trentino – ein Umstand, der sich in der kollektiven Erinnerung aber nicht manifestiert hat. Bei der Beschreibung des Zementwerkes Lorüns, das vielen Bewohnern Arbeit bot, wären noch sowohl das Verhältnis zwischen der traditionellen, agrarisch orientierten Lebensweise und einer (überhaupt bestanden?) »Arbeiterkultur« als auch die daraus resultierenden Kontakte und Konflikte (Selbstverständnis, Religion, Brauchtum) zu hinterfragen. Eine selbstbewusste Bürgergesellschaft trat jedenfalls 1992 in einer Demonstration gegen die Verkehrs lawine und für den Bau einer Umfahrung des Ortes auf, wie dem Kapitel über den Verkehr zu entnehmen ist.

Im Kapitel »Dorfleben« beschreibt die Autorin die einzelnen Vereine des Ortes und soziale Aktivitäten. Im Schlusskapitel »Gemeindeentwicklung seit 1945« unternimmt sie eine Zusammenfassung und hebt die Vorzüge des Dorflebens hervor. Hier wäre nachzufragen, inwieweit die Lage des Ortes zwischen dem Walgau und dem Montafon (was sich in den verschiedenen politischen, gerichtlichen und kirchlichen Zuständigkeiten manifestiert) das Selbstverständnis der Bewohner/innen beeinflusst: Die Montafoner Frauentracht, die im Ort getragen wird, lässt beim Brauchtum auf eine Nähe zum Montafon schließen. Die wirtschaftliche und schulische Orientierung ist aber auf den Raum Bludenz ausgerichtet. (Der Dialekt ist ohnehin Gegenstand einer anderen eingehenden Untersuchung (Ruoff; A.; Gabriel, E.: *Die Mundarten des Montafons*. Teilband 7 zu den Mundarten Vorarlbergs [Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek 3/7]. Graz, Tübingen 2003).

Die Liste der Bürgermeister, Ehrenbürger und -ringträger, ein Namens- und Ortsregister sowie ein Literaturverzeichnis runden das Werk ab. Das Literaturverzeichnis offenbart eine gegenwärtig geringe Zahl an Veröffentlichungen über den Ort. Hier würde eine Ergänzung mit Fundstellen in periodischen Schriften (Zeitungen, Kalendern) ein nützliches Desiderat darstellen.

Mit der vorliegenden Publikation besitzt Lorüns eine Ortsmonographie, deren klarer Aufbau, professionelle Arbeitsmethode und überzeugende Präsentationsweise als Vorbild für Veröffentlichungen in anderen Gemeinden empfohlen werden kann. Durch die Heranziehung und Würdigung mündlicher Quel-

len liegt zudem eine wichtige Dokumentation der Alltagsgeschichte des 20. Jahrhunderts im kleinen Dorf Lorüns vor.

Peter Strasser

Historisches Lexikon der Schweiz. Herausgegeben von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Chefredaktor: Mario Jorio. Band 5 Fruchtbarkeit – Gyssling, 854 S., Verlag Schwabe, Basel 2006, € 208,50/sFr. 298.-

Bereits in Heft 123 im Jahr 2005 (S.286 f.) wurden die Bände eins bis drei des Historischen Lexikons der Schweiz (HLS) besprochen. Zwischenzeitlich liegt pünktlich ein neuer Band des HLS vor. Auf insgesamt zwölf Bände angelegt, ist das monumentale Unternehmen des HLS, das auch in zwei weiteren Landessprachen erscheint, seit dem Jahr 2002 im Jahresrhythmus auf mittlerweile fünf Bände angewachsen. Mario Joro und seinem Team gebührt allerhöchster Respekt für diese Leistung, die zweifellos einmalig in der historischen Forschung ist. Voraussichtlich bis zum Jahr 2013 wird in rund 36.000 Artikeln ein Lexikon zur Geschichte der Schweiz von der Urgeschichte bis zur Gegenwart vorliegen, das sich mit allen Bereichen des menschlichen Lebens beschäftigt. Das Projekt sieht sich in der Nachfolge des zwischen 1921 und 1934 erschienenen Historisch-Biographischen Lexikons der Schweiz.

Erneut bestechen die einzelnen Artikel schon allein durch ihre Aufmachung. Hervorragende Bilder, Graphiken und Karten verdeutlichen und erläutern die Texte. Abbildungen dienen nicht der Dekoration, sondern sie sind eigenständige historische Dokumente. Photographien werden somit als gleichrangige Quellen verwendet und abgedruckt. Das ist ein wahrer Mehrwert des Lexikons. Die Artikel selbst sind allesamt exklusiv für das HLS geschrieben und sind auf dem neuesten Stand. Die Bände verlocken zum Lesen und Schmökern.

Wie wird der Bodenseeraum im fünften Band behandelt? Zum einen sind solide Artikel zu verschiedenen deutschen und schweizerischen Gemeinden zu finden: Etwa zu Gailingen aus der Feder des Konstanzer Alt-Kreisarchivars Franz Götz, zu Gaiserwald vom St.Galler Alt-Stadtarchivar Ernst Ziegler oder zu Gossau vom St. Galler Kantonsbibliothekar Cornel Dora. Auch Schlösser wie der Kreuzlinger Girsberg werden behandelt. Besonders der umfangreiche Artikel zum Kanton Graubünden (der an Liechtenstein

als Teil des Vereinsgebietes grenzt) ist hervorzuheben. Auch Persönlichkeiten wie der St. Galler Polizeikommandant Paul Grüniger, der während des Zweiten Weltkriegs viele hundert Juden rettete und daraufhin seines Amtes enthoben wurde, oder der gebürtige Konstanzer Jakob Fünklin, der im 16. Jahrhundert als reformierter Prediger in Tägerwilten und Biel wirkte, sind vertreten. Eine Kurzbiographie des heiligen Gallus, der nun als gesichert dem irisch-kolumbanischen Mönchtum des 6. und 7. Jahrhunderts zugehörig gelten darf, verfasste der zwischenzeitlich verstorbene Alt-Stiftsbibliothekar Johannes Duft. Äußerst instruktiv ist der Artikel über Grenzen. Dort wird festgestellt, daß am Bodensee eine chaotische Situation herrsche. Im Untersee gelte seit 1554 und in der Konstanzer Bucht seit 1665 die Mittellinie als Grenze, während sich in Bezug auf das übrige Seebecken drei Ansichten gegenüberstehen: Die Schweiz wünscht die Mittellinie, Deutschland betrachtet den gesamten See als gemeinsames Territorium, während Österreich die Seefläche als Niemandsland ansieht (S. 677).

Jürgen Klöckler

Bernd M. Mayer: Hoher Adel – Schöne Kunst. Die Sammlungen der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg (Kunst am See, 30) 104 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 2006, € 10.-

Die Galerie des Bodenseekreises präsentierte im Frühjahr 2006 in Meersburg eine vom Leiter der Kunstsammlungen der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg, Bernd Mayer, zusammengestellte kleine, aber feine Auswahl erlesener Kunstwerke aus den Wolfegger Beständen, deren Kern auf die Sammlertätigkeit des Truchsessens Max Willibald (1604–1667) zurückgeht. Die Wahl von Meersburg als Ort der Ausstellung war wohl bedacht, konnten damit doch die engen Beziehungen des Hauses Waldburg zum Bodenseeraum deutlich gemacht werden. Immerhin saßen zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert insgesamt vier Mitglieder des Hauses Waldburg auf dem Konstanzer Bischofsthron, und es war ein Waldburger, der eben erwähnte Truchsess Max Willibald, der im Dreißigjährigen Krieg als kaiserlicher Festungskommandant die beiden Bodenseestädte Konstanz (1633) und Lindau (1647) erfolgreich gegen die Schweden verteidigte. Nicht zuletzt aber besteht noch ein ganz direkter Bezug zwischen Wolfegg und Meersburg: 1503 erwarb

nämlich das Haus Waldburg einen großen Weinberg in Meersburg, den es bis heute besitzt.

Zu der Meersburger Ausstellung erschien der vorliegende hübsche Begleitband, der durch die hervorragende Qualität seiner Abbildungen besticht. Nicht nur Gemälde, Aquarelle, Buchmalereien und kolorierte Holzschnitte sind hier farbig wiedergegeben, sondern auch die Druckgraphik des 16. und 17. Jahrhunderts (Dürer, Rembrandt), die ja recht eigentlich den Ruhm, den internationalen Rang der Wolfegger Sammlung begründet hat. Dank des Umstands, dass auch die Farbtöne des für Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen jeweils verwendeten Papiers wiedergegeben werden, gewinnen die Abbildungen dieser kostbaren Blätter eine enorme Plastizität und Lebendigkeit.

Im begleitenden Text verknüpft der Autor geschickt die Geschichte des Hauses Waldburg-Wolfegg und seiner kulturellen Bedeutung mit Erläuterungen zu den über 50 Abbildungen. Nützlich ist auch eine Stammtafel, die vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart reicht und auch die Ehefrauen der jeweiligen Stammhalter aufführt.

Leider fehlt es bisher ja an einer Gesamtdarstellung der Geschichte des Hauses Waldburg, seiner Burgen, Schlösser und Kunstsammlungen. Das vorliegende Buch kann und will diese Lücke nicht schließen, aber es bildet zumindest für die Wolfegger Linie einen willkommenen vorläufigen Ersatz.

Peter Eitel

Fabio Crivellari, Patrick Oelze: Vom Kaiser zum Großherzog. Der Übergang von Konstanz an Baden 1806-1848 (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, 4) 151 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2007, € 14,90/SFr 26,30

Im Jahr 2006 hat sich die Zugehörigkeit von Konstanz zu Baden zum zweihundertsten Mal gejäht. Das Buch erschien jedoch nicht mehr rechtzeitig zu diesem Jubiläum. Hat es deshalb den Charme einer Zeitung von vorgestern oder sind in ihm auch Beiträge, die über den Jubiläumstag hinaus von Bedeutung sind?

Das Buch schildert die Vorgeschichte, das Ereignis selbst und die Nachwirkungen der Inkorporation in das entstehende badische Großherzogtum. Die vom Beginn des ersten Koalitionskrieges an labile und unruhige Zeit bis hin zu den napoleonischen

Federstrichen und Entscheidungen auf der Landkarte des Heiligen Reichs Deutscher Nation wird treffend geschildert. Konstanz war ein kleiner Spielball in diesem großen Spiel. Den Pressionen durch einen Beitritt zur Schweiz zu entgehen, war keine reale Option mehr, da die Schweiz selbst von Frankreich besetzt und Napoleon an einer optimalen Ausstattung seiner neugebildeten deutschen Mittelstaaten interessiert war. Ganz abwegig war die Idee freilich nicht, wurden doch am Hochrhein an anderer Stelle vergleichbare Korrekturen vorgenommen. Auch dachten führende französische Vertreter über eine Zuteilung von Konstanz zur Schweiz nach. Weiterreichende Neuordnungspläne mit dem Ziel einer alemannischen Republik waren nach der Selbsterhebung Napoleons zum Kaiser gegenstandslos geworden. Die Autoren schildern dann eingehend den Prozess der Inbesitznahme der Stadt durch die badischen Vertreter. Dabei blieb die Zugehörigkeit zu Baden zunächst durchaus unsicher, beruhte sie doch letztlich nur auf der militärischen Stärke Napoleons. Militärische Veränderungen oder eventuelle Aufstände, wie in Tirol, hätten das Blatt durchaus wenden können. Entsprechend zwiespältig und vorsichtig verhielt sich der Magistrat der Stadt Konstanz, nach dem Motto »man kann ja nicht wissen, was in nächster Zeit kommt«. Es war tatsächlich schwierig, sich auf die richtige Seite zu stellen. Dieses Kapitel ist eine echte Bereicherung der Stadtgeschichtsschreibung. Vieles ist im Detail dargestellt und anhand der lokalen Akten minutiös nachgezeichnet.

Anschließend schildern sie in zwei Kapiteln die Integration der Stadt in den badischen Staat zwischen 1806 und 1848, mit Ausblicken, die über diesen Zeitraum hinausreichen. Hier geht die Darstellung nicht über die Wiedergabe und Zusammenfassung bekannter Tatsachen hinaus, ja verfällt anhand der verwendeten Literatur in alte Denkmuster zurück. Integration erschöpft sich weitgehend in der Erörterung von Verfassungsfragen. Sie fallen damit hinter den Diskussionsstand und die entwickelte Begrifflichkeit zurück. Symptomatisch dafür ist eine Textstelle auf S. 117: »Auf einen Nenner gebracht kann man wohl sagen, dass sich die Konstanzer in der ersten Jahrhunderthälfte selbst aktiv in den badischen Staat integriert haben.« Den Konstanzer gab es aber damals so wenig wie heute. Die innerstädtischen Interessengruppen nahmen in den langwierigen und verschlungenen Prozessen der wirtschaftlichen, mentalen und politisch-gesellschaftlichen Integra-

tion sehr unterschiedliche Positionen ein. E in Reibungspunkt zwischen 1815 und 1866 innerhalb der Konstanzer Bürgerschaft war zum Beispiel die Haltung zur klein- und großdeutschen Frage, die je nach Standort Sympathien für Österreich oder Preußen implizierte und bei Teilen der Konstanzer alte Orientierungen in Richtung Österreich zu neuem Leben erweckte.

Gert Zang

Karin Schneider: Dornbirner Bürger 1867–1914 zwischen Anspruch und Alltag (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs, 6) 324 Seiten mit 30 schwarz-weiß Abbildungen, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2005, € 34,- /sFr 58,-
Die Autorin unternimmt am Anfang ihrer Studie einen beachtlichen und für die Geschichtsschreibung der Bodenseeregion seltenen Versuch, das Bürgertum der untersuchten Stadt differenziert in Zahlen zu fassen und auch die Bewegung der Sozialstruktur zwischen 1857 und 1910 zahlenmäßig abzubilden. Man kann nur hoffen, dass vergleichbare Studien im Bodenseeraum zahlreicher werden. In den sich anschließenden Kapiteln beschreibt sie die bürgerliche Lebensweise in allen Facetten. Zur Sprache kommen das Wohnen, die Familie und das Verhältnis der Geschlechter, die Bildung, das Vereinsleben, die öffentlichen Feste, die bürgerliche Selbstdarstellung und Traditionsbildung und anderes. In diesen umfangreichen Kapiteln kann sie jedoch das bei der zahlenmäßigen Analyse gewonnene differenzierte Bild der Teilschichten nicht durchhalten. Sie muss weitgehend eine »gemischte«, mittlere Lebensweise konstruieren, bei der die Oberschicht aufgrund ihrer schriftlichen und baulichen Hinterlassenschaft stark im Vordergrund steht. Dass sie Entwicklungslinien mit Hilfe der allgemeinen Überblicksliteratur zieht, mit ihrer Hilfe auch Lücken schließt, schlägt sich dann in dem Eindruck »bekannter Bilder« und Thesen nieder. Trotz der auf der Hand liegenden Quellenprobleme wäre für den Leser die konsequente Orientierung an dem zu Beginn gewonnenen Schichtungsbild ein Gewinn gewesen. In der Detaillierung und Konkretisierung und damit der Auflösung pauschaler Entwicklungsbilder liegt der Reiz der regionalen Geschichtsschreibung und der Gewinn für den »allgemeinen« Begriff einer Zeit. In dieser Hinsicht fällt es auch auf, dass sie Dornbirn

so gut wie nie mit anderen Städten im Bodenseeraum vergleicht.

Mit der Studie ist aber ein wesentlicher Beitrag, ja ein wichtiger Grundstein zur vergleichenden Geschichtsschreibung des Bodenseeraums im 19. Jahrhundert vorgelegt worden.

Gert Zang

Tatiana Sfedu: Ein Konstanzer Bürgerwerk. Das Rosgartenmuseum seit Ludwig Leiner (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, 7) 180 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2007, € 14,90/sFr 27,90

Tatiana Sfedu ordnet die Gründung und Weiterentwicklung des Rosgartenmuseums am Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts in die Konjunkturen der deutschen Museumsentwicklung ein. Grob kann man sagen, dass es immer dann zu Gründungswellen kam, wenn große Veränderungsprozesse in allen Lebensbereichen abliefen. Mit ihr lassen sich drei bis vier Hauptphasen unterscheiden: Die Jahre nach dem Sieg über Frankreich und der Reichsgründung 1870/71 brachten einen ersten wirtschaftlichen Boom, der viele Veränderungen auslöste. Die zweite Phase, die Zeit der Hochindustrialisierung mit ihrer rasanten Verstädterung, und die dritte Phase nach dem 2. Weltkrieg mit dem Wirtschaftswunder, führten auch in Konstanz zu tiefgreifenden Veränderungen der Stadt. Schließlich ging eine letzte Gründungswelle in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts mit den jüngsten Veränderungen der Technik und dem Abbau des produzierenden Gewerbes ganzer Sparten (Textilindustrie in Fall von Konstanz) einher.

Frau Sfedu schildert vor diesem Hintergrund die Museumsgründung in Konstanz. Während sich andernorts viele Personen im Rahmen von Vereinen um die Erhaltung bedrohter Zeugnisse des früheren Lebens bemühten, war dies in Konstanz die Sache einer einzigen Persönlichkeit. Der heute bestehende Verein wurde erst sehr viel später (1963) gegründet. Deshalb konnte sich Tatiana Sfedu auch ganz auf die Ideen und Motive Leiners konzentrieren, um die Gründe für die Errichtung des Museums herauszuarbeiten. Hier standen der Autorin auch genügend Quellen zur Verfügung. Das gilt offensichtlich nicht für die vermutlichen Gegner der Planung, die es mit Sicherheit aus politischen Gründen gab. Das Mu-

seum wurde ja in einer der turbulentesten Phasen der jüngeren Konstanzer Geschichte konzipiert und realisiert. Leiner war als Liberaler und Vorsitzender des Ortschaftsrates mitten im Wirbelsturm des badi-schen Kulturkampfes, der in Konstanz besonders heftig tobte und am Ende zur Exkommunikation des Bürgermeisters Stromeyer führte. Die Hoffnung, im Leiner'schen Privatarchiv könnten Stellungnahmen der politischen Gegner, der katholischen Volkspartei einerseits und der Demokraten andererseits erhalten geblieben sein, hat sich wohl nicht erfüllt. Mir scheint die Darstellung der Gründungsgeschichte an dem Punkt etwas zu harmonisch geraten zu sein. Man kann sich diese Konfrontation und Lagerbildung nicht hart genug vorstellen und das Museumsprojekt kann davon nicht unberührt geblieben sein. Mit der Eröffnung selbst hatte Ludwig Leiner allerdings ein optimales Zeitfenster gewählt. Der Sieg über Frankreich hatte die innerstädtischen Gegner eine zeitlang sprachlos werden lassen. Fünf Jahre später hätte das schon ganz anders ausgesehen. Ein großes Kapitel widmet Sfedu der inneren Ausgestaltung und Ordnung der Sammlung und ihrer laufenden Anpassung an die vorhandenen Räume und Objekte. Das Grundprinzip hat Leiner nie geändert. Er ging davon aus, dass alles in der Entwicklung des Lebens, Natur und Kultur, zusammenhängt. Das Prinzip ist eigentlich bis heute gültig, auch wenn der Gedanke durch die Teilauslagerung der Naturgeschichte und die Herauslösung und Betonung der Kunsterzeugnisse zwischenzeitlich im Museum verloren gegangen war. Das zweite Prinzip Leiners war, das gesamte Wissen und alle verfügbaren Objekte zu vereinen und zu zeigen. Entsprechend überfüllt waren die Räume. Ein ausführliches Kapitel ist dem Leinersaal gewidmet, der in modifizierter Form die Aufstellungspraxis Leiners noch heute widerspiegelt. Niemand wird heute noch dem Prinzip der enzyklopädischen Darstellung folgen wollen und können, dazu wäre ein noch so große Museum nicht in der Lage. Die Zusammenhänge ausschnittsweise und wechselnd darzustellen war für Ludwig Leiner jedoch noch ein fremder Gedanke. Die erste Sonderausstellung wurde erst 1960 durchgeführt. Für einen solchen Wechsel hätte auch die personelle Ausstattung nicht gereicht.

Sind die ersten dreißig Jahre bis zum Tod Leiners eingehend dargestellt, werden die restlichen rund hundert Jahre in der Form eines Abrisses und mehrerer Kurzbiographien der auf Ludwig Leiner folgenden Leiter Otto und Bruno Leiner sowie Sigrid von

Blackenhagen dargestellt. Vor allem die Jahre nach 1950 und die teilweise konfliktträchtigen letzten 25 Jahre warten noch auf eine eigene Darstellung. Eine Fortsetzung der verdienstvollen Arbeit wäre sicher wünschenswert. In dem vorliegenden Band sind die aus dem Familienarchiv gehobenen Bildschätze besonders hervorzuheben.

Kleinere Fehler können immer vorkommen (Regierungsbaurat Franz Hitzel nicht Hintzel), wie aber der Fehler, wonach Freiherr von Wessenberg der alt-katholischen Kirche beigetreten sein soll, stehen geblieben ist, ist mir unverständlich. Zu dem Zeitpunkt (1873) war Wessenberg bereits lange tot (1860).
Gert Zang

Gabriela Güntert: Sie bauten den Thurgau: Die Architekten Brenner (Denkmalpflege im Thurgau, 6) 255 Seiten mit zahlreichen farbigen und s/w Abbildungen, Verlag Huber, Frauenfeld 2004, sFr 78,-
Das Amt für Denkmalpflege im Kanton Thurgau rief 1999 mit der Reihe »Denkmalpflege im Thurgau« eine Publikation ins Leben, die sich in erster Linie an interessierte Laien richtet. Jedes Jahr erscheint ein Band zu einem Schwerpunktthema – 2004 zur Architektenfamilie Brenner.

Das einleitende Vorwort der Kantonalen Denkmalpflegerin Beatrice Sendner gibt Aufschluss über den Anlass und das Ziel der Publikation: Im Jahr 2000 ging der umfangreiche Nachlass der Architekten Brenner an das Staatsarchiv des Kantons Thurgau. Die anschließende wissenschaftliche Auswertung musste im Druck aufgrund des Umfangs selektierend erfolgen und beschränkt sich bei den Biographien der Architekten und dem gewählten Schwerpunkt »Wohnkultur« als ein Teil der Bauaufgaben auf ein-führende Skizzen sowie einen bündigen Werkkatalog. Wer jedoch eine Aneinanderreihung trockener Zahlen und Fakten, gewonnen aus dem Nachlass erwartet, irrt.

Die Biographien von Johann Joachim Brenner (1815–1886), seinen Söhnen Albert (1860–1938) und Joachim Wilhelm (1867–1924) sowie Alberts Tochter Gertrud (1905–1995) informieren trotz der Kürze über die Ausbildungswege, Lehrer und Entwicklung der einzelnen Familienmitglieder. Insbesondere die Vorbilder, gewonnen v. a. auf Reisen, werden anhand von Zeichnungen anschaulich dargelegt. Auf diese Weise wird das Interesse und die Teilnahme an den zeitgenössischen Debatten um Architektur und im

Gegenzug auch die Einflussnahme der jeweiligen Generation auf das »moderne« Bauen verdeutlicht. Sowohl die Reisen ins Ausland zum Studium der Architektur als auch die Einbeziehung des Zeitgeschmacks und der »Moderne« dienen der Autorin und dipl. Architektin Gabriela Güntert gleichermaßen zum Herausarbeiten der stilistischen Unterschiede innerhalb der Familie Brenner. Der Einfluss des Jugendstils und des »Neuen Bauens« wird ebenso im Werk der Architekten gewürdigt wie der der technischen Neuerungen (Elektrizität etc.).

In dieser vergleichenden Form, die die Studiengänge wie auch zeitgemäße Entwicklungen im Oeuvre berücksichtigt, wurde der Aufsatz über »Wohnkultur von Architektenhand« abgefasst und mit zahlreichem Bildmaterial (Pläne und Fotos) und Verweisen auf den Werkkatalog bereichert. Die Beschreibung der Objekte umfasst die Außenansicht und Einpassung in die Landschaft, die Innenraumgestaltung, erfolgte Modernisierungen bzw. Umbauten sowie eine stilistische Einordnung.

Der anschließende Werkkatalog der Architekten in seiner Chronologie bearbeitet in der Beschreibung die gleichen Punkte wie der Abschnitt »Wohnkultur«, ist in seiner textlichen Darlegung jedoch geraffter. Zusätzlich wird hier – was leider die Biographien vermissen lassen – sowohl auf Sekundärliteratur als auch auf Bild- und Schriftquellen verwiesen, die im Anhang sehr übersichtlich aufgeschlüsselt werden.

»Sie bauten den Thurgau: Die Architekten Brenner« gibt dem Leser eine klar gegliederte und übersichtliche Einführung in das Schaffen dieser bedeutenden Architektenfamilie und eröffnet zugleich einen Blick in die Architekturentwicklung im Thurgau in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Dabei verliert die Verfasserin architektonische Strömungen der Zeit, die akademische Ausbildung der vier Architekten aber auch die denkmalpflegerische Sicht auf den Bestand nie aus dem Auge. Dem »interessierten Laien« wird anschaulich ein Stück Architekturgeschichte nahe gebracht – dem Experten gibt die Publikation ein effizientes Nachschlagewerk zum Oeuvre der Architektenfamilie Brenner an die Hand.

Grit Koltermann

Esther Bächer, Barbara Stark (Hg.): **Verkannt, vergessen: Der Maler, Schriftsteller und Bildhauer Heinrich Ernst Kromer. Eine grenzüberschreitende Retrospektive (Kataloge des Bodman-Hauses, 5)** 120 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Huber, Frauenfeld 2004, € 16,50/sFr 24,80

Fünf Autoren, Esther Bächer, Barbara Stark, Helmuth Weidhase, Herbert Hofmann und Walter Rügert versuchen einem Talent, das sich zwischen seinen Begabungen nicht entscheiden konnte, wie schon der Titel anzeigt, auf die Spur zu kommen. 1866 geboren, besuchte er als Bauernsohn das Gymnasium in Konstanz. Das ist um so erstaunlicher, als die Oberschuljahre Kromers in sogenannte schlechte Zeiten fallen. Als er auf die Schule kam, steckte Konstanz mitten im Gründerkrach, dem reihenweise die liberalen Projekte zur Entwicklung der Stadt und am Ende auch Oberbürgermeister Stromeyer zum Opfer fielen. Noch jahrelang musste die Stadt die aufgehäuften Schulden abtragen. Als Kromer sein Abitur machte lastete über Deutschland immer noch eine langanhaltende wirtschaftliche Depression. In der Schulzeit kam er über seinen Schulkameraden, den später bekannten Maler Ernst Würtenberger mit literarisch und malerisch begabten Gleichaltrigen in Kontakt. Nachdem er Studienversuche in Germanistik und Jura abgebrochen hatte, folgte er Würtenberger nach München und verkehrte in der Künstlerboheme, zu der illustre Personen wie Wilhelm Trübner, Arnold Böcklin, Hans Thoma und Max Doerner gehörten. Kromer machte freilich nicht den Versuch, in die Kunstakademie aufgenommen zu werden. Wie andere, zum Beispiel etwas später Paul Klee, suchte er private Lehrer auf, um sich in der Malkunst zu bilden. Wenn man bedenkt, dass ihn sein Vater in seinen künstlerischen Ambitionen, entgegen landläufiger Erwartung, unterstützte, und die prosperierenden wirtschaftlichen Verhältnisse neue Möglichkeiten für Künstler eröffneten, waren eigentlich alle Voraussetzungen vorhanden, um sich einen Namen machen zu können. Das aber war nicht der Fall. Noch vor den jüngsten Ausstellungen war er in Konstanz nur wenigen Eingeweihten bekannt. Wenn überhaupt, war er als Heimatdichter und -maler in Erinnerung geblieben. Die Autoren erklären diesen Umstand zu Recht damit, dass er sich zwischen seinen Begabungen nicht entscheiden konnte oder wollte und am Ende gezwungen war zu schreiben, zu malen und zu bildhauern, um sich einigermaßen über Wasser zu halten. Da hatte er keine Alternative

mehr. Die Autorinnen und Autoren schildern detailliert diesen Zickzackkurs zwischen den Kunstformen, wobei ihm mit dem Roman »Gustav Hänfling – Denkwürdigkeiten eines Porzellanhändlers« immerhin ein Erfolg gelang, der ihn über die engeren Grenzen hinaus bekannt machte.

Kromer ist das personifizierte Scheitern, weil er nie bei einer Sache geblieben ist, was ihm noch in der NS-Zeit nicht inhaltliche, sondern formale Schwierigkeiten bereitete, weil die Zugehörigkeit zu den Kammern für Künstler eine eindeutige Zuordnung voraussetzte. Dabei waren die äußeren Bedingungen für eine freie Künstlerexistenz seit 1890 so gut wie niemals vorher. Der durch die Hochindustrialisierung und Verstädterung ausgelöste Wirtschaftsboom seit 1890 hat für künstlerisch Begabte einen bis dahin nicht gekannten freien Markt eröffnet, aber auch die Konkurrenz enorm anwachsen lassen. Wie im allgemeinen Berufsleben der Zeit die Spezialisierung Platz griff und in der Warenwelt sich Markennamen etablierten, war es auch in der Kunst notwendig, sich zu spezialisieren und sich einen Namen zu schaffen. Alles andere lief Gefahr, in den Zwischenbereich des Dilettierens abzugleiten. Kromer musste mit seiner Art fast zwangsläufig in dem entstehenden Kunstmarkt untergehen. Gegen Ende seines Lebens konnte er zurückgezogen in Konstanz nur noch für einen lokalen Markt mit einigen festen Abnehmern, Gönnern oder Auftraggebern produzieren. Die Einstufung als provinziell und heimatlich war die logische Folge. Dabei waren seine Werke, wie die Autorinnen und Autoren zeigen, von guter bis hoher Qualität. Sie sind noch heute »ansehnlich« bzw. gut lesbar. Man kann nur hoffen, dass der Begleitband Kromer aus dem Winkel herausholt und einem größeren Publikum nahebringt. Der Begleitband ist auch eine berührende und fesselnde Biographie einer schwierigen Existenz als freier Künstler in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Am Ende des Bands befindet sich dankenswerterweise ein Verzeichnis von Kromers Schriften, so dass man hier das eine oder andere nachlesen kann. Ein Auswahlverzeichnis seiner malerischen und bildnerischen Arbeiten fehlt leider, wäre aber sehr hilfreich gewesen. So kann man zum Beispiel noch heute eine von Kromer gefertigte Büste in einer Ecknische eines Hauses in der Konstanzer Seestraße bewundern, die den ehemaligen Oberbürgermeister der Stadt Konstanz Max Stromeyer darstellt. Vielleicht gibt es noch weitere Zeugnisse seiner

Arbeit, die halbverborgen, doch öffentlich zugänglich sind?

Gert Zang

Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus. 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart. Redaktion Robert Kretschmar (Tagungsdokumentation zum Deutschen Archivtag, 10) 538 Seiten, Klartext Verlag, Essen 2007, € 32,-

Es hat sehr lange gedauert, bis auch die Zunft, die berufsmäßig für die Überlieferung von Geschichtsquellen zuständig ist, sich ihrer Vergangenheit im »Dritten Reich« gestellt hat. Anlässlich des 75. Deutschen Archivtages haben sich die deutschen Archive im September 2005 in Stuttgart diese Aufgabe vorgenommen und kritisch auf die NS-Geschichte ihres Berufstandes geblickt. Die Ergebnisse dieser Bemühungen sind zwischenzeitlich in einem stattlichen Band veröffentlicht. Viele der dort verhandelten Aspekte, wie etwa die Überlieferungsbildung, die Archivgesetzgebung, die Archivbauten, die geraubten Archivalien in ganz Europa (mit Ausnahme von Italien, wo Theodor Mayer den Abtransport verhinderte), die deutsche Archivpolitik im besetzten Ausland und ähnliche Themen dürften für die Leserschaft rund um den Bodensee von eher untergeordnetem Interesse sein.

Doch ein Aspekt im Kapitel »Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung nach 1945« betrifft den Bodenseeraum unmittelbar. Es ist die schwäbisch-alemannische Archivpolitik der Nachkriegszeit, die der Leiter des Freiburger Staatsarchivs präsentiert. Kurt Hochstuhl berichtet nämlich von den ersten Südwestdeutschen Archivtagen, die 1946/47 im ober-schwäbischen Aulendorf abgehalten worden sind. Die Protagonisten der Tagung waren der Sigmaringer Staatsarchivar Franz Herberhold einerseits und auf der anderen Seite der Fürstlich Waldburg-Zeil'sche Archivar Rudolf Rau sowie der Konstanzer Stadtarchivar Otto Feger. Feger hatte mit einer politischen Kampfschrift, seiner auflagenstarken »Schwäbisch-Alemannischen Demokratie«, für Aufsehen gesorgt, weil er sich für Autonomie und Subsidiarität in einem neu zu schaffenden, föderalistisch-dezentralen Staatswesen aussprach. In Aulendorf forderten er und sein Kollege Rau konsequent die Dezentralisierung im Archivwesen und die Schaffung eines einzigen landesgeschichtlichen Organs, der geschichtsrevisionistisch-antipreußisch ausgerichteten

»Zeitschrift für Schwäbische Geschichte«, was beim Sigmaringer Staatsarchivar auf geringe Gegenliebe stieß. Beide Projekte konnten nicht durchgesetzt werden, doch waren die Forderungen des Jahres 1946 der Ausgangspunkt für die Schaffung zweier Staatsarchive in Freiburg (Südbaden) und Sigmaringen (Württemberg-Hohenzollern) in den folgenden Jahrzehnten. Die reichen regionalen Quellenbestände des 19. und 20. Jahrhunderts sind näher an den Bodensee herangerückt. Das ist ein großer Fortschritt, wengleich die zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Rahmen von Säkularisation und Mediatisierung in die zentralen Staatsarchive gebrachten mittelalterlichen Urkunden und das frühneuzeitliche Schriftgut bis heute im Generallandesarchiv in Karlsruhe und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart liegen.

Jürgen Klöckler

Gouverneursbesprechungen. Die deutschen Protokolle der Besprechungen zwischen Vertretern der Regierung von Württemberg-Hohenzollern und der französischen Militärregierung in Tübingen 1945–1952. Bearbeitet von Frank Raberg. Herausgegeben von Edwin Ernst Weber, 445 S., Edition Isele Konstanz/Eggingen 2007, € 25,-/sFr 43,80

Vielfach ist in Fachkreisen moniert worden, es werde in den letzten Jahren zuviel ediert. Tatsächlich kann man sich über den Sinn mancher Edition mit Recht den Kopf zerbrechen. Nicht so bei den Gouverneursbesprechungen zwischen der französischen Militärregierung und den Regierungsvertretern von Württemberg-Hohenzollern, die fachkundig und fundiert von Frank Raberg bearbeitet worden sind. Insgesamt 149 Dokumente aus dem Bestand Wü 2 (Staatskanzlei) T 1 des Staatsarchivs Sigmaringen wurden ausgewählt, zum einen, um für die bis heute noch immer nicht geschriebene Geschichte des kurzlebigen Staates Württemberg-Hohenzollern einen weiteren Quellenkorpus zu erschließen, zum anderen sicherlich auch, um der »erstmaligen Staatlichkeit Oberschwabens« (H. Pfefferle) eine historische Reverenz zu erweisen. Schwer wiegt der Verlust mehrerer Protokolle (S. 16), die sich vielleicht in den *Archives de l'occupation* im elsässischen Colmar erhalten haben könnten.

Die ganze Bandbreite des nachkriegsbedingten Mangels, der politischen Säuberung und des gesellschaftlichen Wiederaufbaus werden angesprochen. Die Kartoffelversorgung, die Lebensmittelrationen,

die Demontagen, die Requisitionen, die umfangreichen Franzosen- bzw. Exporthiebe in den Wäldern, die Entnazifizierung von Verwaltung und Wirtschaft, die Verfassungskrise und viele weitere Fragen werden von »Gouverneur« Widmer (korrekt: *Délégué Supérieur pour le Gouvernement Militaire de Wurtemberg*) zuerst mit den Regierungschefs bzw. den Staatspräsidenten Carlo Schmid (SPD), Lorenz Bock (CDU) und schließlich Gebhard Müller (CDU) besprochen. Zurecht bemängelt Frank Raberg das weitgehende Fehlen von biographischen Untersuchungen zur Nachkriegsgeschichte, die sich bei der Kommentierung von Eigennamen nachteilig bemerkbar gemacht hat. Das ist prinzipiell richtig; trotzdem hätte der Freiburger Gouverneur Pierre Pène mehr als nur eine Zeile verdient gehabt (S. 301). Zudem fällt auf, daß die von Carlo Schmid gehaltenen, einleitenden Berichte anläßlich der Gouverneursbesprechungen nicht ermitelt worden sind, obwohl es doch in Anm. 35 auf Seite 30 heißt: »Der Bericht ist in französischer Sprache und kann im Staatssekretariat eingesehen werden.« Diese Ausführungen stellen zweifellos einen wesentlichen Teil der Protokolle dar.

Jürgen Klöckler

Jochen Kelter: Ein Vorort zur Welt. Leben mit Grenzen. Essays und Texte aus der Schweiz, 100 Seiten, Waldgut Verlag, Frauenfeld 2007, € 12,-/sFr 18,-

In der Ära der Niederlassungsfreiheit und des freien Arbeitsmarktes zwischen der EU und der Schweiz mutet es etwas unzeitgemäß an, wenn jemand, der im politischen Streit die Universität Konstanz und den öffentlichen Dienst Anfang der 70er Jahre verlassen musste, in die Schweiz gleichsam in das politische Exil geht. Diese Einstellung hat den Schriftsteller Jochen Kelter aber sein Leben lang begleitet. Von Tägerwilen aus gehen der Blick und der Aufbruch in die Welt und zurück. Heimatliche Fremde steht gegen fremde Heimat. Der Gang in die Stadt ist ein Gang über die Grenze in das amerikanisierte, militaristische Deutschland, und der See teilt die Region. In der Schweiz wird er nicht heimisch, der Thurgau bedeutet Randlage, die Tätigkeit für die Autorenvereinigung Olten ist Arbeit für Dissidenten. In den gesammelten Texten aus 25 Jahren beklagt Kelter das Verschwinden der intellektuellen Debatten der Nach-Achtundsechziger in den 80er und 90er Jahren, den Zerfall der politisch-kulturellen Netzwerke, die

spärlich werdenden Möglichkeiten des Schriftstellers angesichts der Konzentration im Medienbereich. Die institutionalisierte Kooperation in der Bodenseeregion wird dabei nicht zur Kenntnis genommen. Kritisch begleitet er den geistigen Klimawandel in der Schweiz von der Fichen-Affäre über Weltkriegsfeiern, Landesausstellung bis zur von außen erzwungenen Vergangenheitsdebatte um Flüchtlinge und jüdische Konten. Inzwischen ist Kelter angekommen, er hat das Literaturhaus Gottlieben regional und überregional auf den Weg gebracht, er ist eingebürgert, und der Kanton Thurgau hat seine Broschüre subventioniert.

Arnulf Moser

Baden-Württembergische Biographien. Band IV. Herausgegeben von Fred L. Sepaintner, 476 Seiten, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2007, € 27,-/sFr 47,20

Der neue Band der Baden-Württembergischen Biographien besticht wie gewohnt durch die Qualität der Kurzbiographien, die nach einer strengen Systematik auf der Grundlage verbindlicher Richtlinien aufgebaut sind: Vorspann mit gedrängtem chronologischem Lebenslauf, der eigentliche Vitentext und der wissenschaftliche Nachspann mit Quellen- und Literaturhinweisen. Eine Unterschätzung des Individuums zugunsten einer anonymisierenden Gesellschaftsgeschichte im Sinne der historischen Sozialwissenschaften wird vom Herausgeber Fred L. Sepaintner entschieden abgelehnt. Dennoch gelten auch für ihn wie für seinen Vorgänger Bernd Ottnad die Grundforderungen: »keine Panegyrik!, kein Nekrolog!« (S. VII).

Wie schon in den letzten Bänden (vgl. die Rezension in den Schrr VG Bodensee 125 (2007) S. 260) sind auch Persönlichkeiten des Bodenseeraums vertreten. Der Rechtshistoriker Karl S. Bader (1905-1998) etwa, Nikolaus Freiherr von und zu Bodman (1903-1988), der Konstanzer Landgerichtspräsident Kaspar Deufel (1890-1961), die Gailinger Schriftstellerin Berta Friesländer-Bloch, der Konstanzer Verleger Alfred Merk (1877-1964), Bischof Georg Moser (1923-1988) sowie der südbadische Regierungspräsident Hermann Person (1914-2005) und sein Nachfolger Conrad Schroeder (1933-2006). Völlig zurecht hat auch der Initiator der Reihe, der langjährige Leiter des Freiburger Staatsarchivs, Bernd Ottnad (1924-2002), aus der Feder des ebenfalls

zwischenzeitlich verstorbenen Bonner Ministerialrats Horst Ferdinand (einem schaffensfrohen Mitarbeiter der Baden-Württembergischen Biographien, dessen Biographie auf den Seiten 77-80 nachzulesen ist), eine Lebensbeschreibung erhalten.

Es fällt auf, daß verstärkt historische Persönlichkeiten biographisch erfaßt werden, deren Namen mit den dunklen Seiten der deutschen Geschichte verbunden sind: Oberbürgermeister und NSDAP-Kreisleiter der Jahre 1933 bis 1945, Funktionsträger des NS-Regimes wie Reichstags- und Landtagsabgeordnete, Gaubeauftragte und SS-Obergruppenführer. Die Erforschung der NS-Eliten ist richtig und wichtig, doch dann sticht umso mehr die oftmals wenig beleuchtete NS-Vergangenheit der ebenfalls biographierten Altersgenossen hervor. Man kann schon fragen, weshalb bei Karl S. Bader zwar im Vorspann Grete Weiß (1904-41) als erste Ehefrau Baders genannt wird, der Scheidung von 1936 und dem weiteren Schicksal, nämlich der Deportation und Ermordung von Frau Bader-Weiß aber kein einziges Wort mehr im Text folgt. Die seelischen Nöte und menschlichen Abgründe hinter dieser Notiz lassen sich zumindest erahnen. Es ist doch hinlänglich bekannt, daß sich Tausende Ehepaare scheiden ließen, um die berufliche Zukunft des »arischen« Partners zu sichern. War die Ehe nun zerrüttet oder hatte die antisemitische Politik im NS-Deutschland das Paar getrennt? Hätte sich Bader bei einem Weiterbestand der Ehe in Freiburg 1941 habilitieren können?

Wie verhielt es sich – ein weiteres Beispiel aufgreifend – mit dem Konstanzer Landgerichtspräsidenten Kaspar Deufel, dessen Verdienste für die Demokratie vor 1933 und nach 1945 unbestritten sind? Auf S. 48 ist zu lesen: »Während des ‚Dritten Reiches‘ bekannte er sich freimütig zur kath. Kirche, lehnte den Beitritt zur NSDAP ab. Soweit er 1934 einigen fast nur auf Beitragszahlung ausgerichteten Gliederungen beitrug, dürfte dies zur Abwehr von parteipolitischen Angriffen, die auch Familienangehörige nicht verschonten, geschehen sein.« Ein Blick in die Entnazifizierungsakte im Staatsarchiv Freiburg (D 180/2 Nr. 361), die zumindest in Teilen Deufels Gaupersonalamtsakte (hoher Quellenwert!) enthält, ergibt folgendes Bild: Kaspar Deufel ist 1933 nicht der NSDAP beigetreten, hat aber während des Krieges nach Mitteilung seines Vorgesetzten, des Karlsruher Oberlandesgerichtspräsidenten, einen Aufnahmeantrag gestellt, dem nicht stattgegeben worden ist. An einer Fronleichnamsprozession hat

Deufel zuletzt 1937 teilgenommen, 1938 hielt er sich – wie offiziell von einem deutschen Beamten gefordert – bewußt fern. Deufel hat zweifellos nach 1933 wie viele höhere Beamte den Weg der Anpassung gewählt. Zum 1. Januar 1934 trat Deufel dem Bund nationalsozialistischer deutscher Juristen, dem späteren NS-Rechtswahrerbund, bei. Am selben Tag wurde er auch Mitglied der NS-Volkswohlfahrt, der nach der Deutschen Arbeitsfront zweitgrößten NS-Massenorganisation. Zum 10. Oktober 1935 trat er dem Reichsbund deutscher Beamter, einer gleichgeschalteten Standesorganisation, bei, zum 1. Januar 1936 schließlich dem Reichsluftschutzbund. Zudem war er seit Juni 1934 förderndes Mitglied der SS, was im Klartext die jährliche Zahlung einer finanziellen Zuwendung an die SS bedeutete. Vom Gaupersonalamt wurde ihm denn auch mehrfach seine »Gebefreude« bescheinigt. In keiner dieser der NSDAP angeschlossenen Verbände bzw. betreuten Organisationen hat er allerdings aktiv, geschweige denn führend mitgewirkt; er entrichtete pünktlich seine Beiträge und verhielt sich ansonsten systemkonform und unauffällig. Schon diese wenigen Sätze mögen genügen, ein differenzierteres Bild von Kaspar Deufel im Nationalsozialismus zu zeichnen.

Jürgen Klöckler

Clemens Wischermann (Hg.): Von Katzen und Menschen, Sozialgeschichte auf leisen Sohlen, 276 S., zahlreiche Abbildungen in schwarz-weiß und Farbe, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2007, € 24,-/sFr 41,30

Jedes Kind kennt das uralte Märchen vom »Gestiefelten Kater« (Du brauchst mich nicht zu töten, um ein Paar schlechte Handschuhe aus meinem Pelz zu kriegen, lass mir nur ein Paar Stiefel machen, dass ich ausgehen kann und mich unter den Leuten sehen lasse) oder von den »Bremer Stadtmusikanten« (weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen) und lässt es für die Katze Partei ergreifen. In der Phantasie, später auch oft in der Wirklichkeit, wird die Katze zum Freund, die in der Familie ihren festen Platz hat, auch wenn sie gewisse Eigenschaften ihrer ursprünglichen Wildheit nie ganz abstreifen kann.

In der deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Literatur ist die Katze bisher wenig in Er-

scheinung getreten. Wohl kann man sich in jüngerer Zeit an einigen Überblicksartikeln über die Katze in der Geschichte informieren, etwa im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (1987), im Lexikon des Mittelalters (1991) oder im Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (2000). Der vorliegende Band, der eine echte Pionierleistung darstellt, schließt eine Lücke im Schrifttum. Er widmet der Katze im Zusammenleben mit dem Menschen von der Zeit des Alten Ägypten bis ins 21. Jahrhundert ein umfassendes Bild in sozial- und kulturgeschichtlicher Hinsicht, in dem ihre Stellung in Literatur, Kunst, Werbung, Medien, Medizin usw. von 15 ausgewiesenen Autoren (Historikern, Literatur- und Medienwissenschaftlern, Psychologen) eingehend untersucht wird. Die hohe wissenschaftliche Qualität des Buches gründet sich nicht zuletzt darauf, dass die Beiträge aus einem Vortragszyklus hervorgegangen sind, also vor ihrer Veröffentlichung bereits eingehend diskutiert wurden; einige dieser Beiträge wurden 2004 auf einem Internationalen Kongress »Cats and Cities« vorgestellt.

Man möge es dem Rezensenten nachsehen, wenn er gelegentlich den Anschein erweckt, »gschieder als Salomons Katz« zu sein, wie man in Vorarlberg sagt. So wendet er sich etwa gegen die Einbeziehung der Großkatzen (Jürgen Osterhammel), so interessant sie an sich sein mögen. Und er meint auch, dass die Denomination von Waffensystemen (Lothar Burchardt) nichts zum Zusammenleben von Katze und Mensch beiträgt, zumal wenn unter dem Titel »Von Katzen und Mäusen« das gesamte Brehmsche Tierleben vom Tausendfüßler bis zum Elefanten aufgefächert wird. Im Briefmarkenhandel mag es angebracht sein, bei Sammlern von Katzenmotiven mit Großkatzen abzukassieren, in einer »Sozialgeschichte auf leisen Sohlen« haben sie »per definitionem« nichts zu suchen, wie denn auch der »Klappentext« und der Infotext des Verlages die Großkatzen ignorieren. Selbst in der Einleitung geht der Herausgeber auf die Großkatzen nicht ein, weil sie das Merkmal von »pets« oder »companion animals« nicht erfüllen: »one does not eat one's companion's animals (nor get eaten by them)« (Donna Haraway, 2003).

Damit stehen wir mitten in der Beschreibung des kulturgeschichtlichen Ortes der Katze, den der Herausgeber Clemens Wischermann in der Einleitung bestimmt. Im Mittelpunkt des Buches steht die Katze, die mit dem Menschen unter einem Dach lebt. Es stellt sich die Frage nach dem Nutzen, den

die Katze dem Menschen bringt, der in einer Agrarkultur anders beurteilt wurde als heute, wo die Katze auch in Stadtwohnungen lebt und den Hund als beliebtestes Haustier abgelöst hat. Der geschichtliche Wandel in der Beurteilung der Katze in ihren Beziehungen zum Menschen ist das eigentliche Thema des Buches.

Die beiden ersten (historischen) Beiträge sind jeder für sich ein Juwel. Der Althistoriker Wolfgang Schuller untersucht in »Bastet, das Kätzchen« die Rolle der Katze im alten Ägypten, das seit Herodot als Ursprungsland der Katze gilt. Die Katze, die auf Ägyptisch »Miau« heißt und in einer eigenen Hieroglyphe Gestalt angenommen hat, wurde hoch geschätzt, da sie den Menschen vor Schlangen und anderen schädlichen Tieren schützte. Zahlreiche bildliche Darstellungen zeigen die Katze bei der Jagd auf Geflügel, unter dem Stuhl einer Frau als Fruchtbarkeitssymbol und auf Särgen als Lieblingstier einer Person. Katzen wurden mumifiziert, es gab Katzenfriedhöfe, sie galt als Tier der Göttin Bastet (griechisch Bubastis), die für den Schutz des Hauses verantwortlich war und die Fruchtbarkeit garantierte. Die Katze konnte aber auch andere Götter verkörpern, etwa den Sonnengott Re. In ägyptischen Märchen und Fabeln, auch in der Zaubertextliteratur, spielt sie eine große Rolle. Die Ägypter schätzten die Anschmiegsamkeit und die Nützlichkeit der Katze, sie übersahen ihre negativen Eigenschaften.

Ähnlich ergiebig ist der Beitrag »Keltische Katzen« des Historikers Michael Richter. Er unterscheidet für die Zeit vom Ende des Römischen Reichs bis zur Reformation Katzen in Irland und Katzen in Wales. Die Iren übernahmen ihr Wort für Katze von den Römern, haben sie also wohl erst durch diese kennen gelernt. Der Autor stellt an die Spitze das berühmte Gedicht Pangur ban (der weiße Pangur), das ein irischer Mönch in irischer Sprache über seinen so geheißenen Zimmergenossen verfasst hat, wobei die Möglichkeit besteht, dass dieses Gedicht im 9. Jahrhundert auf der Reichenau durch einen dort lebenden irischen Mönch verfasst wurde und Pangur ban vielleicht sogar den ersten bekannten alemannischen Kater verkörpert. Zwei Katzen sind im Hochkreuz des Königs Muiredach in Monasterboice als Plastiken dargestellt. Sodann begegnen uns Katzen in den seit 700 in irischer Sprache aufgezeichneten Rechtstexten; sie wurden als Mäusejäger geschätzt. Ähnlich ist die Überlieferung in Wales, wo die Rechtstexte (als längst geltendes Gewohnheitsrecht) erst um 1200

aufgezeichnet wurden. Dort fallen dem Mann bei der Ehescheidung Getreide und Katze zu, der Frau Fleisch, Käse und die restlichen Katzen. Die Katze ist hier ein Nutztier in einer landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft, über die auch kaufrechtliche Bestimmungen bestehen. Die mechanische Teilung im walisischen Ehescheidungsrecht, wie sie auch bei der Erbteilung im »Gestiefelten Kater« anklingt, ist ein schönes Beispiel für die Entwicklung der Katze in der Gesellschaft; nach dem heutigen schweizerischen Eherecht (2003) würde bei der Zuteilung der Katze auf das Tierwohl abgestellt.

Zu dem durch Überschüttung des Katzenbalgs mit Getreide ermittelten Wert einer Katze im walisischen Schadensersatzrecht ist anzufügen, dass es sich nicht um eine keltische Besonderheit handelt, vielmehr wurde die Überschüttung (»Katzenrecht«) weltweit und durch die Jahrhunderte hinweg bis in die Türkei und bis zur arabischen Halbinsel praktiziert. Im Kanton Zürich forderte ein Bauer noch in den 1780er Jahren vor Gericht sein Katzenrecht ein (J. K. Bluntschli, Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 1, Zürich 1838, S. 113). Zu dem Beitrag von Richter wären ergänzend auch noch die frühmittelalterlichen albritischen, altirischen und angelsächsischen Bußbücher zu nennen. Dort wird in den »Canones Hibernenses« eine Buße in Form von Fasttagen oder Gebetsauflagen für unerlaubtes Trinken eines von einer Katze prägestierten Trankes normiert (W. H. Wasserschleben, Die Bußordnungen der abendländischen Kirche, Halle 1851, besonders S. 137). Diese Vorkostung durch die Katze lässt ihrerseits wieder den Rückschluss zu, dass die Katzen, wie es auch in den »Bremer Stadtmusikanten« zum Ausdruck kommt, am warmen Herd in der Küche ihren Stamplatz hatten, wo solche Speisen in ihrer Reichweite zur Prägestation einladen. Wie wenig allerdings in der Neuzeit diese Bußvorschriften beachtet wurden, zeigt die Abb. 1 auf S. 57 (Maerten van Cleve).

Das Thema der Speisen wird von Sabine von Heusinger »Die Katze im Kochtopf« weitergeführt. Im allgemeinen schreckte man vor Katzenfleisch zurück, es wurde nur in Notzeiten gegessen, der Katzekörper aber sonst vielfältig wirtschaftlich verwertet (Handschuhe, Mäntel, Katzenfell gegen Rheuma, die Knochen zur Herstellung von Würfeln und Kämmen). Zu dem als Scherz in Frage gestellten Bericht über den Katzen- und Hundefleischgenuss während der Belagerung von Paris 1870 sei ergänzt, dass im

Wilhelminischen Deutschland den Schülern der Vers eingehämmert wurde:

Viele Dinge sind auf–is,
längst verschwunden aus Paris,
masculini generis [männlichen Geschlechts],
panis [Brot], piscis [Fisch] sind am finis [Ende],
und vom canis [Hund] blieb noch crinis [Haar].

Das weibliche Wort felis [Katze] konnte keinen Platz in diesem Vers finden.

Der Beitrag von Mark Hengerer »Die Katze in der Frühen Neuzeit« ist besonders inhaltsreich und instruktiv. Zedlers Universallexikon hat sich dabei als eine ebenso ausgiebige Grundlage erwiesen wie die Kölner Weinsberg-Chronik, andere literarische Überlieferungen oder die zahlreichen Bildquellen, die diesen Beitrag zu einem guten Teil mit Lebensfreude erfüllen. Viele andere Bilder würden das ergänzen, etwa Bruegels Illustration zu dem Sprichwort »Der Katz' die Schelle anbinden« (W. Fraenger, *Der Bauern-Bruegel* und das deutsche Sprichwort, München/Leipzig 1923, Abb. 11) oder der Bauernhof im Schnee: ein Ehepaar sitzt in der Stube am Feuer, ein Kind, dem eine Katze befremdet zuschaut, pisst aus der Stube in den Schnee, 1510 (M. Smeyers, *Flämische Buchmalerei*, Stuttgart 1999, S. 475). Die gesetzlich normierte Verköstigung der Katze des Müllers ergibt sich aus dessen Pflicht, eine Katze zu unterhalten, »das sy den müssen were, das sy den lüten die seck nit zerbissend« (Offnung von Scheidegg im Allgäu, 1543).

Es folgen zwei literarische Beiträge. Silvia Mergenthal geht in »Fremde im eigenen Haus« der Katze im angloamerikanischen Schauroman nach. Anknüpfend an eine Revue mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gemälde, in denen die Katze meist mit dem Bösen in Verbindung gebracht wird, analysiert die Autorin die Kurzgeschichte »The Black Cat« von Edgar Allan Poe (1843) und interpretiert sie im Anschluss an Sigmund Freuds Aufsatz »Das Unheimliche«. Es folgen Analysen vergleichbarer Schauergeschichten von Tom Piccirilli »Of Persephone, Poe, and the Whisperer« (1999), Margaret Marons »The Beast Within« (1972), Michael Stotters »Bubastis« (1998) und Richard T. Chizmars »A Capital Cat Crime« (1993).

Ulrike Landfester widmet sich in »Von Klassikern, Klugscheißern und Koautoren« der Katze im Kriminalroman, wobei sie einen weiten Bogen spannt von Dorothy Sayers über Agatha Christies Hercule Poirot, dessen Augen grün aufzuleuchten pflegen

wie die Augen der Katze bei Nacht, »Malefices« von Pierre Boileau und Thomas Narcejac, zu Lilian Jackson Browns »The Cat Who Saw Red«, wo Katzen mit Erfolg in das Ermittlungsverfahren eingebunden werden, und Linda Barnes zu Akif Pirinçis »Felidae«, wobei sie stets dem Grundthema des Verhältnisses zwischen Mensch und Katze auf der Spur bleibt; »die Katze ist immer zugleich domestiziertes Haus- und selbständiges Raubtier«.

Ob Sayers »Leopard Lady« wirklich mehr als eine Katzensgeschichte ist, mag dahinstehen, schon wegen ihrer Affinität zu Großkatzen nicht. Aber auch die Interpretation der Autorin von Sayers »The Cyprian Cat« begegnet Zweifeln. Landfester hat sich mit ihrem Vorurteil, die Geschichte schließe die Präsenz eines Repräsentanten der aufgeklärten und aufklärenden Vernunft wie Lord Peter und Egg a priori aus, den Zugang zu einem anderen Verständnis der Geschichte verbaut. Denn diese Erzählung wäre auch als Fragment zu einem Roman zu deuten: Muss nicht geradezu zwingend am Ende der Erzählung der Ruf nach Lord Peter erschallen? Die Lösung (zwei Schüsse) liegt ebenso auf der Hand wie die möglichen Irrwege eines Ermittlers (Hexenglaube in Little Hexham, Freikugel) oder die Frage nach dem Motiv (Untreue der Frau, Rauschgift). Die Katze wurde nicht tödlich getroffen, sie fand den Weg durch die offene Tür aus dem Zimmer des Erzählers zur Tür des Zimmers der Ehefrau und entkam, sowie schon in der Nacht vorher, über die Treppe ins Freie. »Irgendwo in der Ferne hörte ich eine Stimme«, es kann nur die des Wirts gewesen sein, dem die flüchtige Katze auf der Treppe begegnet sein muss, der das aber nicht bestätigen kann, weil er die Existenz der Katze wahrheitswidrig leugnet. »Der Knall meines Schusses hallte mit vielfachem Echo durch das schweigende Haus«, der gleichzeitig abgefeuerte Schuss des Ehemanns auf die Frau ging in diesem Lärm unter.

Natürlich kann man über diese oder jene Interpretation streiten. Aber die Feststellung von Landfester, Lord Peter Wimsey und Montague Egg seien »geradezu ostentativ katzenlos«, stimmt nicht. Landfester hat nämlich Dorothy Sayers schönste Katzensgeschichte übersehen, in der Monty Egg mit Hilfe des braungelben Katers Maher-shalal-hashbaz einen Mord aufklärt (A Treasury of Sayers Stories). Man ist versucht, Egg mit dem Handbuch für Handlungsreisende zu zitieren: »Der Handelsmann wird arg verkannt, wird sein Erfolg nicht anerkannt«. Dennoch ist die Verknennung verzeihlich, denn wer sieht schon

dem aus Isaias 8,1 und 8,3 entlehnten hebräischen Titel Maher-shalal-hashbaz (deutsch: der sich eilend über die Beute hermacht) an, dass es sich um eine Katzengeschichte handelt, zumal auch in der Bibel kein Zusammenhang mit einer Katze besteht.

Die folgenden Beiträge sind der Gegenwart des 20. bzw. 21. Jahrhunderts gewidmet. Clemens Wischermann fragt nach den »Katzen in der Werbung im 20. Jahrhundert«, in der sie meist mit Kindern oder auch Frauen aufscheinen, seltener mit Männern. Die Individualisierung der Katze macht sie dank der Werbung heute sogar zum Fernsehstar, worin er ein großes Potential für die Zukunft sieht. Moderne Fragen des Tierschutzes werden in drei weiteren Beiträgen angesprochen: »Katzen unerwünscht, Sozialrationalisierung in Frankfurter Neubausiedlungen (1925–1932)« von Adelheid von Saldern, »Hygienische Helfer, Katzen und Katzenschutz im nationalsozialistischen Deutschland« von Maren Möhring, und »Streunende Katzen in Mannheim, Tierschutz und –beherrschung in den 1950er und 1960er Jahren« von Marcel Boldorf. Der Medienwissenschaftler Kay Kirchmann stellt in »Metamorphose und Halbwesen«, ausgehend vom Unheimlichen Freuds, die Filme »Cat People« von Jacques Tourneur (1944) und Paul Schrader (1981) vor, die mit ihren Hybriden an die Katzen der Schauer- und Kriminalromane anknüpfen.

Miriam Gebhardt in »Die Katze als Kind, Ehemann und Mutter?« verweist auf die Katze, die infolge der Schwächung der bürgerlichen Gesellschaft zum Ersatzfamilienmitglied geworden ist. Sie illustriert an dem Beispiel der Katze Lady, wie deren Besitzer ungeachtet der Beschränktheit ihrer eignen Mittel jeden Aufwand getragen haben, um deren Gesundheit wiederherzustellen. Die Autorin bettet diese Beobachtung in die allgemeine Emanzipation der Katze, die nach mehrfachen Sprüngen seit ca. 1980 zum Familienmitglied und zum beliebtesten Haustier des 21. Jahrhunderts geworden ist. Margit Schreier schließt daran in »Auf der anderen Seite des Kosmos« die jedem Tierhalter nahe gehende Frage nach dem Tod des Haustieres an, die den Besitzer einer Katze umso tiefer berührt, je länger und intensiver seine Beziehung zum Tier gewesen ist. In diesem Zusammenhang geht sie auch auf das sich häufig stellende Problem der Euthanasie ein und fragt nach dem Ersatz für eine verstorbene Katze. Hinter diesem mit großen Einfühlungsvermögen geschriebene Beitrag spürt man das eigene Erleben. Besonders

sympathisch berührt, dass die Autorin diesen Beitrag ihren verstorbenen und lebenden Katzen widmet: Jonathan, Bee, Tascha, Finchen, Ginger und Rosalind. Diesem Beispiel folgend möchte auch ich diese Besprechung meinen Katzen Paul, Paulchen, Peterle und Paulinchen widmen. Kann es einen stärkeren Beleg für die fortgeschrittene Individualisierung von Katzen geben als solche Zueignungen wissenschaftlicher Arbeiten an Katzen?

Zwei Problemfelder sollen noch kurz angesprochen werden. Das ist einmal die Frage der Namen von Katzen, die einen wichtigen Schritt im Individualisierungsprozess darstellen. Es ist nicht so, dass es solche Namen erst seit Brehms Zeiten gibt, wie man S. 241 entnehmen könnte. Ganz abgesehen von dem mehrfach zitierten Pangur ban lassen sich in Zürich 1504 Katzennamen wie Schellenmenly, Zizi, Die guot Musserin, Mus und Retzen, Musyna oder Wyss musin nachweisen (F. Hegi, Der Glückshafenrodel des Freischießens zu Zürich von 1504, Bd. 1-2, Zürich 1942). Alle diese Katzen begleiten ihre Herren und nehmen an einer Lotterie teil, sie gehören zur Familie.

Ohne die moderne Entwicklung der Katze zum Familienmitglied in Frage stellen zu wollen, sollte man vielleicht diesen Vorgang nicht in der Schärfe sehen, wie sie in dem Buch wiederholt zum Ausdruck kommt. Die Katze gehörte, wie das Beispiel Pangur Ban zeigt, schon immer zur Familie. Mit Ausnahme des Beitrags von Richter wurde die Rechtsgeschichte zu wenig in die Betrachtungen einbezogen. Die Katze wurde, seit es sie gab, im alten deutschen Recht immer als Huesgerät angesehen, also als Teil des Heims (S. 225). Sehr schön umschreibt das Hofweistum von Cond aus dem 16. Jahrhundert die Familie: der Bote des Grundherrn, der die Weinlese beaufsichtigt und bei den Weinbauern einquartiert wird, hat Anspruch auf Verköstigung mit Ehefrau, Magd, Hund und Katze. Auf einer Gerichtsversammlung in Gerstheim (Saar) bestimmen die Richter 1508 für den Fall, dass ein Dorfgenosse wegzieht, er möge Gewand und Waffen aufladen, »vnd ein hanen vnd ein katz, vnd soll ziehen«. In Liestal (Kanton Baselland) erscheint 1411 ein Mann, der kein Gesinde hat, vor Gericht und führt mit seinen Haustieren als Zeugen den Anklagebeweis: mit dem hund vom seil, der katze vom heerd vnd dem han von der hünere stange. Noch weiter geht der Schwabenspiegel, der die Katze als Hausgenossen sogar strafrechtlich zur Verantwortung zieht: Er fordert die Enthauptung aller Leute und Lebewesen eines Hauses, die einem Hilfruf nicht gefolgt sind,

eingeschlossen »hunde unde katzen, gense unde h nenre«. Die Individualisierung der Katze, ihre Position als Hausgenosse, Zeuge vor Gericht oder gar als Straftäter hatte schon im 13. Jahrhundert einen Höhepunkt erreicht.

Mit diesem Buch wurde der Bann gebrochen. Es hat mit seinen substantiellen Beiträgen bewiesen, dass die Katze ein geeignetes Objekt historischer Forschung sein kann. Da es kaum möglich war, mit einem solchen ersten Schritt Vollständigkeit anzustreben oder gar zu erreichen, sind viele Themen offen geblieben, die sich für eine weitere Vertiefung anbieten. Besonders ergiebig wäre beispielsweise die Katze im Sprichwort. Karl Friedrich W. Th. Wander beschreibt im Deutschen Sprichwörter-Lexikon 940 Katzensprichw rter, gar nicht zu reden von den vielen zusammengesetzten Wörtern (katzenfreundlich, Katzenjammer, Katzenmusik, Katzensprung, Katzentisch usw.). Diese in der Alltagssprache verwendeten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten werfen ein grelles Licht auf das seit Jahrhunderten gepflegte Zusammenleben von Katze und Mensch. Höchster Aktualität erfreut sich derzeit in Deutschland, Österreich und in der Schweiz die heiß umstrittene Frage einer Katzensteuer, bei der sich Hunde- und Katzenbesitzer wie Hund und Katze gegenüber stehen (vgl. Internet). Viele weitere Bereiche

bieten sich an, etwa die Katze im Lied oder die Katze in der Seefahrt. Weit mehr als auf dem Land war auf See der oft für Monate mitgeführte und ohnehin begrenzte Proviant durch Mäuse und Ratten gefährdet. Seefahrtsordnungen schrieben seit dem Spätmittelalter die Mitführung einer Schiffskatze obligatorisch vor. Die Seefahrt hat der Schiffskatze, von der in der Seereiseliteratur immer wieder die Rede ist, viel zu verdanken.

Die Eigenheiten der Katze, ihre negativen und positiven Eigenschaften, ihr Umfeld, die ihr vom Menschen zugeordneten wechselnden Aufgaben klingen in jedem Beitrag an. Man hätte sich ein zusammenfassendes Sachregister gewünscht, freilich eine aufwendige Arbeit, die erfahrungsgem  bei Sammelwerken kaum je zustande kommt. Einen gewissen Ersatz bildet die alle Beiträge zusammenfassende Auswahlbibliographie, die eine gute Grundlage für die künftige Forschung liefert. Aber auch ohne ein solches Register und mit den kleineren Mängeln, die der persönlichen Ansicht des Referenten und dessen strengen Maßstäben entspringen, bleibt dem Herausgeber und allen seinen Mitarbeitern für diese großartige und innovative Studie zu danken. Der kaufwillige Leser kann versichert sein, dass er mit diesem Buch keine Katze im Sack kauft.

Karl Heinz Burmeister

VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

EHRENMITGLIEDER

Hofrat Dr. Arnulf Benzer, Bregenz

Eduard Hindelang, Langenargen

PD Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

VORSTAND

- Präsident:** Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter,
Direktor des Vorarlberger Landesarchivs,
Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
- Vizepräsident:** PD Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen
- Schriftführer:** Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg
- Schatzmeisterin:** Susanne Hölzer, Baden-Württembergische Bank,
Bachstr. 12, D-88214 Ravensburg
- Schriftleiter** Dr. Jürgen Klöckler M.A., Leiter des Stadtarchivs Konstanz,
des Jahresheftes: Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Beisitzer:** Lic. phil. Arthur Brunhart, Chefredaktor des Historischen Lexikons
für das Fürstentum Liechtenstein, Messinastr. 5, FL-9495 Triesen
- Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz
- Dr. Peter Eitel, Historiker, Pfänderweg 6, D-88212 Ravensburg
- Markus Huber, Dipl. nat., Kurator am Museum Stemmler,
Sporrengasse 7, CH-8200 Schaffhausen

Dr. Jörg Heiligmann, Leiter der Außenstelle Konstanz
des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg,
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
PD Dr. Oskar Keller, Geologe, Sonderstr. 22, CH-9034 Eggersriet
Jürgen Oellers M.A., Stadtarchiv Friedrichshafen, Katharinenstr. 55,
D-88045 Friedrichshafen
PD Dr. Wolfgang Ostendorf, FB Biologie der Universität Konstanz,
Limnologisches Institut, D-78457 Konstanz
Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14,
D-88045 Friedrichshafen
Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. an der Pädagogischen
Hochschule Vorarlberg, Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau
Heiner Stauder M.A., Stadtarchivar, Altes Rathaus, D-88131 Lindau
Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,
Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen
Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Historiker und Leiter Seemuseum, Seeweg 3,
CH-8280 Kreuzlingen

GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7,50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22,
CH-9000 St. Gallen
Ersparisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-
für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-
für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
Hypothekenbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7,50

MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Dr. Jürgen Klöckler M.A. (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als Datei entweder auf Diskette oder aber als attachment an eine eMail (KloecklerJ@stadt.konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen (<http://www.ub.uni-konstanz.de/vgbodensee/richtlinien.htm>) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahresheft publiziert, hat der Autor Anspruch auf Belegexemplare. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

SCHRIFTENLAGER

Das Schriftenlager des Vereins wird geführt von Frau Ursula Reck (Schriftenlager des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen). Hier können frühere Jahrgänge ab 68 (1941/42) zum Preis von € 7.50 pro Heft angefordert werden.

BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

E-Mail Adresse: bodenseebibliothek@friedrichshafen.de

Homepage Bodenseebibliothek: <http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodenseebibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger, sekretierter Bücher die Entleiherung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonen-

de Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die »Bodensee-Bibliothek« in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.

Bibliothek der Universität Konstanz



0196 9688 75

Das internationale Bodensee-Jahrbuch versammelt aktuelle Forschung und Information zur Geschichte und Naturkunde des gesamten Bodenseeraums.

Ein umfangreicher, kulturgeschichtlich spannender Beitrag ist der schwäbisch-alemannischen Fasnacht und ihren vergessenen Wurzeln im barocken Karneval gewidmet. Staunend erfährt man vom außergewöhnlich heißen Sommer des Jahres 1540 im gesamten Bodenseeraum, als etwa in Lindau im Herbst die Kirschen ein zweites Mal reif wurden und vielerorts die Apfel- und Birnbäume im September nochmals blühten. Baugeschichtlich ausführlich wird das Friedinger Schlößle im Hegau vorgestellt, zudem werden Editionen wie das Sankt Galler Urkundenbuch oder Themen wie der Reichstag des Jahres 1507 in Konstanz, sozialdemokratische Pressearbeit in der Ostschweiz der Zwischenkriegszeit oder ein Schuldrama der Nachreformationszeit behandelt. Zwei naturwissenschaftliche Beiträge befassen sich mit der Entwicklung des Strandrasens am Thurgauer Bodenseeufer und dem Naturschutzgebiet Altenrhein.

Das Jahrbuch wird herausgegeben vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.



Jan Thorbecke Verlag



ISBN 978-3-7995-1714-0